

MICHAEL G.
MANNING

DUNKLE GÖTTER

2

DER
BUND

PIPER

Inhalt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Epilog

Nachwort

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



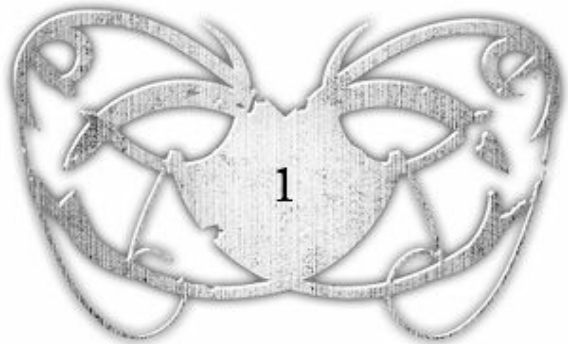
Piper-Fantasy.de

Übersetzung aus dem
Amerikanischen von Jürgen
Langowski

Vollständige E-Book-Ausgabe
der im Piper Verlag
erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2013

ISBN 978-3-492-96255-1

© 2011 Michael G. Manning
Die englische Originalausgabe
erschien 2011 unter dem Titel
»Mageborn. The Line of
Illeniel« bei Gwalchmai Press.
Deutschsprachige Ausgabe:
© Piper Verlag GmbH,
München 2013
Umschlaggestaltung: Guter
Punkt, München
Umschlagabbildung: Sabine
Dunst, Guter Punkt, unter
Verwendung von Motiven von
shutterstock
Datenkonvertierung: psb, Berlin



Leise schlich ich durch
die Dunkelheit, bis ich
die richtige Tür erreicht
hatte. In der ganzen
Umgebung gab es

keinerlei Licht, und ich hatte auch keine Lichtquelle mitgebracht. Für dieses Vorhaben wollte ich lieber den Magierblick einsetzen. Sichtbares Licht hätte die Gefahr nur vergrößert. Also griff ich mit meinem Geist hinüber und erforschte den Raum hinter der Tür. Meine

Aufgabe wäre leichter
gewesen, wenn sich
dort niemand
aufgehalten hätte, doch
ich spürte sofort ein
Wesen, von dem eine
gefährliche Aura
ausging. Mir brach der
Schweiß aus, als ich
über meine
Möglichkeiten
nachdachte. Noch
einmal überprüfte ich

meinen Schild und
vergewisserte mich,
dass mir der Spruch
vollständigen Schutz
gewährte. Einen
Moment lang spielte
ich mit dem Gedanken,
das Schwert zu ziehen,
doch das war bei
diesem Gegner sinnlos.

Vorsichtig streckte
ich die Hand zum

Türgriff aus und prüfte, ob abgesperrt war. Das war natürlich nicht der Fall ... denn das Wesen in diesem Raum erwartete mich bereits. Die Jägerin verschließt den Käfig erst, wenn die Beute gefangen ist. Langsam öffnete ich die Tür und hoffte, drinnen sei es dunkel. Im Gegensatz zu mir

brauchte mein Gegner
nämlich das Licht, um
etwas zu erkennen.
Möglicherweise war
dies mein einziger
Vorteil.

Der Raum war hell
erleuchtet. Verdammt!

»Hallo, meine Süße,
ich hatte gar nicht
erwartet, dass du so
spät noch auf bist. Du
hast doch nicht etwa

auf mich gewartet?«
Ich sprach betont
fröhlich und wusste
sofort, dass sie nicht
darauf hereinfiel.

»Wo, zum Teufel,
hast du dich
herumgetrieben?«,
schimpfte Penny. Dabei
hatte sie diesen müden,
unwirschen
Gesichtsausdruck, den

manche Menschen bekommen, wenn sie die halbe Nacht wach gelegen haben. Ich bewertete dies als ein schlechtes Vorzeichen.

Bislang hatte mir noch nie jemand bescheinigt, ich sei im Umgang mit Frauen besonders gewitzt. Also versuchte ich es lieber mit Ehrlichkeit. »Ich

bin heimlich
losgezogen«, gab ich
zu. Das klang, laut
ausgesprochen, sogar
noch schlimmer als
gedacht.

Penny riss der
Geduldsfaden. »Hättest
du das wirklich getan,
könnte ich es vielleicht
sogar noch verstehen.«
Ihr Blick wanderte
nach oben zu einer

Stelle über meiner
Stirn. »Übrigens, du
hast einen Zweig in den
Haaren.«

»Ich bin aber
tatsächlich
losgezogen!«, beharrte
ich. »Du musst wissen,
es gibt da so ein
Mädchen ... sie lässt
mir einfach keine
Ruhe. Also bin ich nach

draußen
geschlichen ...« Das
war ein mehr als
fadenscheiniger
Versuch, sie zum
Lachen zu bringen. Sie
lachte ... nicht.

»Hör doch auf!

Sicherlich gibt es ein
paar Mädchen, die dir
schöne Augen machen,
aber du hast nicht
einmal genug Verstand

im Kopf, um sie zu erkennen. Und komm mir nicht mit deinen dummen Ausreden. Du bist im Haus des Müllers gewesen, nicht wahr?« Offensichtlich hatte sie zu viel Zeit mit Rose Hightower verbracht. Diese Frau übte einen schrecklichen Einfluss aus. Der Haushalt, den

sie meinte, hatte in der vergangenen Nacht ein Kind verloren. Es war der dritte verschwundene Einwohner binnen einer Woche, und so langsam gerieten die Leute in Panik.

Die Erste war eine junge Frau namens Sadie Tanner gewesen.

Dabei hatten sich die meisten Leute noch nicht viel gedacht. Es gab Gerüchte, sie sei mit einem Burschen aus einem Nachbardorf durchgebrannt. Etwas besorgter reagierten die Menschen allerdings, als zwei Tage später ein kleiner Junge verschwand. Manche behaupteten, er sei aus

seinem Bett heraus
verschleppt worden,
doch ich nahm an, dass
er in der Nacht auf dem
Weg zum Abtritt
verschwunden war.
Wie auch immer, jetzt
war er fort. Die Letzte
war Rebecca, die
Müllerstochter. Sie war
erst dreizehn, und nun
glaubte niemand mehr
an einen Zufall.

»Um ganz ehrlich zu sein«, leitete ich meine Lüge ein, »ich bin nicht direkt zum Müllerhaus gegangen, aber ich bin zufällig dort vorbeigekommen.«

»Ziemlich nahe sogar, würde ich vermuten. An deinen Stiefeln klebt Schlamm.«

Missbilligend starrte sie das Schuhwerk an. Tatsächlich, auf dem Lehm Boden hatte ich eine Spur hinterlassen. Ich werde wohl nie verstehen, warum sie sich darüber empörte, dass ich Erde hereinschleppte – auf unseren Lehm Boden. Im Augenblick lebten wir nämlich in einer

baufälligen Hütte in der Nähe der Ruinen von Burg Cameron. Ah, das war das luxuriöse Leben eines wahren Aristokraten!

»Nun, ich bin tatsächlich am Fluss spazieren gegangen ...«
Den Versuch, mein Tun vor ihr zu verheimlichen, hatte ich längst aufgegeben,

aber Penny liebte hin
und wieder ein scharfes
Verhör.

»Du hast ja sogar
am Hinterteil Dreck!«
Sie stand jetzt dicht vor
mir und schien besorgt.
»Warum musstest du
dich überhaupt
hinausschleichen?«

»Ich wollte nicht,
dass du dir Sorgen

machst.«

»Und wenn ich
aufwache und dich
nicht im Bett finde,
nachdem drei andere
Leute verschwunden
sind, und dann warte
ich bis fast zur
Morgendämmerung
und hoffe inbrünstig,
dass du
zurückkommst ... das
soll mir keine Sorgen

machen?«

Anscheinend nahm sie es doch ganz gut auf.

»Hm ... aus diesem Blickwinkel hatte ich es noch gar nicht betrachtet. Ich hatte es mir so gedacht, dass du nicht wach wirst, und wenn ich am Morgen einfach wieder da wäre, hättest du dir überhaupt keine

Sorgen machen
müssen.« Als ich am
Vortag den Entschluss
gefasst hatte, war er
mir ganz und gar
vernünftig
vorgekommen. Am
Abend hatte ich bis
nach neun Uhr
gewartet und war dann
aus dem Bett
geschlüpft, sobald ich

Pennys vertrautes
Schnarchen gehört
hatte. Den größten Teil
der Nacht war ich
durch die Wälder in der
Nähe des Dorfs
gewandert oder hatte
vor dem Müllerhaus
auf der Bank gesessen.
Daher stammte auch
der Dreck an meinen
Hosen.

Penny umarmte

mich und schmiegte
den Kopf an meine
Brust. Sie war zwar
aufgebracht, aber doch
nicht so sehr, dass sie
alle möglichen
Gerätschaften nach mir
geworfen hätte, wie ich
es zunächst befürchtet
hatte. »Ich wäre doch
mitgekommen, wenn
du etwas gesagt
hättest.«

Aber gewiss würde ich meine Verlobte zu einer nächtlichen Jagd auf den schwarzen Mann einladen, der Leute verschleppte ... sobald Schweine fliegen konnten. »Hör mal, Penny, ich weiß doch, dass du mich begleitet hättest, aber ich kann

dich auf keinen Fall in
so etwas hineinziehen.
Ich wüsste gar nicht,
was ich tun sollte,
wenn dir dabei etwas
zustößt.«

»Dreh es doch mal
um und betrachte es
aus meiner Warte«,
antwortete sie. Danach
verlief das Gespräch
eher unergiebig, bis wir
es schließlich aufgaben

und zu Bett gingen.
Trotz meines klugen
Plans hatte sie so wenig
geschlafen wie ich,
weshalb wir am
nächsten Morgen erst
spät aufstanden.

Wie man unschwer
erraten kann, war das
Leben des vornehmen
Grafen Cameron nicht
ganz das märchenhafte
Dasein, das ich

erwartet hatte. Genau
genommen sah es
sogar immer mehr
nach einem großen
Haufen Arbeit aus.
Nach dem vorzeitigen
Tod meines Großvaters
war das Anwesen
verfallen. Ein Brand
hatte die alte Burg
zerstört; dem
Vernehmen nach war

mein Vater dafür
verantwortlich
gewesen. Mein Onkel,
der Herzog von
Lancaster, hatte weiter
die Pacht eingetrieben
und sich bemüht, alles
halbwegs am Laufen zu
halten, aber keine
Notwendigkeit
gesehen, die Burg
selbst wieder instand
zu setzen.

Der Besitz der
Camerons bestand nun
vor allem aus einem
kleinen Dorf, für das
selbst diese
Bezeichnung schon
beinahe eine
Übertreibung gewesen
wäre. Eigentlich war es
nur die Ansammlung
einiger Gebäude. Die
meisten Bauern reisten
nach Lancaster, um

ihre Waren dort
feilzubieten und zu
handeln. Penny und ich
waren hierher
umgezogen, kurz
nachdem ich meinen
Titel erhalten hatte,
und nun hausten wir
im vornehmsten
Gebäude, das sich hatte
finden lassen.
Glücklicherweise hatte

der gute Herzog im Verlauf der letzten sechzehn Jahre die Pacht und die Steuern eingetrieben. Abzüglich seines Anteils bedeutete dies, dass mir nun etwas mehr als neunhundert Goldmark zur Verfügung standen. Zuerst war mir dies wie ein unermessliches Vermögen erschienen,

zumal ich bereits
zweihundert Goldmark
von dem verstorbenen
Devon Tremont
gewonnen hatte. Wie
naiv ich doch gewesen
war! Natürlich
bedeutete dies eine
große Geldsumme, aber
der Unterhalt einer
Burg kostete eben auch
eine Menge Geld. Ich
wäre schon damit

zufrieden gewesen,
unsere Hütte gegen
eine traditionelle
Behausung aus Balken,
Flechtwerk und Lehm
auf einem Fundament
aus Feldstein
einzutauschen. Ein
Steinboden und
massive Wände, was
will man mehr? Aber
zu meinem Entsetzen

hatte Penny bei Rose Hightower Unterricht genommen und gelernt, dass dies keinesfalls ausreichen werde.

Andererseits gab es auch eine Reihe angenehmer Entwicklungen. Meine Eltern waren nach Washbrook umgezogen. So hieß

unser Dorf. Sie widerstanden meinen Versuchen, ihnen Geld zu schenken, waren aber mehr als bereit, beim Wiederaufbau der Burg Cameron mitzuhelfen. Allein die Tatsache, dass es nun einen fähigen Schmied in der Gegend gab, brachte die Wirtschaft schon in Gang.

Außerdem hatte ich eine Reihe Steinmetze und Zimmerleute eingestellt und gab mir Mühe, nicht allzu oft an die Kosten zu denken, die damit verbunden waren.

Auch Pennys Vater war nach Washbrook umgezogen. Ich hatte viel Zeit damit

verbracht, meine neuen Fähigkeiten zu erforschen und seinen verletzten Rücken zu heilen, daher konnte er jetzt wieder arbeiten. Außerdem hatte der Lohn, den ich den verschiedenen Arbeitern in Washbrook zahlte, offenbar einen Funken entfacht.

Im Laufe der letzten sechzehn Jahre schienen die im Ort erhobenen Steuern einfach versickert zu sein, und es war nichts zurückgekommen, das die Wirtschaft angeregt hätte. Jetzt war ich hierher gezogen und gab den größten Teil des Geldes, das sie in all den Jahren bezahlt

hatten, für den
Wiederaufbau aus –
und die Menschen
schöpften neue
Hoffnung. Wenigstens
hatten sie dies getan,
bis die ersten
Einwohner
verschwanden.

Als ihr Lehnsherr
war ich dafür
verantwortlich, sie zu

beschützen.

Normalerweise bedeutete das, ihnen in Kriegszeiten Zuflucht in der Burg zu gewähren und Wächter einzuteilen, die die Straße bewachten und im Namen des Königs für Frieden sorgten. Die Burg war noch lange nicht fertig und derzeit unbewohnbar.

Wachen? Ha! Ich konnte mir kaum die Arbeiter leisten, die schon jetzt in meinen Diensten standen.

Das soll nicht heißen, dass ich bankrott war. In einer gut versteckten Kiste hatte ich immer noch eine beträchtliche Summe gelagert, sogar mehr als die Hälfte

dessen, was ich ursprünglich erhalten hatte. Doch meine Berechnungen hatten mir bereits gezeigt, was die Restaurierung insgesamt kosten würde, und ich musste am Ende sehr sparsam sein, damit mir nicht das Geld ausging.

Da ich gerade dabei

bin: Die besagte Kiste war stabil und das Werk eines guten Handwerkers. Mein Vater Royce Eldridge hatte sie selbst hergestellt. Es war keine mit Eisen beschlagene Kiste, sondern buchstäblich eine Eisenkiste. Das ist kein Witz, er hatte das ganze Ding tatsächlich

aus Eisen geschmiedet.
Außerdem hatte ich
magische
Schutzsprüche studiert,
und mein Versuch, den
Kasten noch
widerstandsfähiger zu
machen, war auch
geglückt. Ich bedauerte
jeden, der mich zu
bestehlen versuchte.
Beladen wog das gute
Stück mehr als

sechshundert Pfund. Es aufzubrechen hätte eine ganze Gruppe von Männern mit gutem Werkzeug und reichlich Zeit erfordert. Mit Schutzsprüchen verstärktes Eisen ist erstaunlich widerstandsfähig. Und falls tatsächlich jemand den Kasten

aufbekommen hätte,
wären alle Menschen in
einem weiten Umkreis
für längere Zeit in den
Schlaf gesunken.

Manchmal ist es
durchaus von Vorteil,
ein Magier zu sein.

Wie schon gesagt,
ich musste mich
persönlich um den
Schutz der Einwohner
kümmern, da ich weder

über Wächter noch einen Bergfried verfügte. Zudem war mir völlig unklar, wer oder was hinter den Entführungen stecken mochte. Andererseits war ich ziemlich sicher, mit den Übeltätern fertig zu werden, wenn ich sie erst einmal ausfindig gemacht hatte. Im Verlauf des

letzten Jahres hatten
meine Kräfte
zugenommen. Jeden
Tag verbrachte ich
mehrere Stunden mit
dem Studium der
Bücher, die ich
entdeckt hatte, und die
restliche Zeit übte ich
die Anwendung meines
Wissens.

Man mag sich

fragen, wie ich das alles schaffen konnte, da ich doch auch die Burg wiederaufbauen und mich außerdem um zahlreiche andere Dinge kümmern musste, um so viele Belange, deretwegen ich mich ins Zeug zu legen hatte ... der Mordecai, der ich ein Jahr zuvor noch

gewesen war, hätte sich womöglich verzettelt, aber die Dinge lagen nun ein wenig anders. Jedes Mal, wenn ich den Arbeitern bei irgendeiner Tätigkeit half, entdeckte ich einen neuen Weg, wie die Magie von Nutzen sein konnte.

Da waren beispielsweise die

Zimmerleute, die einen großen Teil ihrer Zeit darauf verwandten, Löcher für Dübel zu bohren. Mit einem gewöhnlichen Handbohrer brauchte man dafür recht lange. Nachdem ich ihnen weniger als eine Stunde geholfen hatte, versuchte ich, Devons

Spruch auf das Bohren
der Löcher
anzuwenden. Es war
ebenjener Spruch, mit
dem er bei unserem
Kampf in der Burg von
Lancaster meinen
Schild durchbohrt
hatte. Es gelang
ausgezeichnet, und
bald bohrte ich die
Löcher so schnell, wie
ein heißes Messer

Butter schneidet.

Das erregte die Aufmerksamkeit eines Gesellen, der mich prompt fragte, ob ich nicht auch für ihn etwas tun könnte. Es dauerte nicht lange, bis ich all ihre Werkzeuge verzaubern musste.

Das Problem war nur, dass der Zauber nicht lange hielt, daher war

ich wieder darauf
angewiesen, die Bücher
zu konsultieren. Etwas
zusätzliche Forschung
war nötig, bis ich
lernte, Schutzsprüche
zu wirken.

Schutzsprüche
erforderten einen
niedergeschriebenen
Zauber, bei dem man
natürlich die

lycianische Sprache verwendete. Das Ergebnis hielt viel länger, als eine nur mit Worten gewirkte Magie das vermag, aber auch diese Sprüche verschlissen nach einer Weile. Manchmal ist es freilich durchaus von Vorteil, wenn man sich alles selbst beibringt. Ich wusste nicht, dass

die Kunst der
Verzauberung schon
mehrere Jahrhunderte
vorher verloren
gegangen war.

Teufel auch, ich
hatte nicht einmal
gewusst, was eine
Verzauberung
überhaupt war, obwohl
ich doch genau dies
versuchte. Die
Verzauberungen waren

den Schutzsprüchen
sehr ähnlich,
erforderten aber mehr
Anstrengung und
hielten ewig. Jedes
Kind hatte schon
einmal von magischen
Schwertern,
sagenhaften Kelchen,
unzerstörbaren
Rüstungen und so
weiter gehört. Das

Problem war nur, dass schon seit langer Zeit niemand mehr wusste, wie man so etwas herstellte.

Da ich ein blutiger Anfänger war und keine Erfahrungen hatte, was die möglichen Gefahren solcher Experimente betraf, probierte ich es einfach aus. Meine

ersten Versuche waren recht einfach. Ich belegte einige Dinge mit einem Spruch und ließ die Magie so stark werden, wie es mir nur möglich war. Eines der Küchenmesser, die ich damals behandelte, ist heute noch recht scharf, doch nach ein paar Wochen konnte ich spüren, dass die

Magie allmählich
nachließ.

Meine nächste Idee
bestand darin, einen
zweiten Spruch zu
wirken, der die Energie
aus der Umgebung
bezog, etwa aus dem
Sonnenlicht oder der
Wärme. Das gelang
sogar noch besser, aber
auch der Spruch, der

die Energie abzog,
verlor im Laufe der Zeit
an Kraft. Sobald er
ausgelaugt war,
versagte selbst der
ursprüngliche Spruch,
der auf die Zufuhr
angewiesen war. Der
Spruch, der Wärme
verbrauchte, hatte den
schönen Nebeneffekt,
alles in der Nähe zu
kühlen. Beizeiten

wollte ich eine große Lagerkiste für Lebensmittel bauen, die ... aber ich schweife ab.

Wie sich schließlich herausstellte, war die Lösung verblüffend einfach. Die Sprüche mussten kreisförmig gewirkt werden, sodass Beginn und Ende miteinander verknüpft

waren. Wenn man dies
auf die richtige Weise
tat, wurde die
eingebrachte Magie
unendlich lange
festgehalten. Einmal
beging ich einen
schweren Fehler.
Sobald ich begriffen
hatte, wie man die
Magie in einem Kreis
aus Symbolen hielt,

versuchte ich, die Energie mit einem Spruch aus der Wärme zu beziehen. Diese Kombination war jedoch eine schlechte Idee. Nach einem Tag hatte der Gegenstand mehr Energie gespeichert, als der Zauber halten konnte, und das Ganze explodierte mit

mächtigem Getöse.
Glücklicherweise
wurde das fragliche
Objekt, ein kleines
Schälmesser, zu diesem
Zeitpunkt nicht
benutzt. Es läuft mir
jetzt noch kalt über den
Rücken, wenn ich mir
vorstelle, was dabei
hätte geschehen
können.

Wie auch immer,

ich habe jetzt wohl ausführlich genug erklärt, dass ich im Laufe des vergangenen Jahres eine Menge gelernt hatte. Jede neue Idee brachte außerdem neue Verfahren und noch mehr neue Ideen mit sich. Das Werkzeug der Zimmerleute war

besser denn je, und außerdem verbrachte ich viel Zeit in der neuen Schmiede meines Vaters. Er war eine unerschöpfliche Quelle von Ideen für Verbesserungsmöglichkeiten und bald hatten auch die Steinmetze besseres Werkzeug, um den Stein zu zerteilen und zuzuhauen.

Natürlich war ich in der vergangenen Nacht nicht unbewaffnet ausgezogen. Ich hatte das Schwert mitgenommen, das mein Vater für mich geschmiedet hatte – und das obendrein verzaubert war.

Außerdem war es so verdammt scharf, dass ich regelrecht Angst

davor bekam. Mühelos konnte es dickes Holz und sogar Metall zerschneiden. Dorian hatte mich in seinem Gebrauch unterwiesen, und dank der Übung und meiner eigenen magischen Schutzvorkehrungen war ich recht sicher, dass ich von Banditen

oder nächtlichen
Entführern nicht viel
zu befürchten hatte.

Den größten Teil der
Nacht über verhielt ich
mich sehr still. Ich
schlief nicht, auch
wenn ich einige Male in
Versuchung geriet.
Vielmehr harrte ich so
leise aus, wie es ein
Jäger eben tat, der auf
die Beute wartete. Im

Dunkeln waren meine Augen weitgehend nutzlos, aber das Gehör wurde sehr scharf, und ich hatte ja auch noch meine anderen Sinne. Mit dem Bewusstsein tastete ich mich so weit hinaus, wie es mir nur möglich war, und achtete auf ungewöhnliche Eindrücke. Ich konnte

die Tiere spüren, die in
ihrem Bau schliefen,
und bemerkte
nächtliche Jäger wie
Eulen, die in der
Dunkelheit nach Beute
suchten. Die Bäume
wiegten sich leise im
Wind und beruhigten
meinen wachsamem
Geist, und das
Plätschern des Flusses,

der langsam an der
Mühle vorbeiströmte,
war Balsam in meinen
Ohren.

Ich fand nichts
heraus. Ob das
bedeutete, dass die
Schurken in einer
anderen Nacht auf eine
Gelegenheit lauerten,
oder ob sie ahnten,
dass ich aufpasste,
konnte ich nicht

wissen.

Der Mittag kam zu früh
und war viel zu hell.

Überraschenderweise
lag Penny immer noch
schlafend neben mir,
und ich bekam schon
Schuldgefühle, weil sie
meinetwegen so viel
Schlaf versäumt hatte.
Sie trug ein Nachthemd

aus weichem Leinen,
was mich störte,
obwohl es im Grunde
nur eine geringfügige
Barriere darstellte. Da
hatte ich eine brillante
Idee: Vielleicht konnte
ich meine
Verfehlungen der
letzten Nacht
wiedergutmachen.

Sie schlug die Augen
auf, als meine Hand

über ihr Hinterteil fuhr. »Was tust du da?«, fragte sie.

Das war eine verdammt dumme Frage, aber ich hatte im Laufe des vergangenen Jahres eine Menge über Gespräche mit Frauen gelernt. »Na ja, als ich aufwachte, kam es mir wie ein Traum vor, weil eine so schöne

Frau neben mir lag.
Aber jetzt sagen mir
meine Sinne, dass du
wirklich sein musst.«
Ich fuhr mit der Hand
ihren Rücken hinauf.

»So leicht wirst du
mich aber nicht
rumkriegen.« Damit
stand sie auf und
begann sich
anzukleiden. Sie tat mir

allerdings den Gefallen,
mich dabei zusehen zu
lassen ... diese Frau war
ein Teufel.

»Ich verstehe
immer noch nicht, was
das soll ... in ein paar
Monaten heiraten wir
doch ohnehin, und es
ist ja nicht so, als
hätten wir noch
nie ... du weißt schon.«
Nach den Ereignissen

vor einem Jahr hatte Penny hinsichtlich unserer körperlichen Beziehung eine neue Regel eingeführt, die vor allem darin bestand, dass es diese Beziehung nicht gab.

»Mordecai

Eldridge!«, rief sie.

Wenn sie mir

Vorhaltungen machte, nannte mich Penny oft

bei meinem alten
Namen. »Glaubst du,
ich will auf meiner
Hochzeit in einem
Kleid erscheinen, das
einer trächtigen Stute
passen würde?«

»Ich sagte doch
schon, ich könnte
höchstwahrscheinlich
verhindern, dass etwas
passiert, wenn du mich

nur ...«

»Wage es ja nicht!
Ich will nicht, dass
du ... dass du damit
experimentierst. Wenn
ich nun unfruchtbar
werde?«

»Nein, nein, so
etwas würde ich dir
doch nicht antun. Es
wäre rein mechanisch,
eine Art Schild, damit
ich ...«

»Auch daran
fummelst du mir nicht
herum! Ich mag dein
Werkzeug, wie es ist,
und ich traue dir zu,
dass du doch noch
etwas
durcheinanderbringst.
Schließlich will ich
irgendwann wirklich
Kinder haben.«

Offenbar hatten wir,
was meine Magie

anging, ein
Vertrauensproblem.

»Na gut, na gut, ich
kann warten«,
antwortete ich. In
dieser Hinsicht war ich
zwar keineswegs sicher,
aber das war ein alter
Streit. Es schien mir
nicht nötig, das alles
noch einmal
aufzuwärmen. Ich

musste einfach
abwarten und sie in
einem passenden
Augenblick erwischen.
Die Hoffnung stirbt
zuletzt. »Ich gehe
heute Nacht wieder
raus«, fügte ich hinzu,
weil es mir besser
schien, dies gleich von
vornherein zu klären.

»Ich weiß«,
antwortete sie ganz

unbefangen, was bei mir eine Alarmglocke in Gang setzte.

»Ich verstehe ja, wie du dich fühlst, aber ich bin für die Leute verantwortlich und kann nicht einfach herumsitzen und gar nichts tun«, rechtfertigte ich mich.

»Du hast völlig recht.«

»Ich werde alle
nötigen
Vorsichtsmaßnahmen
ergreifen und mich so
gut bewaffnen, dass ich
kaum in Gefahr geraten
kann«, fuhr ich fort.

»Ich bin sicher, dass
du alles tun wirst, was
erforderlich ist.«

Misstrauisch
beäugte ich sie.

»Irgendetwas sagt mir,
dass deine Worte und
deine Absichten nicht
im Einklang sind.«

»Unfug«,
widersprach sie. »Mir
ist klar, dass ich dich
nicht hier halten kann,
solange nachts etwas
Finsteres umgeht.« Sie
gab sich große Mühe,
mit tiefer,
unheilschwangerer

Stimme zu sprechen.

»Ja ... also, na schön.« So ungewöhnlich es auch war, es fühlte sich gut an, hin und wieder mal in einem Streit die Oberhand zu behalten. Nachdem wir uns angekleidet hatten, trennten sich unsere Wege. Sie hatte sich in der letzten Zeit oft mit

dem Architekten
unterhalten und den
Bau der Küche und der
Wohnquartiere
beaufsichtigt. Am
Nachmittag half ich
meinem Vater. Er
arbeitete schon seit
einer ganzen Weile an
einem stabilen
Fallgatter für das
Torhaus.

Der Tag verging wie im Fluge, und am Abend bereitete ich mich gemächlich auf meinen nächtlichen Ausflug vor. Eine richtige Rüstung besaß ich zwar nicht, aber dank meiner magischen Schilde brauchte ich auch keine. So zog ich die Jagdkluft aus dunklem

Leder an und gürtete
das Schwert darüber.
Außerdem nahm ich
einen Stab mit.

Über diesen Stab
sollte ich noch etwas
erzählen. Nachdem ich
das Geheimnis gelüftet
hatte, wie man
Gegenstände dauerhaft
verzaubert, kam ich auf
die Idee, etwas

nachzubilden, das ich in Vestrius' Tagebuch entdeckt hatte.

Niemand wusste, wie die Stäbe der Magier vor langer Zeit beschaffen waren, und auch die Kunst der Verzauberung war verloren gegangen. Trotzdem ließ mich diese Idee nicht mehr los, und ich beschloss,

etwas zu erschaffen,
das den
Beschreibungen in
Vestrius' Tagebuch
zumindest ähnelte.

Angeblich hatten
unsere Vorgänger die
Stäbe benutzt, um ihre
Kräfte zu bündeln und
auf diese Weise eine
größere Wirkung zu
erzielen. Ich hatte zwar
keine Ahnung, wie sie

das getan hatten, aber ich führte einige eigene Experimente durch.

Zunächst verzauberte ich die Spitze des Stabes, damit sie jeden Spruch, den ich dort einbrachte, beliebig lange halten konnte. So entstand eine Art wandlungsfähige Verzauberung. Ich

konnte die Spitze
entfachen und musste
mir keine Gedanken
mehr darüber machen,
den Spruch zu erhalten.
Möglicherweise konnte
ich damit auch andere
Dinge tun, aber mehr
war mir bis zu diesem
Zeitpunkt noch nicht
eingefallen. Zweitens
hatte ich den ganzen
Stab mit einer Art

Hülse aus
Schutzsprüchen und
Runen umgeben. Wenn
ich meine Kraft an
diesem präparierten
Stab entlanglaufen ließ,
war es möglich, die
Energie über größere
Entfernungen
auszusenden oder auf
kurze Entfernung viel
stärker zu bündeln.

Um ehrlich zu sein,

bisher war beides noch
gar nicht nötig
geworden, aber ich
hatte eine ungute
Vorahnung, dass sich
diese Vorrichtung
früher oder später als
nützlich erweisen
würde. Außerdem sah
es ziemlich schick aus.
»Liebste, ich werde
jetzt ausziehen, das

Dorf zu retten«, rief ich zu unserem Schlafzimmer hinüber und hoffte, ihr damit ein Lachen zu entlocken.

»Schön, und sei vorsichtig!«, rief sie äußerst gelassen zurück. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, herüberzukommen und sich mit einem Kuss zu

verabschieden.

Offenbar hatte sie sich mit der Situation abgefunden. Ich trat nach draußen, sah mich um und überlegte mir, in welche Richtung ich zuerst gehen wollte. Gleich darauf tauchte Penny auf, die offenbar hinten um das Haus herumgegangen war.

Sie trug ein weiches

Gambeson und ein
langes Kettenhemd.
Außerdem war sie mit
einem Bogen und
einem leichten Schwert
bewaffnet. »Äh, Penny,
was tust du denn da?«,
fragte ich sie.

»Ich gehe auf die
Jagd nach
Bösewichtern«,
antwortete sie gelassen.

»Du wirst aber nicht mitkommen«, erwiderte ich energisch. Ab und zu muss ein Mann ja mal seinen Standpunkt deutlich machen.

»Schön. Geh du nur dort entlang, und ich wende mich nach Süden.« Das Lächeln, das sie jetzt aufsetzte, konnte man nur

diabolisch nennen.

Ich formulierte
meinen Einwand etwas
anders. »Nein, ich
meine, du bleibst hier.«

»Nö«, antwortete
sie.

Da meine
Argumente offenbar
nicht genügend
Überzeugungskraft
besaßen, war ein

direkteres Vorgehen
notwendig. »*Shibal*«,
sagte ich. Das war ein
Spruch, der sie in einen
tiefen Schlaf versetzen
sollte.

Penny hob das
Amulett, das ich ihr ein
paar Monate vorher
gefertigt hatte. »Hast
du das vergessen?« Ich
hatte es ihr geschenkt,
damit sie vor

magischen Angriffen
sicher war, nachdem
sie einige üble
Erfahrungen gemacht
hatte. Leider wirkte der
Schutz auch gegen
meine eigenen
Sprüche.

»Verdammt, du
kannst doch nicht
allein da rausgehen!«

»Na gut, du darfst
mich begleiten, aber

mach bitte keinen
Lärm. Ich will sie nicht
zu früh warnen.« Sie
tat so, als sei ihr das
alles herzlich
gleichgültig.

»Das ist nicht deine
Aufgabe, Penny«,
wandte ich störrisch
ein.

»Hast du eine
Ahnung! Du bist

vielleicht der
verdammte Graf, aber
ich werde deine Frau
sein. Wenn du
verantwortlich bist,
dann stecke ich
mindestens genauso
tief drin wie du.
Entweder du gehst jetzt
allein los, oder wir
gehen zusammen. Wie
hättest du es gern?« Sie
war nicht

umzustimmen. Wenn sie so energisch auftrat, konnte sie wirklich wunderschön sein, aber das verriet ihr hoffentlich niemand. Sie war auch so schon schwer genug zu nehmen.

Schließlich ließ ich sie mitkommen. Eine andere Möglichkeit gab es ja nicht, wenn man

einmal davon absah, sie zu fesseln, was ich mir einen Augenblick lang tatsächlich überlegte. Wir verließen das Dorf in nördlicher Richtung, da alle Vermissten auf dieser Seite gelebt hatten, und liefen zu einem schönen stillen Plätzchen im Wald. Sobald wir zwischen

den Bäumen waren,
wurde die Dunkelheit
fast undurchdringlich.
Weder Mond noch
Sterne ließen sich
blicken.

»Uff!« Penny war
über eine Wurzel
gestolpert und wäre
beinahe hingefallen.
Ich unterdrückte mein
Lachen. Natürlich hätte
ich Licht machen

können, aber ich hatte
die wundervolle
Ausrede, dass wir
unsere Beute nicht zu
früh warnen durften.
Im Dunkeln verschaffte
mir der Magierblick
einen großen Vorteil.

»Hör auf damit«,
sagte sie.

»Was meinst du?«

»Du lachst mich
aus. Ich weiß das ganz

genau«, antwortete sie.

»Ich frage mich nur, wie du etwas sehen und mit deinem Bogen Pfeile abschießen willst, wenn es nötig wird.« Tatsächlich war es so dunkel, dass man nicht einmal Schatten erkennen konnte. Sie antwortete nicht, also ließ ich das Thema

fallen, und wir gingen weiter. Bald hatten wir meine Lieblingsstelle erreicht.

Der Ort hatte nichts Besonderes an sich, es war hier nicht einmal besonders bequem, aber von dieser Stelle aus konnte ich, wenn ich meine Sinne hinausgreifen ließ, den größten Teil des

Gebiets abdecken, in dem Menschen verschwunden waren. Rücken an Rücken setzten wir uns hin, und ich entspannte mich. Zwar war es anstrengend, ein so großes Gebiet zu erkunden, aber die Schwierigkeit bestand vor allem darin, mich nicht anzuspannen. Ich

musste ganz ruhig werden und meinen Geist erweitern, um die gesamte Umgebung abzutasten.

Die erste Stunde war die schlimmste. Danach hörten wir auf, an unser Alltagsleben zu denken, und es wurde leichter. Ich war mir nicht ganz sicher,

aber ich dachte sogar,
Penny sei
eingeschlafen. Sie hatte
ja sonst nichts zu tun,
und es bestand auch
nicht die Gefahr, dass
sich jemand anschlich.
Ich konnte in einer
halben Meile
Entfernung noch eine
Maus aufspüren.

Zäh verging eine
weitere Stunde, und ich

fragte mich schon, ob
diese Nacht so
ereignislos verlaufen
würde wie die letzte.
Meine Gedanken
streiften ziellos umher,
doch mein Geist blieb
wachsam. Wenn sich
etwas bewegt hätte,
dann hätte ich es
gespürt, aber ich hatte
ja nicht einmal eine
Ahnung, wonach ich

suchte ... das sollte ich
erst später
herausfinden. Penny
schnarchte inzwischen,
was vermutlich die
Geräusche überdeckte,
die entstanden, als es
sich anschlich. Ich bin
nicht einmal sicher, ob
ich etwas gehört hätte,
wenn Penny leise
gewesen wäre. Es

bewegte sich fast
lautlos.

Der erste Hinweis,
dass nicht alles so war,
wie es sein sollte, war
ein Zweig, der keine
drei Schritte hinter mir
brach. Das Geräusch
wäre an sich nicht sehr
überraschend gewesen,
allerdings wusste ich,
dass sich dort nichts
befand, überhaupt

nichts. Kein Tier und nichts Lebendiges. Schlagartig war ich hellwach, und dann spürte ich es. Es war eine ungeheure Leere, als hätte jemand hinter mir ein Loch in die Luft geschnitten, in dem nichts existieren konnte.

Sofort sprang ich auf und fuhr herum.

Die Dunkelheit wirkte so umfassend, dass meine Augen nutzlos waren, doch mit meinem Magiersinn konnte ich die leere Stelle spüren. Ich griff nach dem Schwert, wurde aber von einer Hand aufgehalten, die mich am Arm packte. Sie durchdrang meinen

Schild, als sei er gar
nicht vorhanden, und
als sie mich berührte,
veränderte sich die
ganze Welt. Alles
verschwand ... mein
Augenlicht war
verloren, und ich
spürte nichts mehr
außer einer großen
Leere, die mich aufzog.
Dieses Nichts sog auch
das Licht auf, das in

mir brannte, und zerstörte nichts weniger als das Licht der ganzen Welt. Hätte es noch einige Augenblicke länger gedauert, ich wäre verloren gewesen.

Auf einmal stieß mich etwas zur Seite, und der Kontakt wurde unterbrochen. Die gewohnte Welt war

schlagartig wieder da.
Penny rang mit etwas,
das völlig schwarz und
auch mit meinen
besonderen Sinnen
nicht richtig zu
erfassen war.
Jedenfalls raubte es ihr
die Energie. Ihre
Lebenskraft schwand
zusehends dahin und
verging wie eine Kerze,

die in einem starken
Luftzug flackerte.

»*Lyet*«, sprach ich
und beschwor damit
eine Lichtkugel herauf.
Dann konnte ich es
sehen. In dem hellen
Lichtschein kämpfte
Penny mit Sadie
Tanner. Normalerweise
hätte Penny die
kleinere Angreiferin
müheless überwältigt,

aber inzwischen hatte sie viel Kraft verloren. Was das auch für ein Wesen sein mochte, es hatte nichts mehr mit dem Mädchen zu tun, das wir gekannt hatten. Äußerlich sah es zwar wie Sadie aus, aber die Leere, die mir der Magierblick zeigte, verriet, dass in dem Wesen, das uns

angegriffen hatte, keine Spur der früheren Persönlichkeit mehr zu finden war.

»Sadie?«, rief Penny.

»Ich weiß nicht, was das ist, aber es ist nicht Sadie«, rief ich zurück, und dann fügte ich auf Lycianisch hinzu:
»*Stirret ni Pyrenn!*«

Aus meiner
vorgestreckten Hand
brach eine Feuerlanze
hervor. Ich hatte
inzwischen gelernt,
meine Kräfte so zu
bündeln, dass ich auf
diese Weise ein Loch
durch das Wesen
brennen konnte, doch
mein Feuer
verschwand spurlos,
kaum dass es das

Wesen berührte.

Sadie ... oder was es auch war ... blickte mich an und setzte ein schreckliches Grinsen auf. Mit einem einzigen Stoß schleuderte es Penny zwei oder drei Schritte weit weg. Sie prallte gegen einen Baum. Dann griff es nach der Lichtkugel, die ich erschaffen

hatte. Sobald es meinen
Spruch berührte,
verschwand das Licht.
Es erlosch so abrupt,
wie es zuvor
entstanden war. Ich
war schockiert. Diese
Kreatur, die Sadie
ähnlich sah, verzehrte
meine Magie so
schnell, wie ich sie
heraufbeschwören

konnte.

Also zog ich mein Schwert und schlug zu, kaum dass das Licht verschwunden war. Ich hoffte, kalter Stahl konnte vollbringen, was der Magie nicht möglich war.

Tatsächlich traf die Klinge auf einen Widerstand, glitt dann aber weiter. Ich wich

zurück und beschwor
ein neues Licht herauf.
Inzwischen hatte ich
die Augen weit
aufgerissen. Mein
Selbstvertrauen war der
Furcht gewichen.

Das neue Licht
zeigte mir eine
grässliche Szene. Sadie
Tanners Körper lag, in
der Mitte zerteilt, auf
dem Boden, doch die

beiden Teile bewegten
sich noch und
versuchten mich zu
erreichen. Ich probierte
einen weiteren
Feuerspruch, der sich
ebenso schnell auflöste
wie der erste. Sobald
meine Magie den
grotesken Leib auf dem
Boden berührte,
verschwand das Feuer

einfach. »Penny! Wie geht es dir?«, rief ich.

»Geht so. Es hat mich nur am Kopf erwischt.« Sie klang müde und etwas benommen.

Ich ging zu ihr, wobei ich einen großen Bogen um die Kreatur machte, die sich am Boden wand. »Ich glaube, wir haben es

gefunden«, sagte ich,
auch wenn das nicht
der Wahrheit
entsprach. Das Wesen
hatte vielmehr uns
gefunden. Da fiel mir
etwas ein, und ich
überprüfte meine
Klinge. Zu meiner
Erleichterung
schimmerte die Magie
jedoch noch im Metall.
Warum war nicht auch

diese Magie
ausgelöscht worden?
*Das wird ja immer
verrückter*, dachte ich.

Unterdessen tastete
ich Penny ab und
vergewisserte mich,
dass sie unversehrt
war. Vorsichtshalber
erkundete ich mit
meinem Geist noch
einmal die Umgebung.

Dieses Mal suchte ich jedoch nach Löchern oder nach Stellen, an denen sonst nichts existierte. Da ich nichts finden konnte, entspannte ich mich wieder. »Ich glaube, dies ist das einzige Exemplar«, sagte ich zu Penny.

»Das klingt nicht so, als wärst du deiner

Sache völlig sicher«,
antwortete sie.

»Bin ich auch nicht.
Ich hatte nicht einmal
bemerkt, dass sich
dieses Wesen
angeschlichen hat.«
Während ich sprach,
erschuf ich noch einige
weitere Lichtkugeln,
die ich jeweils im
Abstand von zehn
Schritten um uns

herum verteilte. Wir wollten nicht noch einmal überrumpelt werden. Dann dachte ich nach.

Es dauerte eine Weile, Sadies Körper weiter zu zerlegen und die Arme und Beine abzutrennen. Blut gab es nur sehr wenig. Was aus den abgetrennten

Gliedmaßen strömte,
war zähflüssig und so
schwarz wie altes Blut,
das schon halb
geronnen war. Mein
Schwert zeigte sich von
ihrer Fähigkeit, Magie
zu absorbieren,
weiterhin
unbeeindruckt. Ich
versuchte es auch mit
dem Stab und stieß den
Rumpf an. Selbst dort

blieb die Magie
unbeeinflusst, doch als
ich dicht neben dem
Körper eine Lichtkugel
heraufbeschwor,
verging sie wie eine
gelöschte Lampe.

*Vielleicht hat es mit der
Struktur der
Verzauberung zu tun,*
überlegte ich. Um
meine Theorie zu
überprüfen, entfachte

ich ein Licht in der
Spitze des Stabes, wo es
von meiner
veränderlichen
Verzauberung
festgehalten wurde,
und berührte damit den
Rumpf.

Doch nichts
geschah. Das Licht
blieb, wie es war.
Dieses Wesen

vermochte demnach
zwar die Magie zu
verzehren, aber keine
Verzauberungen
aufzuheben.

Vermutlich schützte die
feste Struktur, die die
Magie festhielt,
umgekehrt auch vor
der Auszehrung, die
meine gewöhnlichen
Sprüche zerstört hatte.

Schließlich ergriff

Penny das Wort. »So interessant das alles auch sein mag, wir können diesen Haufen zuckender Körperteile nicht einfach hier herumliegen lassen.« Ich liebte ihren Sinn für das Praktische.

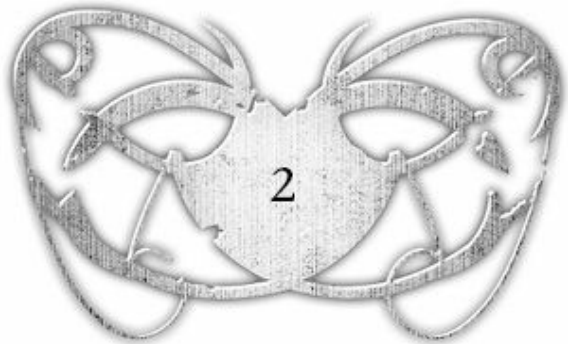
»Richtig. Ich habe auch schon eine Idee«, erwiderte ich, sammelte nun totes

Holz und Laub
zusammen und häufte
es rings um die immer
noch zuckenden
Körperteile auf. Dann
setzte ich mit meiner
Magie den
improvisierten
Scheiterhaufen in
Brand, bis das Holz
lichterloh brannte. Das
Feuer griff tatsächlich

den Körper des Wesens an, und was die Magie nicht geschafft hatte, vollbrachten nun die ganz herkömmlichen Flammen. Wir legten Holz nach, bis von Sadie Tanners Körper nichts mehr übrig war. In dieser Nacht erhielt ich eine interessante Lektion: Man braucht eine Menge Holz, um

einen Körper
vollständig zu Asche zu
verbrennen.

»Was war das?«,
fragte Penny, während
wir zusahen. Darauf
wusste ich immer noch
keine Antwort. Zu
müde, um etwas zu
unternehmen, kehrten
wir schließlich heim,
mit mehr Fragen als
Antworten.



Die Sonne ging deutlich zu früh auf. Wie gern hätte ich den Kerl zu packen gekriegt, der dafür verantwortlich

war. Offensichtlich hatte er seltsame Vorstellungen von Scherzen. Obwohl Penny und ich so lange unterwegs gewesen waren, erwachten wir schon bald, nachdem die Sonne aufgegangen war. Ich glaube, wir machten uns beide Sorgen.

Nachdem ich

geschlafen und etwas nachgedacht hatte, kam ich am Morgen zu dem Schluss, dass noch mehr dieser Wesen umgehen mussten. Sadie hatte sich ja erst nach ihrem Verschwinden verändert. Irgendetwas hatte sie demnach geschnappt und verwandelt. Wenn den

anderen Vermissten
etwas Ähnliches
passiert war, dann
bedeutete dies, dass
sich dort draußen noch
mindestens drei
weitere Wesen von
dieser Art
herumtrieben – und
das waren nur die, von
denen wir sicher
wussten. Ein

beängstigender
Gedanke.

Die gute Nachricht war, dass niemand mehr verschleppt worden war. Allerdings war ich nicht sicher, ob unsere Begegnung mit der Kreatur wirklich der Grund dafür war. Penny und ich sprachen zwar über die Ereignisse, aber wir

konnten es immer noch nicht richtig verstehen. Schließlich entschieden wir, es für uns zu behalten, damit keine Panik ausbrach.

Dann schrieb ich einen Brief an den Herzog von Lancaster, in dem ich ihm alles mitteilte, was geschehen war, und einen zweiten an

Dorian. Ich hoffte, er konnte sich freimachen und eine Weile bei uns bleiben. Wenn die Magie gegen diese Wesen nichts auszurichten vermochte, war sein Schwert mehr als willkommen.

Anschließend suchte ich nach einem Bauern

oder nach sonst
jemandem, der zufällig
ohnehin nach
Lancaster wollte.

Wie es sich jedoch
herausstellte, gab es
niemanden, der an
diesem Tag reisen
wollte, aber dafür
begegnete mir Joe
McDaniel, der mir
anbot, sich trotzdem
auf den Weg zu

machen, sofern es
dringend sei. Joe war
aus dem benachbarten
Königreich Gododdin
eingewandert. Er redete
kaum über seine
Vergangenheit oder die
Gründe für sein
Fortgehen, aber ich
nahm an, dass es mit
dem
Regierungswechsel
zusammenhing, der

dort stattgefunden
hatte.

Genau genommen
war Gododdin gar kein
Königreich mehr. Die
Königsfamilie war
schon vor meiner
Geburt ausgelöscht
worden, und
inzwischen musste
man das Land als
Theokratie betrachten,

die von einem Kult mit
Namen »Die Kinder
des Mal'goroath«
beherrscht wurde. An
diesen Leuten ließ Joe
kein gutes Haar.

»Macht mir gar
nichts aus, für Euch zu
gehen, Lord Cameron«,
sagte er zu mir. »Um
ein frisches Fass Bier
zu bestellen, wollte ich
in ein paar Tagen

sowieso reisen.« Joe versuchte gerade, eine Schenke einzurichten. Es sollte die erste werden, die es je in Washbrook gegeben hatte. Im Augenblick bestand sie aber lediglich aus ein paar Bänken, die in seinem Haus verteilt waren. Abends verkaufte er dort Bier. Da ich selbst

sehr gern Bier trank,
hatte ich seine
Bemühungen
ausdrücklich
befürwortet.

»Danke, Joe.« Ich
klopfte ihm auf die
Schulter. Sobald er
aufgebrochen war,
suchte ich die
Schmiede meines
Vaters auf. Früher oder

später musste ich Leute einstellen, die ich beispielsweise als Boten einsetzen konnte. Rasch wurde klar, dass ich mich von nun an nicht mehr um alles selbst kümmern konnte.

»Du scheinst besorgt, mein Sohn«, bemerkte mein Vater, kaum dass ich

eingetreten war. Er war ein stiller Mann, was vielleicht erklärte, warum ihm so wenig entging.

»Letzte Nacht gab es Ärger.« Ich berichtete ihm, was sich zugetragen hatte, und beschrieb ihm auch die Wirkung des Wesens auf meine Magie. Vater besaß selbst keine

magischen Fähigkeiten,
doch er war sehr klug,
und während der
Versuche mit der
Verzauberung
verschiedener Dinge
hatte ich seinen Rat
schätzen gelernt.

Meine Geschichte
beunruhigte ihn, doch
man musste ihn schon
gut kennen, um es ihm

anzumerken. Es war schwer, seiner Miene irgendetwas zu entnehmen. Statt über seine Befürchtungen zu reden, wandte er sich lieber ganz praktischen Dingen zu.

»Anscheinend haben wir viel Arbeit vor uns.« Er zog den Stapel Blätter heran, die er für seine Entwürfe

benutzte.

Natürlich wurde ich sofort neugierig. »Hast du schon eine Idee?«

»Du sagtest, als es dich berührte, sei es schwarz um dich geworden, nicht wahr?«, erkundigte er sich.

»Ja.«

»Aber ... Penny konnte trotzdem gegen

die Erscheinung
kämpfen«, erinnerte er
mich.

Verdammt! Daran
hatte ich noch gar nicht
gedacht. Die leichteste
Berührung hatte mich
blind gemacht, aber sie
hatte sich weiter
gewehrt, obwohl ihr
das Wesen die
Lebenskraft entzogen

hatte.

»Und es konnte die Magie auch nicht aus deinen verzauberten Objekten wie dem Schwert herausziehen«, fuhr er fort.

Endlich wurde mir alles klar. »Das Amulett! Es hat Pennys Geist beschützt, obwohl ihr das Wesen

schon die Lebenskraft entzogen hatte.« Das gab mir zu denken, denn dies bedeutete, dass ich einen Weg gefunden hatte, die Menschen mindestens teilweise zu schützen. Pennys Amulett hätte ihr zwar nicht das Leben gerettet, aber die Menschen fielen dem Wesen immerhin nicht

mehr so leicht zum Opfer, wenn sie nicht gleich bei der ersten Berührung völlig gelähmt wurden.

»Nicht nur das Amulett, Mordecai. Du könntest ja auch deine Kleidung oder Rüstung verzaubern, um dich vollständig zu schützen. Auf diese

Weise können dich die Angreifer nicht mehr direkt berühren«, erklärte er.

»Ich könnte unmöglich genügend Rüstungen oder Kleidung für alle Dorfbewohner verzaubern. Das würde Jahre dauern!«, wandte ich ein, obwohl der Gedanke sehr

verlockend war.

»Nicht für sie! Für
dich selbst, Junge!

Wenn dir etwas
zustößt, können wir
anderen uns ohnehin
nicht mehr schützen.«

Er warf mir einen Blick
zu, der Bände sprach.

»Du musst mehr wie
ein Lord und weniger
wie ein Diener denken.
Du bist jetzt ein

wichtiger Mann.«

Damit war ich nicht ganz einverstanden, aber wir konnten es uns sowieso nicht leisten, für jeden Einwohner eine Rüstung herzustellen. Außerdem war es nicht möglich zu arbeiten, das Land zu bewirtschaften und zu

kochen oder sonst
etwas zu erledigen,
wenn man den ganzen
Tag über eine Rüstung
trug. Die Vorstellung
mochte lächerlich sein,
aber ich wollte die
Hoffnung, irgendetwas
für die Menschen tun
zu können, trotzdem
noch nicht ganz
aufgeben. »Na gut, ich
stimme dir in gewisser

Weise zu, aber wir müssen doch auch die Einwohner irgendwie schützen. Wenn ich beispielsweise genügend Amulette verzaubern könnte ...«

»Den silbernen Anhänger hast du selbst hergestellt. Ich bin leider nicht darauf eingerichtet, einige Dutzend davon zu

schmieden«, erwiderte er.

»Es muss ja nicht Silber ein. Sie könnten auch aus Eisen bestehen.«

»Das macht es vielleicht etwas einfacher, aber auch dann dauert es immer noch eine ganze Weile, und der Umriss war

sehr kompliziert.

Könntest du die Form nicht vereinfachen?«, fragte Royce.

»Nur wenn wir stattdessen eine Gravur verwenden. Die Symbole sind der wichtigste Teil. Pennys Anhänger besteht im Grunde ausschließlich aus miteinander verflochtenen

Symbolen«, erklärte ich. Mein Vater besaß natürlich nicht das richtige Werkzeug, um so komplizierte Feinarbeiten durchzuführen.

»Ha, ich hab's!«, rief er. Ich schöpfte sofort neue Hoffnung, denn wenn sich mein Vater erst einmal etwas vorgenommen hatte,

fand er immer eine Lösung.

»Was denn?«, fragte ich.

»Wenn du dir Pennys Amulett ausborgen kannst, stellen wir eine Gussform her, und dann können wir so viele davon gießen, wie wir wollen. Wie lange

brauchst du für deine magischen Sachen?« Royce wedelte mit beiden Händen und pendelte gleichzeitig mit dem Oberkörper hin und her.

Ich sah ihn erbost an, doch innerlich musste ich lachen. »Nicht besonders lange. Vielleicht eine halbe Stunde pro

Objekt, wenn sie richtig geformt sind.« Danach machten wir uns an die Arbeit. Es würde vermutlich ein wenig Überredungskunst erfordern, Penny das Amulett wieder abzuschwatzen, weil sie sicherlich dachte, ich wollte ihre Schutzlosigkeit nur ausnutzen. Ich hatte

keine Ahnung, wie sie auf so etwas kommen konnte.

Vater richtete seine Werkstatt her und versprach mir, in ein oder zwei Tagen die Gussformen fertig zu haben. Danach konnte er die Anhänger schnell herstellen, und ich würde sie verzaubern.

Allerdings machte ich mir Sorgen, wir würden damit nicht rechtzeitig fertig werden.

Danach ging ich, denn er brauchte mich nicht mehr, und ich ließ ihn lieber in Ruhe arbeiten. Später half ich eine Weile den Zimmerleuten, bis mich am Nachmittag Dorian's Ankunft

unterbrach. »He,
Mordecai!«, rief er zu
mir herauf. Ich stand
gerade auf einem
Gerüst, das außen vor
dem Bergfried errichtet
worden war.

Zwar war ich
erleichtert, ihn zu
sehen, aber ich hatte
nicht so bald mit ihm
gerechnet. »Wie bist du
so schnell

hierhergekommen?«,
rief ich hinunter. Dann
kletterte ich hinab,
damit wir uns besser
unterhalten konnten.

»Ich bin
aufgebrochen, sobald
ich deine Botschaft
heute Morgen erhalten
hatte.« Dorian war der
zuverlässigste
Kamerad, den man sich

nur wünschen konnte.
Ein Mann, der jederzeit
für einen Freund
durchs Feuer ging,
wenn er glaubte, damit
helfen zu können.
Mindestens einmal
hatte er mir schon das
Leben gerettet. »Dein
Brief war zwar nicht
sehr aufschlussreich,
aber ich hatte den
Eindruck, dass du es

mit einer Art
Ungeheuer zu tun
gehabt haben musst.«

Ich war unsicher
gewesen, wie viel ich
schreiben sollte, und
hatte mich deshalb
eher allgemein
ausgedrückt. »Ja, aber
wir sollten nicht hier
draußen darüber
sprechen. Ich habe mir
noch nicht

zurechtgelegt, was ich
den Einwohnern
erzählen kann, und ich
will keine Panik
auslösen.«

Verwundert
blinzelte er. »Also
handelt es sich
tatsächlich um ein
Ungeheuer?« Ich
konnte förmlich sehen,
wie die Zahnrädchen in

seinem Gehirn
schnurrten, während er
sich an die Ungeheuer
aus den
Kindergeschichten
erinnerte. Außerdem
bemerkte ich, dass er
für die Schlacht
gerüstet war:
Kettenhemd,
Halsberge, Beinlinge,
Stahlkappe und das
Helmvisier. Natürlich

hatte er auch sein
Schwert und einen
langen Speer
mitgebracht.

»Wie ich sehe, hast
du mich beim Wort
genommen. Aber
hättest du wirklich den
Rossharnisch
gebraucht? Das muss
für dein Pferd sehr
anstrengend gewesen
sein.« Der

Rossharnisch war eine Panzerung, die teilweise auch sein großes schwarzes Streitross schützte.

»Woher sollte ich denn wissen, was nötig ist? Ich komme lieber mit zu viel Ausrüstung, als dass ich mit einem Pfeil im Hintern feststellen muss, wie

viel besser es gewesen wäre, das Eisenhöschen anzulegen.« Seine Scherze waren wie gewohnt nicht sonderlich geistreich, aber als er in voller Rüstung vor mir stand, war ich doch sehr erleichtert. Dorian war der gefährlichste Kämpfer, den ich je gesehen hatte, und

auch darum war ich
froh, ihn meinen
Freund nennen zu
dürfen.

Da sein Pferd müde
war, nachdem es so viel
Gewicht geschleppt
hatte, brachten wir es
zu den behelfsmäßigen
Ställen, wo ich ihm
half, das große Tier zu
reinigen und zu
striegeln. Dies empfand

ich nicht als lästige
Pflicht, da ich Pferde
fast ebenso sehr liebte
wie Menschen.

Während wir das Tier
versorgten, fiel mir
etwas ein. »Zieh auch
deine Rüstung aus.

Wenn du uns hier
helfen willst, gibt es
einige Dinge, die ich
tun kann, um deine

Aussichten zu verbessern.«

»Ich fürchte mich fast, nach Einzelheiten zu fragen.« Trotzdem legte er die Rüstung ab und reichte mir bald darauf einen schweren Haufen Metall.

Glücklicherweise war ich gut in Form, weil ich Vater gelegentlich in der Schmiede half.

Bei einem so großen Mann wie Dorian Thornbear wog die Rüstung vermutlich achtzig Pfund oder sogar noch mehr.

»Bring das Schwert und den Speer mit«, fügte ich hinzu.

»Ich wollte sie ohnehin nicht hier liegen lassen.« Er warf mir einen Blick zu, als

fürchtete er, ich wäre
völlig verrückt
geworden und hätte
angenommen, er
wanderte unbewaffnet
durch die Gegend.

»Was hast du mit
meiner Rüstung vor?
Du musst wissen, dass
sie sehr teuer war.«
Misstrauisch beäugte
er mich. Mir war ganz

und gar nicht klar,
warum er mir nicht
vertraute.

»Es wird deiner
kostbaren Rüstung
nicht schaden, keine
Angst. Ich will sie
lediglich verbessern.«
Dabei gab ich mir große
Mühe, eine Miene zu
machen, die einem
weisen,
geheimnisvollen

Magier entsprach, aber er schüttelte nur den Kopf.

Inzwischen hatten wir mein Haus erreicht, das diese Bezeichnung nach Pennys Ansicht jedoch kaum verdiente. Ich führte ihn nach hinten, wo mir ein kleiner Schuppen als Werkstatt diente. Schönes Werkzeug, wie

mein Vater es in der
Schmiede benutzte,
besaß ich zwar nicht,
aber das meiste davon
brauchte ich für meine
Arbeit ohnehin kaum.
Dank meiner
magischen Fähigkeiten
konnte ich viele Dinge
tun, ohne Werkzeug
benutzen zu müssen.
Ich legte das

Kettenhemd auf den Tisch.

»Sei ja vorsichtig. Es hat meinem Vater gehört«, schärfte Dorian mir ein. Sein Vater war ein Jahr zuvor gestorben. Daran ließen wir beide uns nur ungern erinnern. Auch ich hatte Gram Thornbear ins Herz geschlossen.

»Wenn ich fertig bin, wirst du dir wahrscheinlich nie mehr Sorgen machen müssen, die Rüstung könnte beschädigt werden«, versicherte ich ihm. »Würdest du mir etwas Wasser holen? Ich brauche eine Weile, und ich habe jetzt schon Durst.« Er machte sich

auf, einen Krug zu suchen, und ich begann inzwischen mit der Arbeit. Meine Bitte hatte teilweise auch den Zweck, ihn zu beschäftigen, um beginnen zu können. Ich war nicht sicher, wie er reagieren würde.

Zuerst holte ich die Zettel, auf denen ich

mir die Anleitung
notiert hatte. In der
letzten Zeit hatte ich
zwar viele
Verzauberungen
durchgeführt, aber der
Ablauf war kompliziert,
und ich wollte keinen
Fehler machen. Den
Spruch, den ich jetzt
benutzen wollte, hatte
ich schon einmal
ausprobiert, und

deshalb war ich recht
zuversichtlich, er werde
wie beabsichtigt
wirken. Ich beugte
mich über das
Kettenhemd, streckte
einen Finger aus und
fuhr über die
Metallringe. Dabei
veränderte sich die
Farbe von einem
stumpfen Grau zu
Gold.

Dorian kehrte bald mit dem Wasser zurück, unterbrach mich aber nicht, da er wusste, dass ich mich konzentrierte. Viel später blickte ich von der Arbeit auf. »Hast du noch etwas Wasser?«

»Klar. Für einen durstigen Mann hast

du dir mit dem Trinken
aber Zeit gelassen.« Er
reichte mir einen
Becher.

»Wie lange denn?«,
fragte ich.

»Du redest jetzt seit
drei Stunden mit dir
selbst und streichelst
meine Rüstung. Bald
wird es dunkel.«

»Verdammt! Das
habe ich überhaupt

nicht bemerkt. Tut mir leid, Dorian, ich bin ein schlechter Gastgeber.«

»Keine Sorge. Was du da tust, ist sicher wichtig. Ich hoffe nur, dass meine Rüstung danach noch brauchbar ist.« Jetzt spähte er mir über die Schulter.

»Nun ja, mit dem Kettenhemd bin ich fertig. Schau her.« Ich

deutete auf den Tisch,
auf dem die glänzende
Rüstung lag.

Inzwischen hatte ich
die goldene Farbe
wieder entfernt. Sie war
nur ein Hilfsmittel
gewesen, um für mich
selbst zu markieren,
wie weit ich mit der
Arbeit fortgeschritten
war. Jetzt schimmerte

das ganze Kettenhemd,
als wäre jeder Ring
poliert worden. Mit
meinem Magierblick
sah ich allerdings
obendrein die darauf
angeordneten Symbole
und Worte, die Dorian
nicht erkennen konnte.

»Nun ja, es ist
wirklich hübsch, aber
im Kampf geht es nicht
um Schönheit. Hält das

Ding ein Schwert denn auf?«

»Mein Freund, es hält so ziemlich alles ab – bis auf einen Ballistenschuss. Die Rüstung rostet nicht mehr, du musst sie nie wieder ölen.«

Insgeheim hoffte ich sehr, auch den Geruch verbessert zu haben. Wer sich in der Nähe

von Männern mit
Kettenhemden
bewegte, hätte mich
sofort verstanden. Rost
und Schweiß waren
keine angenehme
Kombination. »Noch
wichtiger ist, dass die
Rüstung auch das
Wesen, dem ich in der
letzten Nacht begegnet
bin, davon abhält, dir

die Lebenskraft
auszusaugen.«

»Jungs, habt ihr
denn gar keinen
Hunger?« Penny war
zurückgekehrt und
hatte einen Korb dabei,
der sicherlich
irgendwelche
Lebensmittel enthielt.

»Bald. Ich muss das
hier erst noch
beenden.« Ich deutete

auf Dorian's Waffen, die
Stahlkappe und die
Beinlinge.

»Ich habe jedenfalls
Hunger ... seit dem
Mittagessen habe ich
nichts mehr zu mir
genommen.« Es kam
selten vor, dass Dorian
eine Mahlzeit ausließ.

»Wenigstens einer
von euch ist vernünftig.
Wie lange wirst du

noch brauchen, Mort?«
Fragend sah sie mich
an. Seit einiger Zeit war
sie ausgesprochen
fürsorglich, wenn es
darum ging, dass ich
genügend Pausen
einlegte und etwas aß.

»Nicht lange. Ein
oder zwei Stunden.«

»Gut ... Dorian,
wenn du so freundlich

wärest?« Sie reichte ihm den Arm, den er auch nahm, um sie ganz wie eine edle Dame ins Haus zu geleiten. Genau das sollte sie ja tatsächlich schon sehr bald werden.

Ich machte mich wieder an die Arbeit und nahm mir zuerst die stählerne Kappe

vor. Ich war der Ansicht, dass es nicht besonders lange dauern werde, und bald war ich in die Aufgabe vertieft und verlor jedes Zeitgefühl. Als ich mit der Kappe und den Leggings fertig war, bearbeitete ich das Schwert, bis Penny mich unterbrach.

»Mort?«

»Äh ...« Ich hob den Kopf. Penny flimmerte an den Rändern ganz leicht.

»Du musst etwas essen. Du kannst das später noch beenden«, sagte sie sanft. Ich hatte allerdings so eine Ahnung, dass sie sich gerade erst warmlief.

»Ich kann nicht

mitten in der Arbeit
aufhören, sonst muss
ich noch einmal von
vorn beginnen. Aber da
ich schon mal dabei
bin, hol du doch auch
dein Kettenhemd. Das
kann ich als Nächstes
erledigen.« Ich hatte
mich schon wieder in
die Arbeit am Schwert
vertieft. Sie antwortete
nicht, und als ich das

nächste Mal den Kopf hob, war sie fort.

Eine Weile später war ich fertig.

Inzwischen war es ganz und gar dunkel, doch das war kein Problem, denn ich hatte in der Werkstatt mehrere magische Lichtkugeln verteilt. Nun wollte ich mit Pennys Kettenhemd beginnen,

aber sie hatte es noch nicht gebracht, also suchte ich sie.

Sie saß drinnen am Feuer. »Wo ist dein Kettenhemd?«, fragte ich verwirrt. Man sollte meinen, dass ich hätte klüger sein können, aber ich hatte meine Dummheit nun einmal lange eingeübt.

»Weißt du überhaupt, wie spät es ist?«, fragte sie.

Was für eine alberne Frage, dachte ich. Jeder Narr kann doch erkennen, dass es dunkel ist. »Es ist Abend«, erwiderte ich.

»Mort, es ist fast Mitternacht, und du hast immer noch nichts gegessen. Hast du seit

dem Mittagsmahl
überhaupt etwas zu dir
genommen?« Sie sah
mich mit besorgter
Miene an, aber ich fiel
nicht darauf herein. So
bringen sie einen nur
dazu, in der
Wachsamkeit
nachzulassen. Mir fiel
wieder ein, was ich
vorgehabt hatte.

»Oh, du hast recht.
Ich muss mich bereit
machen. Wo ist
Dorian? Ich fürchte, ich
werde wohl im Gehen
essen müssen.« Es
verschwamm mir ein
wenig vor Augen, was
vermutlich an meinem
Nahrungsmangel lag.

Penny stand auf,
nahm meine Hand und
führte mich zum Tisch,

wo sie mich überredete,
mich zu setzen. »Du
gehst heute Abend
nirgendwohin. Du bist
müde und hungrig und
wahrscheinlich sowieso
viel zu benommen, um
draußen irgendetwas
Sinnvolles zu tun.«

»Nein, ich ...«,
setzte ich an, aber sie
stopfte mir schon ein

Stück Brot in den
offenen Mund. Ich
hätte mich beklagt,
wäre es nicht derart
köstlich gewesen, dass
ich ohne großes
Nachdenken sofort zu
kauen begann. Danach
ging es nur noch
bergab ... der Wecken
unterhielt sich mit
meinem Magen, und
die beiden überzeugten

mich schließlich, dass sie sich erst in erheblich größerer Gesellschaft wirklich wohlfühlen würden. Kurzerhand vertilgte ich den Aufschnitt und den Rest des Brots. Sobald ich mich vollgestopft hatte, wurde ich müde.

»Danke, Liebes. Ich sollte wirklich öfter auf

dich hören.« Penny sah mich finster an, denn ich hatte die erste Regel im Umgang mit Frauen gebrochen. Wenn sie besorgt oder wütend sind, darf man ihnen keine Komplimente machen. Ich kam ihr zuvor, ehe sie über mich herfallen konnte. »Wo ist

Dorian? Er kann mich heute Nacht begleiten, und morgen setze ich die Arbeit an deinem Kettenhemd fort.«

»Ich habe dir schon gesagt, du gehst da heute Nacht nicht hinaus. Dorian hält Wache.« Sie stemmte die Hände in die Hüften.

Ich sah sie lange an.

»Wenn jemandem etwas passiert, bin ich dafür verantwortlich.«

»Du bist sowieso schon für alle verantwortlich. Ganz gleich, was du tust, es kann immer etwas passieren, aber wenn du in diesem Zustand losziehst, bringt es dich nur um. Was wird dann aus all den Leuten

hier?« Ihre Miene wurde weicher, während sie sprach. »Komm ins Bett, Dorian hält heute Nacht Wache. Er macht sowieso schon einen Streifengang.«

Ich hätte es wissen sollen ... die beiden hatten sich gegen mich verschworen. »Ich

kann bestimmt nicht schlafen«, quengelte ich.

Penny beugte sich vor und küsste mich. Es war keiner dieser züchtigen Küsse, die ich in der letzten Zeit bekommen hatte, sondern von der Sorte, bei der jeder Mann wach wird und »Hallo?« sagt. Ihren

Verführungskünsten gegenüber war ich keineswegs immun.

»Komm ins Bett, und ich Sorge dafür, dass es sich lohnt«, flüsterte sie mir ins Ohr.

Dagegen kam ich nicht mehr an. Ich kapitulierte und ging ins Bett. Warum sie auf einmal doch nicht mehr bis zur Hochzeit

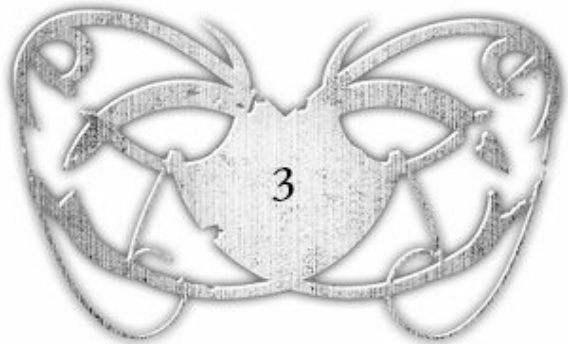
warten wollte, begriff ich nicht, aber ich war auch nicht scharf darauf, einem geschenkten Gaul ins Maul zu schauen. Nein, das war ein schlechter Vergleich. Ich wollte nicht ... egal. Alles, was mir sonst noch eingefallen wäre, war sogar noch

unpassender. In meinem Kopf drehte es sich, und das Bett kam mir nach dem langen Tag unglaublich weich vor. Ich fand, ich sollte wirklich öfter auf sie hören.

»Ich bin gleich wieder da, ich muss nur noch das Essen wegstellen«, sagte sie und ging hinaus. Ich

schloss die Augen und wartete auf sie. Als sie einige Minuten später zurückkehrte, schnarchte ich wohl schon fest, und ich bin sicher, dass Penny mit einem triumphierenden Lächeln zu mir unter die Decke kroch. Erst am nächsten Morgen fiel mir auf, dass sie

mich wieder einmal
hereingelegt hatte.



Marcus Lancaster
streckte sich wohlig aus
und genoss das Gefühl
der Seidenbettwäsche
auf der Haut. Dann

betrachtete er Lady Eleanor Strickland, seine derzeitige Bettgefährtin. Sie war ein hübsches Mädchen mit langen blonden Locken und goldenen Augen, die zum Haar passten. *Begabt ist sie auch*, ergänzte er in Gedanken.

Der Vorabend war, wie es in der

Hauptstadt Lothion oft geschah, mit Wein und Tanz wie im Fluge vergangen. Albamarl war eine große Stadt, in der viele Adlige Wohnhäuser unterhielten, um am Königshof gesellschaftlich auf dem Laufenden zu bleiben.

»Zeit

aufzubrechen«, sagte Marc zu sich selbst und erhob sich leise. Die Dämmerung stand bevor, und es wäre gewiss nicht angenehm, am Morgen von den Dienern im Schlafgemach der jungen Dame erwischt zu werden. Rasch kleidete er sich an und

sammelte seine
verstreuten
Besitztümer ein.

Eleanor wachte nicht
auf; sie hatte eine
anstrengende Nacht
hinter sich.

Ein paar Minuten
später wanderte er eine
der schmalen Gassen
hinunter, die in diesem
Viertel zwischen den
Hinterhöfen verliefen.

Die eigentliche Straße befand sich auf der anderen Seite, während der rückwärtige Zugang überwiegend von Dienstboten und Lieferanten benutzt wurde. Marc kannte den Weg ganz genau, denn im Laufe der letzten Monate hatte er schon einige Häuser von Adligen besucht. Es

war äußerst angenehm,
der Sohn eines Herzogs
zu sein, und er hatte
sich einer ganzen Reihe
von Liebeleien mit den
jungen Damen von
Albamarl hingegeben.
Auch wenn Mordecai in
Bezug auf Penny
einmal etwas anderes
gedacht hatte, nutzte
Marcus niemals

Dienstmädchen oder Untergebene aus, sondern beschränkte sich auf Frauen aus vornehmen Häusern.

Der Grund dafür bestand nicht darin, dass er auf die unteren Klassen hochnäsiger hinabblickte, sondern in dem intuitiven Gefühl, es sei nicht richtig. Eine Frau von

niedерem Stand konnte
sich einem
Herzogssohn kaum
verweigern. Seiner
Ansicht nach wäre dies
auch dann ein
Missbrauch, wenn die
Mädchen bereitwillig
mitmachten. Außerdem
hatte er ohnehin keine
Mühe, in seiner
eigenen
Gesellschaftsschicht

genügend Gespielinnen zu finden.

Im Gehen pfiff er vor sich hin. Die Sonne lugte schon über den Horizont und schien einen weiteren schönen Tag zu verheißen. *Ich frage mich, wie lange ich noch in Albamarl bleiben sollte*, überlegte er. Seit den Ereignissen

des vergangenen Jahres
interessierte er sich
sehr für die Zukunft.
Lord Thornbears Tod
hatte ihm schmerzlich
vor Augen geführt, dass
auch sein eigener Vater
nicht ewig leben würde.
Eines Tages würde er
den Mantel des
Herzogs von Lancaster
anziehen müssen.

Eigentlich war Marc

in Albamarl, um adlige
Mädchen zu betören
und zu umgarnen, denn
als Erstgeborener
musste er eine Gattin
finden, ehe er zu alt
war. Anfangs waren
seine Absichten
tatsächlich noch lauter
gewesen, aber bald
hatte er
herausgefunden, dass
keine Edelfrau, der er

begegnete, seine Aufmerksamkeit lange zu fesseln vermochte. Jedenfalls nicht viel länger als ein oder zwei Wochen. Als pflichtbewusster Sohn setzte er die Suche fort, und es dauerte nicht lange, bis er die Jagd mehr genoss als die Trophäe. Das Leben

konnte manchmal
recht beschwerlich
sein.

So wanderte er
dahin und überlegte
schon, wo die nächste
Eroberung auf ihn
wartete, als er die
Geräusche eines
Handgemenges hörte.
Zuerst war es ein
dumpfes Pochen, als
werde jemand

verprügelt, dann ein
übles schmatzendes
Geräusch. Als er um die
Ecke bog, bemerkte er
drei Männer in einer
dunklen Gasse.

Einer stand aufrecht
und sah sich ängstlich
um, der zweite
durchwühlte die
Taschen eines jungen
Mannes, der am Boden
lag und erschreckend

stark blutete. »He da, wartet mal! Ich rufe jetzt die Wache!«, rief Marc und griff nach dem Schwert.

Doch es war nicht da. Er hatte es am vergangenen Abend auf dem Fest in der Garderobe abgegeben. *Verdammt!*, dachte er. Der Mann, der

aufpasste, griff sofort an. Er hatte einen schweren Knüppel in der Hand.

Wahrscheinlich hat das Ding die Schlaggeräusche erzeugt, dachte er und sprang sogleich zurück, um den ersten ungeschickten Hieben des Mannes zu entgehen. Er passte den

richtigen Augenblick
ab, bis sein Gegner zu
weit ausholte, machte
einen Schritt auf ihn zu
und verpasste ihm
dann einen kräftigen
linken Haken auf die
Schläfe. Der Mann
stolperte, ihm wurden
die Knie weich, und er
ging zu Boden. Als er
sich wieder aufrichten
wollte, verpasste ihm

Marcus einen Tritt
gegen den Kopf.

Dann schnappte er
sich den Knüppel und
sah sich nach dem
zweiten Räuber um,
doch der Mann war
offenbar sofort
verschwunden, als sein
Freund zu Boden
gegangen war. Das
Opfer rührte sich nicht.

»He! Alles in Ordnung?« Er kniete neben dem gestürzten Mann nieder. Sie hatten ihn in den Bauch gestochen, das Blut spritzte immer noch aus der Wunde. Es sah gar nicht gut aus.

»Helft mir! Holt die Wache und ruft einen Arzt!« Ein paar

Neugierige steckten die Köpfe aus den Häusern, da der Kampf nun vorbei war. Marc bat auch sie um Hilfe, doch er wusste schon, dass es sinnlos war. Dem am Boden liegenden Mann blieb nicht mehr viel Zeit. Selbst ein Arzt hätte ihn wohl nicht mehr retten können. Das

Opfer öffnete noch einmal die Augen und stöhnte.

»Tut weh ...« Vor Schmerzen riss der Verletzte die Augen weit auf und konnte doch nichts mehr erkennen. Die Qualen und der Blutverlust raubten ihm die Besinnung. »Mama, ich

konnte den Fisch nicht finden ... tut mir leid.«

Jetzt erst bemerkte Marc die auf dem Boden verstreuten Lebensmittel.

Anscheinend war das Opfer auf dem Rückweg vom Markt gewesen.

Dieser alltägliche Vorfall berührte Marc. Es kam ihm albern vor,

dass jemand wegen ein paar Einkäufen sterben sollte, und doch war dieser Mann hier ganz offensichtlich wegen der Lebensmittel und der kleinen Summe Wechselgeld angegriffen worden, die er vielleicht noch in der Tasche gehabt hatte. Wahrscheinlich war er ein ehrbarer Bürger

gewesen. Er trug den silbernen Stern von Millicenth, der Göttin des Abendsterns.

»Bitte, Göttin ... wenn es einen Weg gibt, diesen armen Mann zu retten, dann zeig ihn mir.«

Abgesehen von den wöchentlichen Andachten neigte Marc

nicht unbedingt zum Gebet. Er wusste nur wenig darüber, wie man die Göttin auf die richtige Weise anflehte, doch ihm fiel nichts ein, was er sonst noch tun konnte. Gefühle wallten auf, heiße Tränen drangen ihm in die Augen. Immer noch hielt er den Silberstern fest. »Bitte, Herrin,

wenn dir dieser Mann etwas bedeutet, dann hilf ihm. Ich weiß, dass ich deiner nicht würdig bin, aber dieser Mann braucht dich.«

Vielleicht war es nur seine Einbildung, aber auf einmal spürte er rings um sich ein warmes Glühen, und dann sah er sie.

Sie trug ein

leuchtendes Kleid, als
wäre es aus
Sternenlicht gewoben.
Die silbernen Haare
und die hellen Augen
schmückten ein
Gesicht, das zum
Weinen schön war.
»Lange habe ich auf
diesen Tag gewartet,
Marcus Lancaster. Wir
haben viel zu tun«,

sagte sie mit einer Stimme, die wie Musik klang.

»Ich weiß nicht, was du meinst, Lady. Ich will einfach nur diesen Mann retten. Er hat niemandem etwas getan und diesen Tod nicht verdient.«

Obwohl die schöne Göttin unmittelbar vor ihm stand, entging ihm

nicht, dass ihm der
Mann da unter den
Händen starb.

»Wenn du ihn
retten willst, musst du
dein weltliches Leben
aufgeben. Widme dich
allein mir. Ich zeige dir
den Weg der
Rechtschaffenen, und
durch dich soll mein
Licht in die leeren
Herzen der Menschen

scheinen.« Sie näherte sich ihm, während sie sprach, bis sich ihr Gesicht nur noch eine Handbreit vor seinem befand.

Ihre Schönheit machte ihm einen tiefen Eindruck, und zugleich war er von ihrer Göttlichkeit erfüllt, denn von ihr

ging ein Strahlen aus,
wie er es noch nie
gesehen hatte. Es
strömte in die Risse
seines Herzens hinein
und erleuchtete die
leeren Kammern. Die
ewige Einsamkeit, die
jeder Mensch von
Geburt an kennt, war
verschwunden. In ihrer
Gegenwart fühlte er
sich zum ersten Mal im

Leben vollständig.

»Das werde ich tun, Herrin«, antwortete er.

»Wenn du es wünschst, werde ich dir mein Leben lang dienen und allem anderen entsagen.«

»Öffne dein Herz für mich, mein Kind«, sagte sie, aber das hatte er schon getan. Wie flüssiges Licht in ein

dunkles Behältnis
strömte sie in ihn
hinein. Die gewohnte
Welt verschwand und
wich einem
überwältigenden
Gefühl von Freude und
Kraft. Danach sah er
die Welt mit neuen
Augen. Überall war
Licht, und gleich vor
ihm schwand das

Lebenslicht des
sterbenden Mannes
dahin.

Marc öffnete die
Hand und legte sie auf
die Wunde. Die Kraft
strömte durch ihn
hindurch, die Blutung
hörte auf, und die
Wunde schloss sich.
Nicht einmal eine
Narbe blieb zurück. Der
liegende Mann

beobachtete ihn jetzt mit weit aufgerissenen Augen, als starrte er einen Engel an. »Du hast mich geheilt«, sagte er und berührte seinen unversehrten Bauch.

»Dich hat die Gnade des Abendsterns geheilt«, sprach Marc.
»Ihre Gnade hat dir das Leben gerettet. Vergiss

das nicht und lege in
deinen Gedanken und
Taten Zeugnis von ihr
ab.« Dann stand er auf
und sah sich um.

Inzwischen hatte sich
eine Menschenmenge
gesammelt, und die
Neugierigen
murmelten erstaunt
miteinander. »Die
Göttin hat diesen Mann

gesegnet, und sie wird uns alle segnen, wenn wir es nur zulassen«, fuhr er fort. Da er die Blicke all dieser Leute nicht mehr ertragen konnte, drängte er sich durch die Menge und lief zum Stadthaus seines Vaters.

*Zuerst musst du
meinen Tempel
aufsuchen und dich*

dort meinen Priestern zeigen. Sie sollen meine Worte hören und dich in ihre Reihen aufnehmen. Die Göttin hatte direkt in seinem Kopf gesprochen. »Ja, Lady«, antwortete er, kehrte um und ging zum Tempel der Millicenth. Nun hatte er, was seine Zukunft anging, keinerlei

Zweifel mehr.

Am nächsten Morgen wachte ich früh auf. Ich hatte so tief geschlafen wie seit Wochen nicht mehr und fühlte mich zur Abwechslung einmal frisch und ausgeruht. Penny lag neben mir und schnorchelte

leise ... ausnahmsweise.
Ich beobachtete sie
einige Minuten und
bewunderte ihre
Schönheit. So ganz
begriff ich immer noch
nicht, was sie in mir
sehen mochte, aber ich
hoffte, ihre Sehschärfe
würde sich nie
verbessern. Dann
erinnerte ich mich an
ihr Versprechen vom

vergangenen Abend
und beschloss, zu
erkunden, ob es immer
noch auf dem
Programm stand.

Ich schob mich an
sie heran und küsste
sie leicht auf den Hals,
während meine
Hände ... nun ja, es soll
reichen, wenn ich sage,
dass sie viel unterwegs
waren. Ich wollte sie so

weit bringen, dass sie sich mir nicht mehr verweigern konnte, wenn sie endlich erwachte. Und es schien zu glücken. Als sie die Augen öffnete, küsste ich sie und hoffte, mit dem Kuss den Handel zu besiegeln. Zunächst spielte sie auch mit,

denn deutlich spürte ich ihre Erregung. Aber dann stieß sie mich zurück.

»Oh, diese schmutzigen Tricks!«, rief sie und befreite sich aus dem Bettzeug.

»Du kannst es einem Mann doch nicht vorwerfen, dass er es versucht.« Trotz ihrer Willensstärke war ich

in guter Stimmung.
Keuchte sie? Vielleicht
hatte ich mir das auch
nur eingebildet.

»Wenn du so
weitermachst, schlafen
wir bis zur Hochzeit in
getrennten Betten«,
gab sie zurück. Ich war
ziemlich sicher, dass
sie es nicht ernst
meinte.

»Du hast mich

gestern Abend
überlistet. Das war
auch nicht gerade fair.«
Ich lächelte sie an.

»Was nicht fair
ist ... das ist die
Tatsache, dass du dich
vor meinen Augen zu
Tode schindest.«

Damit hatte sie
vielleicht nicht ganz
unrecht, aber bei dieser

Gelegenheit fielen mir meine Pläne wieder ein. »Oh richtig! Wo ist dein Kettenhemd? Das behandle ich zuerst, aber dann muss ich nachsehen, wie Vater mit den Gussformen vorankommt.«

»Was für Gussformen?«

Da ich ihr noch nicht von unserem

Vorhaben erzählt hatte,
weihte ich sie jetzt ein.
Die Idee gefiel ihr, und
sie willigte ein, mich
zur Schmiede zu
begleiten, damit mein
Vater ihren Anhänger
für die Gussformen
verwenden konnte.
Ihre einzige Bedingung
war, dass ich
frühstücken musste,
ehe ich begann.

Offenbar glaubte sie, ich würde verhungern, wenn ich nicht unter ihren Augen aß.

Während wir frühstückten, kam Dorian herein. Er war müde. »Habt ihr noch etwas mehr davon?« Er deutete auf mein Essen.

»Klar.« Penny stand

auf und deckte einen Teller für ihn.

»Du siehst entsetzlich aus«, sagte ich.

»Ungefähr so wie du gestern Abend, also werde bloß nicht zu vorlaut«, erwiderte er.

»Ich habe die ganze Nacht damit verbracht, deine Ungeheuer zu suchen.«

»Das war sehr
freundlich von dir. Ich
habe so gut geschlafen
wie seit Tagen nicht
mehr.« Ich gab mir
große Mühe, mich
dankbar zu zeigen. Er
aß mit uns, und dann
beschäftigte ich mich
mit Pennys
Kettenhemd. Sie ging
voraus und brachte
meinem Vater den

Anhänger, ehe sie sich mit dem Architekten traf.

»Was willst du den Einwohnern erzählen?«, fragte Dorian. Ich hatte gerade die Arbeit am Kettenhemd vollendet und wollte zur Schmiede aufbrechen.

»Das weiß ich nicht.

Ich bin nicht sicher,
was schlimmer ist, die
Panik oder die Angst
vor dem
Unbekannten.«

»Heute Morgen
gleich nach
Sonnenaufgang habe
ich mit einigen Leuten
im Dorf gesprochen.
Sie machen sich
Sorgen«, erklärte
Dorian. »Wenn sie

nicht bald etwas von dir hören, werden sie so oder so in Panik geraten. Sie haben mich natürlich bemerkt, zumal meine Rüstung jetzt so auffällig schimmert. Die Leute wissen, dass du einen guten Grund hattest, mich zu rufen.«

Manchmal konnte

Dorian unerträglich
klug sein. Es war leicht,
in ihm nur den
Kämpfer zu sehen, aber
er konnte durchaus
gründlich nachdenken.
»Was soll ich ihnen
sagen? Dass untote
Ungeheuer durch die
Gegend schleichen?«

»Du bist ihr Herr,
sie warten auf

Anweisungen von dir.
Erklär es ihnen, und
vielleicht erlebst du
eine Überraschung«,
meinte er.

»Niemand sonst ist
fähig, diese Wesen zu
bekämpfen«, wandte
ich ein.

Dorian unterbrach
mich. »Du irrst dich,
wenn du glaubst, dass
es sich auf diese Weise

machen lässt. Was glaubst du, woher der Herzog von Lancaster seine Macht bezieht?«

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Antworte mir«, verlangte Dorian störrisch.

»Natürlich vom König.« Das schien mir ganz offensichtlich zu sein.

»Falsch. Seine
Macht kommt von
denen, die ihm dienen.
Ein Herzog oder ein
Graf ...«, dabei sah er
mich scharf an,
»... bekommt seine
Macht von denen, die
seinen Befehlen
gehörchen. Ohne sie ist
er nicht mehr als ein
einfacher Mann.«

»Ich bin ein Magier,
und sie können
tatsächlich nichts
gegen diese Wesen
ausrichten«, hielt ich
dagegen.

Dorian stand auf
und ging zu einem
kleinen Baum, der
neben dem Haus stand,
zog das Schwert und
schlug zu. Die
verzauberte Klinge

durchschnitt den
schmalen Stamm, als
wäre er aus Papier. Der
Baum kippte langsam
um und verfehlte nur
knapp den draußen
aufgestellten Tisch.
Dorian schien etwas
überrascht.

Anscheinend hatte er
das Schwert noch nicht
benutzt, seit ich es am

Vortag verzaubert
hatte. Er hielt inne und
kam schließlich auf
seinen Gedankengang
zurück. »Wer hat den
Baum gefällt?«, fragte
er.

*Idiot, dachte ich. Er
hackt meinen
Birnbaum ab und fragt
mich, wer es gewesen
ist. »Das verrate ich
Penny«, erwiderte ich,*

als wären wir noch kleine Jungs.

Er schluckte nervös, dann fuhr er fort:

»Komm schon, Mort, antworte mir ... wer hat den Baum umgehauen?«

»Wenn Penny fragt, werde ich ihr sagen, dass du es gewesen bist. Aber es war meine Verzauberung, die es

möglich gemacht hat.«
Ich trank einen Schluck
Wasser und blickte ihn
über den Becherrand
hinweg an.

»Wessen Hand hat
die Klinge geführt?«,
fragte er weiter.

»Deine, mein lieber
Freund. Eindeutig
deine.« Beinahe wäre
ich vor Lachen

herausgeplatzt.

Dorian warf das
Schwert auf den Boden.
»Kann es jetzt noch
einen Baum
abschlagen? Steh auf,
Schwert! Geh und
hacke den Baum für
mich ab!« Er schrie die
Klinge an und deutete
auf einen anderen
kleinen Baum.

Allmählich machte

ich mir Sorgen über
seine geistige
Gesundheit. »Komm
schon,
Dorian ... beruhige
dich. Offensichtlich
kann die Klinge nichts
tun, wenn niemand sie
führt. Genau
genommen ... könnte
ich sie vielleicht
führen, ohne sie zu
berühren. Aber darauf

willst du ja sicher nicht hinaus.«

»Nein, natürlich nicht! Ich habe das Schwert geführt, ich habe den Baum abgehackt ... mit dieser Hand.« Er hob die große Hand und ballte sie zur Faust. »Und wer hat das Schwert geschmiedet, ehe du es

verzaubert hast? Wer hat das Haus gebaut? Schau dich um! Alles, was du siehst, wurde von einfachen, ganz gewöhnlichen Leuten hergestellt. Von *deinen* Leuten. Gewiss, du kannst manche Dinge mit der Magie verstärken, aber du bist auch nur ein einzelner Mann. Die wahre

Macht liegt bei den
Menschen in deiner
Umgebung. Als Graf
di'Cameron gewinnst
du ihr Vertrauen, und
es liegt bei dir, diesen
Schatz weise
einzusetzen. Wenn du
alles vor ihnen
verbirgst und sie wie
Kinder behandelst,
wirfst du deine Macht
fort und nutzt ihre

wahren Kräfte nicht.
Rede mit ihnen,
vertraue ihnen, lass dir
von ihnen helfen, und
du wirst erkennen, was
wahre Stärke ist.«

So leidenschaftlich
hatte ich Dorian nie
zuvor reden hören. Er
fegte meine
Überheblichkeit
einfach weg und traf

mich mitten ins Herz.
»Dorian, du hast
recht.« Einen
Augenblick lang
erinnerte er mich so
stark an seinen Vater,
dass sich beinahe eine
Träne aus meinem
Auge gestohlen hätte.
Ich stand auf und
umarmte ihn. »Solange
ich Freunde wie dich
habe, kann mir nichts

passieren. Ohne dich und Penny wüsste ich gar nicht, wie ich zurechtkäme.«

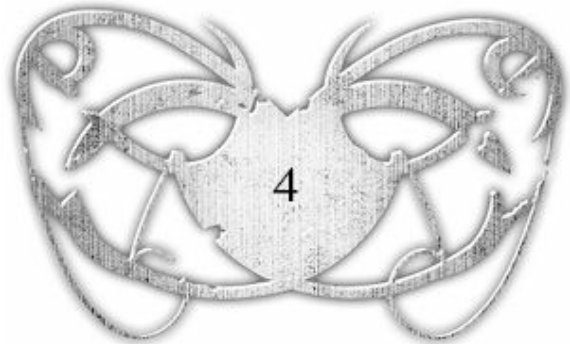
»Schön, dass du es endlich einsiehst«, antwortete er unwirsch. Wenn ich zu viel Gefühl zeigte, wurde es ihm immer etwas ungemütlich.

»Lass uns sehen, wie weit Vater mit den

Anhängern gekommen ist. Wenn sie fertig sind, rede ich mit den Leuten. Ich will es ihnen erst sagen, wenn ich ihnen wenigstens ein kleines bisschen Schutz bieten kann.«

»Das klingt doch schon fast wie ein Plan«, bemerkte Dorian. »Irgendein

Plan ist immer noch
besser als gar keiner.«
Zusammen gingen wir
zur Schmiede. Es gab
noch viel zu tun.



Die nächsten Tage
vergingen ohne
besondere
Zwischenfälle. Dorian
verlegte sich darauf,

nachts auf Streife zu gehen und morgens zu schlafen. Seine Worte hatten ihre Wirkung bei mir nicht verfehlt, deshalb überließ ich ihm diese Aufgabe gern und nutzte die gewonnene Zeit, um die verzauberten Anhänger für die Einwohner herzustellen. Nach vier

Tagen lagen mehr als sechzig bereit, was meiner Schätzung nach ausreichen musste.

Allerdings wollte ich weitermachen, weil früher oder später noch mehr Menschen ins Dorf ziehen würden.

Der Bergfried war immer noch nicht fertig, aber Penny berichtete mir, die

Wohnquartiere seien bereit. So begannen wir mit dem Umzug.

Drinne lagen noch viele Balken frei, und auch der Stein war noch nicht bearbeitet, aber wenigstens hatten wir jetzt eine bessere Unterkunft. Viele Einwohner fassten mit an und halfen uns, die

Sachen zu tragen und
uns einzurichten.

Deshalb ergriff ich die
Gelegenheit,
anschließend mit ihnen
zu sprechen.

»Ich bin euch für
eure Hilfe dankbar,
aber es gibt noch etwas,
das wir besprechen
müssen. Holt eure
Familien hierher, damit
ich es euch allen sagen

kann.« Ich fühlte mich seltsam, weil ich eine Ansprache halten sollte, aber daran musste ich mich wohl gewöhnen. Die Menschen nickten, und bald waren alle gegangen, um die anderen zu rufen.

»Bist du sicher, dass du es tun willst, Mort?«, fragte Penny.

»Ich muss ... es ist nicht gut, sie im Ungewissen zu lassen.«

Sie dachte nach.

»Wenn du ihnen von Sadie Tanner erzählst, könnte es unangenehm werden. Vorausgesetzt, sie glauben es dir überhaupt.«

Damit hatte sie recht. Ich hatte die

Sache noch nicht
richtig durchdacht.

Sadie Tanners Freunde
und ihre Angehörigen
würden mit Aufregung
und Verwirrung
reagieren. Nein, falsch.
Wenn ich ihnen
erzählte, dass ich ihre
Tochter zerhackt und
verbrannt hatte, weil
ich dachte, sie gehe als
untotes Ungeheuer

um ... die Leute würden durchdrehen. Es gab überhaupt keine Beweise, und bisher hatte noch niemand von solchen Wesen gehört. Selbst die recht abergläubischen einfachen Leute würden mir eher ein Verbrechen vorwerfen, als an Notwehr zu denken.

»Ich sage ihnen, es war ein Mann, den wir jedoch nicht erkannt haben. Falls es noch schlimmer wird, müssen sie sich früher oder später allerdings mit der Wahrheit abfinden. Oder wir überlegen uns einen anderen Weg, den Angehörigen später die

Wahrheit zu erklären«, sagte ich.

Während wir warteten, kam mein Vater herüber und brachte die neu gegossenen Anhänger mit. Ich war froh, dass er da war und mir zur Seite stehen konnte, denn die Vorstellung, eine Rede zu halten, machte mich nervös.

»Keine Sorge,
Mordecai. Sag ihnen
einfach die Wahrheit,
und alles wird gut«,
flüsterte er mir ins Ohr,
als die ersten
Einwohner
hereinkamen.

Wir standen in der
großen Halle oder
vielmehr an der Stelle,
die einmal als große
Halle dienen sollte. Im

Augenblick war es eher
ein Innenhof. Die
Mauern standen, aber
das Dach fehlte noch.
Zwischen den Türmen
drangen die
Sonnenstrahlen
hindurch und
wanderten vor mir über
den Holzboden. Es war
ein schöner Tag, zu
dem die Neuigkeiten,

die ich zu verkünden hatte, überhaupt nicht passen wollten.

Als alle eingetroffen waren, stieg ich – weil nichts Besseres zur Hand war – auf einen Stuhl. »Ich habe euch zusammengerufen, um über die verschwundenen Einwohner zu sprechen«, begann ich.

»Ich weiß nicht, ob es jemand bemerkt hat, aber ich war nachts oft draußen unterwegs und habe Wache gehalten und gewartet.

Schließlich habe ich meinen Freund Dorian zu Hilfe gerufen.« Ich deutete auf ihn. Er hatte die Rüstung angelegt und bot einen prächtigen Anblick.

»Ich habe ihn am frühen Morgen gesehen«, erklärte ein Mann. Es war David Tanner, Sadies Vater. Innerlich zuckte ich zusammen.

»Genau. Ich konnte nicht jeden Tag weiterarbeiten und außerdem auch noch nachts Wache halten.

Deshalb war Dorian so großzügig, mir seine Hilfe anzubieten«, fuhr ich fort.

»Dem würde ich bestimmt nicht gern in einer dunklen Gasse begegnen«, rief ein anderer Mann. Es war Joe McDaniel. Einige Leute lachten über seine Bemerkung.

Ich fuhr fort: »Nun

sollt ihr wissen, dass
ich eine Idee habe oder
wenigstens eine
Vorstellung, was hier
geschieht. Vor ein paar
Nächten bin ich mit
Penelope draußen
unterwegs gewesen,
und da sind wir im
Dunkeln tatsächlich
auf etwas gestoßen.«
Ich hielt inne, weil der
nächste Teil

schwieriger war.

»Was war es? Und warum wart Ihr da draußen? Ich dachte, Ihr seid der neue Graf«, rief ein Mann, der weit hinten stand und dessen Gesicht ich nicht erkennen konnte.

»Ihr wisst natürlich, wer ich bin, aber bisher verfüge ich noch nicht

über ein großes
Gefolge. Als euer Herr
fühle ich mich
verpflichtet, mich
selbst darum zu
kümmern.« Einige
Zuhörer murmelten
zustimmend. »Was ich
in dieser Nacht
gefunden
habe ... eigentlich
müsste man eher
sagen, dass es mich

gefunden hat ... war
keines natürlichen
Ursprungs. So etwas
habe ich noch nie
gesehen. Es konnte
sich trotz meiner
Fähigkeiten
anschleichen und
Penelope und mich
angreifen. Das hätte
eigentlich nicht
möglich sein dürfen.«

Da schaltete sich

Joe McDaniel ein.

»Nach allem, was ich so höre, scheint Ihr sowieso kein großer Jäger zu sein. Nehmt's mir nicht krumm, Euer Lordschaft.«

Das nahm mir den Wind aus den Segeln. Das Letzte, was ich brauchen konnte, waren Zweifel an

meinen Fähigkeiten.
Deshalb beschloss ich,
die Sache umgehend
beizulegen. »Ihr wisst
inzwischen alle, dass
ich ein Magier bin. Ihr
habt gesehen, was ich
mit dem Werkzeug der
Handwerker getan
habe, aber ich besitze
noch weitere
Fähigkeiten, die ihr
bislang nicht gesehen

habt. Joe, könntet Ihr mir mal helfen?«

»Gewiss, Herr, sagt mir nur, was Ihr wollt.«
Er grinste breit.

Eigentlich war er ein freundlicher Kerl, auch wenn ich etwas mehr Überzeugungskraft bei ihm aufwenden musste als bei den anderen.

»Ich werde mich umdrehen, und wenn

ich Euch den Rücken
zukehre, sollt Ihr
irgendetwas tun. Egal
was. Ich beschreibe
Euch dann, was Ihr
getan habt.« Ich kehrte
der Menge den Rücken
zu. Da ich eigentlich
eine Ansprache halten
wollte, war das wohl
keine sonderlich gute
Idee, aber mir fiel

nichts Besseres ein.

»Na gut, was mache ich jetzt, Euer Lordschaft?«, rief er.

»Ihr hebt Euren rechten Arm«, antwortete ich sofort. Das entlockte der Menge ein gedämpftes Murmeln.

»Und nun?«

»Nichts, wenn man davon absieht, dass Ihr

von einem Ohr bis zum
anderen grinst und
Euch an der Nase
kratzt ... jetzt glotzt Ihr
mich mit offenem
Mund an.« Ich drehte
mich wieder um. »Ich
bin in der Lage,
manche Dinge mit
meinem Geist zu
erkennen. Nicht ganz
so wie mit den Augen,
aber diese

Wahrnehmung setze ich oft ein. Das Wesen, das uns in dieser Nacht angegriffen hat ... ich konnte es nicht sehen.« Nun schienen die Zuhörer ernstlich besorgt, aber ob es daran lag, dass ich anscheinend Augen im Hinterkopf hatte, oder an dem, was ich ihnen

über das Ungeheuer erzählte, konnte ich nicht erkennen. »Es hat mich überrascht und durch meinen Schild gegriffen, als wäre er überhaupt nicht vorhanden.«

»Schild? Habt Ihr so etwas wie einen hölzernen Schild benutzt?«

»Nein. Auch das

kann ich euch zeigen.«
Ich machte meinen
gewöhnlichen Schild
sichtbar, indem ich ihn
blau schimmern ließ.
Dabei war ich recht
nervös, weil manche
Menschen doch
unangenehm auf Dinge
reagierten, die
offensichtlich
unnatürlich waren.

»Verdammt noch

mal!«, rief jemand.
»Die Göttin sei uns
gnädig!«, rief ein
anderer. Die Menschen
bekamen Angst und
regten sich unruhig.
Nicht eben das, was zu
erreichen ich gehofft
hatte.

»Beruhigt euch. Ich
habe euch doch schon
gesagt, dass ich ein

Magier bin. Das
Wichtige ist aber, dass
ich *euer* Magier bin,
genauso wie ich euer
Lehnsherr bin.« Das
half anscheinend ein
wenig, also fuhr ich
rasch fort. »Das Wesen,
das uns in jener Nacht
aufgespürt hat, griff
durch meinen Schild
hindurch, und hätte
Penny es nicht

abgewehrt, so hätte es mich erwischt. Es löst die Magie auf und lässt sich nur mit körperlicher Kraft bekämpfen.«

»Was ist dann aus ihm geworden? Geht es noch da draußen um? Hat es meine Sadie geschnappt?« Das war wieder David Tanner.

»Wir haben es

getötet. Oder vielmehr habe ich es mit blankem Stahl in mehrere Stücke zerhackt. Das Schlimmste war, dass die Schnitte es nicht ganz töten konnten. Es hat sich immer noch bewegt. Wir mussten es vollständig verbrennen, um ganz sicher zu

sein.« Die Menge schien unschlüssig.

»Sind wir jetzt sicher? Was ist mit Sadie? Habt Ihr sie gefunden?«

Es war Sadie, hätte ich am liebsten gerufen. Das hätte aber alles nur noch schlimmer gemacht. Einigermmaßen frustriert fuhr ich fort: »Wir

haben sie nicht gefunden. Wir haben dieses Wesen getötet, aber es gibt vielleicht noch mehr. Ich bin sogar ziemlich sicher, dass es noch mehr gibt. Deshalb stehe ich jetzt vor euch.«

»Wie hat es ausgesehen?«, wollte Joe wissen. Ich musste zugeben, dass dies eine

gute Frage war.

»Wie Ihr oder ich ... es sah wie ein Mensch aus. Sobald ich Licht hatte, sah es wie eine gewöhnliche Person aus.«

»Aber woher wisst Ihr dann, dass es nicht wirklich einfach nur ein Mensch war?«, fragte er. Offensichtlich

war Joe nicht scharf darauf, in der Nacht einem Ungeheuer zu begegnen, oder er wollte die Sache auf eine Weise dargestellt sehen, die es ihm erleichterte, sich damit abzufinden.

»Mit meinem Magierblick habe ich nur ein leeres Loch wahrgenommen, als

existierte dort
überhaupt nichts. Es
hat meine Magie und
meine Sprüche
aufgesaugt
wie ... nichts. Als es
mich berührte, fühlte
ich mich, als saugte es
mir auch die
Lebenskraft aus dem
Körper. Nein, das war
kein Mensch.« Ich
schlug die Augen

nieder. Dies war der Punkt, der mir die größten Sorgen bereitete. Die Angst konnte uns alle in den Untergang reißen, und ich musste ihnen doch etwas Hoffnung bieten, weil sonst eine Panik ausgebrochen wäre.

»Ich habe allerdings einen Weg gefunden,

diese Wesen zu bekämpfen, und außerdem ein Mittel, das euch schützt.«

Mein Vater trat vor und öffnete seine Kiste, um die neuen Halsketten zu verteilen. Unterdessen fuhr ich fort: »In den letzten Tagen habe ich diese Anhänger vorbereitet. Penny besitzt schon

einen, und nur deshalb konnte sie gegen das Wesen kämpfen, ohne von dessen Macht überwältigt zu werden. Daher habe ich noch mehr davon hergestellt, damit jeder von euch einen bekommen kann.«

»Was sollen sie uns denn nützen?«, fragte David Tanner zornig.

»Sie schützen den Träger vor geistiger Beeinflussung. Solange ihr sie tragt, kann keine Magie in eure Gedanken eindringen oder euren Geist beeinflussen. Den Körper schützt es nicht, aber so seid ihr wenigstens noch fähig zu kämpfen.« Ich

wartete ihre
Reaktionen ab. Chaos
brach aus.

Die Leute stießen
Rufe aus, einige
wandten sich an mich.
»Ihr sagt uns, da
draußen seien Wesen,
die nicht sterben, wenn
man sie zerhackt, und
nun sollen wir uns
sicher fühlen, nur weil
Ihr uns etwas

Flitterkram gebt?« –
»Dieses Dorf ist
verflucht, seit der alte
Graf gestorben ist!« Ich
hatte die Kontrolle
verloren, aber der alte
Joe kam mir zu Hilfe.

»Nun beruhigt euch
wieder! Ihr
undankbares Gesindel!
Seid ihr Männer oder
Schafe?« Die Menge
beruhigte sich. Joe

genoss unter den
Menschen in
Washbrook großes
Ansehen, sie hörten auf
ihn. »Der Junge hat
hart gearbeitet und
etwas getan, das keiner
sonst tun wollte. Er hat
nachts die Gehöfte
bewacht, zuerst ganz
allein, während wir im
Bett gelegen haben!

Jetzt bietet er uns etwas an, einen Weg, uns zu verteidigen.«

»Wir können doch nicht gegen die Toten kämpfen, Joe!«, rief jemand zurück.

»Wir können und wir werden kämpfen! Ich lebe in diesem Ort seit der Zeit, als du noch ein Säugling warst, Cecil Draper!

Früher hatten wir hier eine Miliz, und ich wüsste nicht, warum wir nicht wieder eine haben sollten«, rief Joe zurück. Dann sah er mich an.

»Vorausgesetzt, Euer Lordschaft sind damit einverstanden.«

Ich hätte ihn umarmen können.

»Das ist mir sogar sehr

recht!« Danach lief es erheblich besser. Wir teilten die Leute ein und gaben die Anhänger aus, bis jeder Mann, jede Frau und jedes Kind einen hatte. Anschließend sprachen Dorian und Joe über die Miliz, die sie aufstellen wollten. Es dauerte nicht lange, bis

sie einen Dienstplan entworfen und die Zuständigkeiten geklärt hatten. Ich behielt zwar den Oberbefehl, sonst aber unterstand die Miliz Dorian. Er machte Joe zu seinem Leutnant. Ich hielt das für eine gute Wahl, denn der Mann hatte große Führungsqualitäten.

Wir redeten bis spät in die Nacht, und als die anderen endlich gingen, war ich rechtschaffen müde.

»Du hast heute etwas Gutes getan, Mort«, sagte Penny, als wir in unser neues Bett stiegen.

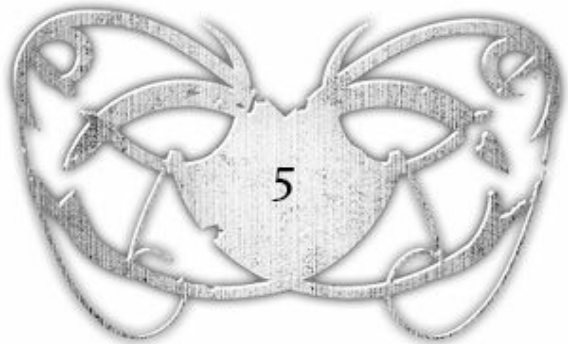
»Ich hoffe nur, es reicht auch aus.«

»Das wird es. Du

musst ihnen einfach vertrauen. Es sind gute Leute, und sie sind zäher, als man meinen könnte.« Sie schenkte mir einen flüchtigen Kuss.

Ich hoffte zwar, der Kuss werde ein erfüllenderes Nachspiel haben, aber Penny konnte in mancher

Hinsicht so störrisch
sein wie ein Maultier.
Seufzend überließ ich
mich dem Schlaf.



Der nächste Morgen
begann
verheißungsvoll. Die
Menschen hatten ein
Ziel, und das verlieh

ihnen neue Kräfte. Die Arbeiter kümmerten sich emsig um den Bergfried, und die Steinmetze nahmen sich die Außenmauern vor, die fest und stabil stehen sollten. Beim Brand des Bergfrieds vor siebzehn Jahren war die äußerste Schutzmauer unbeschädigt

geblieben. Selbst die Wände schienen noch einigermaßen intakt, wenngleich hier und dort einiges eingebrochen war. Wenn die Arbeiter dieses Tempo beibehielten, sollten die Mauern und die Tore binnen weniger Monate fertiggestellt sein.

Ich war wieder in der Schmiede und verzauberte weitere Anhänger, als ein Reiter aus Lancaster eintraf, ein normaler Laufbursche des Herzogs. Jedes Mal, wenn ich einen sah, fiel mir ein, dass ich früher oder später ebenfalls einige Boten einstellen

musste. Es war recht unbequem, ständig Leute finden zu müssen, die zufällig gerade in die Richtung reisen wollten, in die ich eine Nachricht schicken wollte. Ich ging dem Boten entgegen.

»Eine Nachricht für Graf di'Cameron«, sagte er laut. Sein Pferd

war in Schweiß
gebadet. Die Botschaft
schien dringend zu
sein.

»Der bin ich«,
stellte ich mich vor.

Überrascht sah er
mich an. Die meisten
Leute rechneten nicht
damit, dass ein Graf
wie ein gewöhnlicher
Arbeiter mit der
Schürze eines

Schmieds bekleidet
war. Er fing sich jedoch
rasch und gab mir den
zusammengerollten
und versiegelten Brief.
Ich riss ihn auf und las.

*Lord Cameron,
ich hoffe, Ihr seid
wohlauf, wenn
Euch diese
Botschaft erreicht.*

*Leider habe ich
keine guten
Neuigkeiten. Seine
Majestät Edward
Carenval, unser
König, entbietet
seine Grüße. Ihr
werdet umgehend
in der Hauptstadt
erwartet, um ihm
Eure Gefolgstreue
zu schwören. Ich
sende hier den*

*Brief mit, den er
Euch geschrieben
hat. Ihr sollt so
bald wie möglich
nach Erhalt dieses
Befehls dort
eintreffen, und es
wäre in der Tat
unklug, lange zu
zaudern. Ich habe
nicht damit
gerechnet, dass er
Euch so zeitig zu*

*sich ruft, aber Eure
magischen
Fähigkeiten haben
die Lage offenbar
schwieriger
gemacht.*

*Was die andere
Angelegenheit
angeht, über die
Ihr mich
unterrichtet habt,
so werde ich zehn*

*Männer abordnen,
die Washbrook bis
zu Eurer Rückkehr
beschützen sollen.
Ich wünschte, ich
könnte noch mehr
Männer schicken,
aber ich kann nicht
viele Kämpfer
entbehren, zumal
die Natur der
Bedrohung nicht
klar ist. Bitte*

*brecht so schnell
wie möglich nach
Albamarl auf und
nehmt auch
Penelope mit. Er
wird sie
kennenlernen
wollen.*

*Wir treffen uns
in der Hauptstadt.
Auch ich wurde
dorthin beordert,
um wegen Devon*

*Tremont Rede und
Antwort zu stehen.
Lord Tremont, der
Vater, verlangt von
mir Rechenschaft
über den Tod
seines Sohnes, und
wenn ich meine
Sache vortrage,
könnte Euer
Zeugnis hilfreich
sein.*

James Lancaster

Die zweite Botschaft war ebenfalls zusammengerollt, enthielt aber nichts Neues. Sie war wunderschön geschrieben und trug das persönliche Siegel des Königs. Es störte mich sehr, dass ich

meine Leute in einem
so gefährlichen
Augenblick allein
lassen musste. Zu Pferd
würde die Reise gewiss
eine ganze Woche
dauern.

Glücklicherweise hatte
mein Vater seine
Pferde mitgebracht,
sonst hätte ich sogar zu
Fuß laufen müssen. Ich
hatte noch keine Zeit

gehabt, mir eigene
Pferde zu kaufen. Der
Kurier musste noch ein
Weilchen warten, bis
ich meine Antwort
verfasst hatte, denn
zunächst machte ich
mich auf den Weg zu
Penny.

Sie war gerade
damit beschäftigt,
unsere neuen
Gemächer in der Burg

einzurichten. Sie sah mir sofort an, dass etwas nicht stimmte. »Was ist denn los?«

»Ich habe gerade eine Nachricht von James bekommen. Wir müssen in die Hauptstadt reisen. Auf der Stelle.« Es nützte ja nichts, drumherum zu reden.

»Jetzt gleich?«

»Ja. Der König ruft uns zu sich. Auch James muss dort erscheinen, um sich für Devons Tod zu verantworten.«

»Aber sie wollen doch hoffentlich nicht ihm die Schuld geben? Devon hat bekommen, was er verdient hatte!«
Sie regte sich schon

wieder auf. Ich versuchte, sie abzulenken, ehe sie sich zu sehr hineinsteigerte.

»Ich bin sicher, dass es sich nur um eine Formalität handelt. James soll vor dem König und den versammelten Lords seine Version der

Vorfälle schildern.
Wahrscheinlich
müssen wir sogar für
ihn aussagen. Der
zweite Grund ist, dass
Seine Majestät mir den
Treueid abnehmen
will.«

Sie schürzte die
Lippen. »Ich dachte,
wir hätten mehr Zeit.
Ich habe nicht mal ein
anständiges Kleid.«

Typisch, dass eine Frau als Erstes an so etwas denkt. Beinahe hätte ich gelächelt.

»Was grinst du so?«, knurrte sie. Mit meiner Selbstbeherrschung war es wohl doch nicht so weit her.

»Fang du schon mal zu packen an«, antwortete ich. »Ich

schreibe eine Antwort an James und eine weitere Nachricht an den König.«

Danach hatten wir alle Hände voll zu tun. Ich redete mit meinem Vater und fragte ihn, ob wir seine Pferde ausborgen durften. Anschließend suchte ich Dorian und Joe auf,

die in den nächsten Wochen allein zurechtkommen mussten. Offenbar waren sie hinsichtlich meiner Reise erheblich gelassener als ich.

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte mich Dorian. »Das Dorf wird immer noch da sein, wenn du zurückkehrst.« Es kam

mir seltsam vor, dass
ausgerechnet Dorian
mir sagte, ich solle mir
keine Sorgen machen.
Normalerweise war er
der ängstlichste unter
meinen Freunden,
während mich so gut
wie nichts erschüttern
konnte.

»Ich weiß, ich
weiß ...«, erwiderte ich.
»So viele Menschen

sind noch nie von mir abhängig gewesen. Ich bin noch nicht daran gewöhnt.«

»Kümmere dich einfach nur um die Angelegenheit beim König und kehr so bald wie möglich zurück. Wir sorgen dafür, dass es einen Ort gibt, zu dem du zurückkehren

kannst.« Dorian klopfte mir auf den Rücken. Ich hatte damit gerechnet und mich gewappnet. Manchmal vergisst er, wie stark er ist.

Eine Stunde später brachen Penny und ich auf. Ich war erstaunt, wie schnell sie gepackt hatte. Ihre Schönheit täuschte mich mitunter

darüber hinweg, dass sie kein zartes, im Haus eines Edelmannes gehegtes Blümchen war. Sie hatte von Kindesbeinen an ein schweres Leben gehabt und wusste, wie man die Dinge angehen musste, wenn man etwas erreichen wollte. Wir saßen auf zwei kräftigen Zeltern und

hatten unsere
Siebensachen auf
einem stämmigen
Packpferd verstaut.

Für den Ritt hatten
wir schlichte
Reisekleidung
angezogen, und ich
hatte Penny überredet,
auch ihr Kettenhemd
anzulegen. »Ich sehe
nicht ein, warum ich

unbedingt dieses stinkende Ding tragen muss. Es ist auch ohne dieses schwere Metall schon warm genug«, klagte sie.

»So schwer ist es gar nicht mehr, das weißt du ganz genau.« Ein Teil der Verzauberung hatte darin bestanden, das Gewicht auf die Hälfte

zu reduzieren. Das Kettenhemd hatte über dreißig Pfund gewogen, jetzt waren es eher fünfzehn.

»Warum trägst du keine Rüstung?« Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Du bist meine Wächterin, ich bin nur ein reisender Edelmann.« Ich grinste

sie an. »Außerdem, glaubst du wirklich, irgendetwas könnte mich verletzen?« Ich sprach ein einziges Wort, und sofort wurde mein Schild einen Augenblick lang sichtbar.

»Neulich nachts im Kampf gegen das Ungeheuer hat das

leider nicht viel
genützt«, erklärte sie.

»Deshalb habe ich
ja meine wackere
Gefährtin dabei, die
mich beschützen
kann«, behauptete ich
ungerührt.

Sie schnaubte nur.
»Ich dachte, ich sei
deine Verlobte. War
wohl nichts mit dem
galanten Ritter.« Diese

Bemerkung traf mich wirklich, das wusste sie genau. Trotzdem ließ ich nicht zu, dass sie das Kettenhemd auszog. Ich machte mir Sorgen, sie könnte den Schutz genau in dem Augenblick brauchen, in dem ich nicht für sie da sein konnte.

Ich hätte mir keine Sorgen machen

müssen. Die Reise
verlief ohne
Zwischenfälle, doch am
ersten Abend stellten
wir fest, wie frostig die
Nächte sein konnten.
Wir aßen kalten
Proviant und hatten
kein Feuer entfacht.
Danach lagen wir auf
einer unebenen
Unterlage und hüllten

uns in einfache
Wolldecken, unter
denen wir uns
aneinanderkuschelten,
um es warm zu haben.

»Es ist schrecklich
kalt. Könntest du nicht
ein kleines Feuer
herbeihexen?«, fragte
sie.

»Dann hätten wir
doch keinen Grund
zum Kuscheln mehr.«

»Als ob du dafür schon mal einen Vorwand gebraucht hättest!«, gab sie zwar spöttisch, aber mit lachenden Augen zurück.

Alles in allem war es eine angenehme Reise, beinahe schon ein gemächlicher Ausflug. Wir ritten, wir aßen, wir lagerten und trafen

nach sechs Tagen in
Albamarl ein.

Unterwegs waren wir
durch mehrere Dörfer
gekommen, in denen
wir jedoch nicht
anhielten. Alles war
neu, und uns beiden
gefiel, dass wir zum
ersten Mal wirklich
allein waren. Ich
glaube, wir bedauerten

es beide ein wenig, als die Reise vorüber war und die Stadttore vor uns auftauchten.

Bisher hatte keiner von uns beiden jemals die Umgebung von Lancaster oder Washbrook verlassen. Der Anblick der großen Stadt erschütterte mich, denn die Bilder und Zeichnungen, die

ich in Büchern
betrachtet hatte,
wurden dem Ort gar
nicht gerecht. Er war
riesig. Die Straße war,
schon Meilen ehe wir
die mächtigen Tore
erreichten, gepflastert.
Am Eingang wurde die
Straße breiter, sie maß
sicherlich über zehn
Schritte, und auf
beiden Seiten standen

massive Steintürme.

In der Nähe der Hauptstadt gab es einen berühmten Steinbruch, der eine Menge Rosengranit für zahlreiche Bauten der Stadt geliefert hatte. Infolgedessen schien ein rosafarbener Schimmer über dem ganzen Ort zu liegen.

Albamarl trug deshalb
auch den Beinamen
»die Rose von
Lothion«.

Die Wächter
achteten nicht auf uns,
als wir hineinritten.
Wahrscheinlich kamen
jeden Tag so viele
Menschen durch die
Tore, dass sie nicht alle
genauer befragen
konnten. Ich hielt an

und erkundigte mich,
wie wir den
Königspalast finden
könnten. Der Wächter
sah mich seltsam an
und sagte: »Folgt
einfach nur der
Hauptstraße. Ihr
werdet ihn schon
erkennen, wenn Ihr ihn
seht.« Damit wandte er
sich ab und wartete
nicht einmal, ob ich

vielleicht noch weitere Fragen hätte. Ich nahm mir vor, dass meine Wachen höflicher sein sollten, falls ich jemals welche aufstellen würde.

Die

Wegbeschreibung traf allerdings zu. Die Hauptstraße war vollkommen gerade

und führte direkt ins
Herz der Stadt hinein.
Verschiedene
gewundene Straßen
zweigten von ihr ab
und liefen
wahrscheinlich rings
um das Zentrum,
während wir uns
gewissermaßen auf der
Speiche eines Rades
geradewegs in das
Zentrum

hineinbewegten. Wir kamen an Steinbauten und Häusern vorbei, in denen verschiedene Geschäfte beherbergt waren, bis wir schließlich ein Gebäude erreichten, bei dem es sich nur um den Königspalast handeln konnte.

Dessen Tor wurde etwas sorgfältiger

bewacht. »Halt!

Reisender, nenne dein
Begehr!« Zwei Männer
traten uns in den Weg.
Ihre Mienen zeigten
keine Regung – außer
ungeheurem
Desinteresse.

Anscheinend waren
hier müde Wanderer
nicht eben
willkommen.

»Ich bin Mordecai
Illeniel Graf
di'Cameron. Dies ist
meine Verlobte
Penelope Cooper. Wir
bitten um Einlass, da
wir dem Ruf unseres
Königs folgen.« Diese
Worte sprach ich so
hochmütig, wie es mir
nur möglich war. Ich
hatte bei Benchley
Unterricht genommen.

»Verzeiht mir, mein Lord, wenn es mir schwerfällt, Euch dies zu glauben. Habt Ihr Dokumente, die Eure Behauptung belegen?«

Er musterte mich scharf, doch der zweite Wächter riss die Augen auf, beugte sich vor und flüsterte dem ersten Mann etwas ins

Ohr. Was er sagte, konnte ich zwar nicht verstehen, aber die Wörter »Magier« und »Tremont« schnappte ich doch auf. Auch nach einem Jahr machte die Geschichte über die Schlacht in Lancaster offenbar immer noch die Runde.

»Gewiss.« Ich zückte den Brief von

König Edward. Als ich ihn übergab, sorgte ich dafür, dass der Mann auch den Siegelring meines Großvaters bemerkte. Er überflog das Dokument.

Wahrscheinlich las er es nicht einmal richtig.

»Wenn Ihr hereinkommen wollt, werde ich Euch gleich von jemandem

eskortieren lassen,
mein Lord.« Sein
Tonfall klang jetzt
entschieden höflicher.
Wir wurden
hineingeführt und
sollten einen
Augenblick im Hof
warten. Gleich darauf
tauchten zwei
Burschen auf, die
unsere Pferde

übernahmen. Einer versicherte uns, man werde uns das Gepäck direkt in die Zimmer schicken.

Penny flüsterte mir ins Ohr: »Macht dich das alles nicht schrecklich unruhig?«

Ich lächelte sie zuversichtlich an. »Und ob. Aber eines habe ich von Marc gelernt: Lass

dir den Schweiß nicht
anmerken. Ein
Aristokrat zu sein,
beruht mindestens zur
Hälfte auf
Selbstvertrauen.«
Ehrlich gesagt war ich
noch nie im Leben
nervöser gewesen als in
diesem Augenblick.

»Wenn Ihr mir
folgen wollt, Herr.« Der
Sprecher sah wie ein

naher Verwandter von
Benchley aus. Er legte
jedenfalls das gleiche
Gehabe an den Tag,
dieser aalglatte Kerl.
Der Diener führte uns
durch ein Gewirr von
Innenhöfen und
Gängen, bis wir endlich
eine Tür erreichten.
Wahrscheinlich
gehörte sie zu unseren

Zimmern, und wenn dies ein Verlies war, dann war es vermutlich ein sehr vornehmes.

Er öffnete und gab mir den Schlüssel. Die Zimmer – oder vielleicht sollte ich besser von einer Zimmerflucht sprechen – waren opulent. Der erste Raum war ein großes Wohnzimmer

mit weiten offenen
Bereichen und
Sitzmöbeln. Mehrere
Türen führten in
angrenzende Zimmer.
Wie ich bald
herausfand, verbarg
sich hinter der einen
von ihnen ein großes
und hinter der zweiten
ein kleineres
Schlafzimmer. Die
dritte Tür führte in ein

privates Bad! Dass es so etwas gab, hatte ich nie zuvor gehört.

Es war, als hätte man einen kleinen Teich in der Wohnung. Aus einer winzigen Öffnung in einer Wand strömte beständig das Wasser und verschwand durch einen Überlauf in

raffiniert angeordneten
Abwasserrohren. Ich
hatte keine Ahnung,
wie man so etwas
hinbekam, aber es war
in meinen Augen ein
verschwenderischer
Luxus.

»Sind die
Räumlichkeiten nach
Eurem Geschmack,
Herr?«, fragte der
Diener unterwürfig. Ich

war sicher, dass er innerlich höhnisch grinste. Wie konnte man solche Räume nicht mögen? Bis vor Kurzem hatte ich noch in einem Haus mit nacktem Erdboden gelebt und mich glücklich geschätzt.

»Sie sind zufriedenstellend«, erwiderte ich. Wenn es

darum ging, den Snob zu spielen, konnte ich mich mit den Besten messen. Keinesfalls wollte ich mir anmerken lassen, wie beeindruckt ich war. »Wann treffen wir Ihre Majestät?«, erkundigte ich mich.

»Er wurde bereits über Eure Ankunft

unterrichtet. Ich würde meinen, dass er nach Euch schickt, sobald er bereit ist.«

»Wie heißt Ihr?«, fragte ich ihn.

Er schien etwas überrascht. »Adam, mein Herr.«

Ich legte Wert darauf, die Namen der Menschen zu kennen, mit denen ich zu tun

hatte. »Adam, könntet
Ihr mir einen
Anhaltspunkt geben,
wann es so weit sein
wird? Leider habe ich
den königlichen Hof
noch nie zuvor besucht,
und ich habe keine
Vorstellung davon, was
ich erwarten darf. Über
das höfische Leben
wisst Ihr ja sicherlich
viel mehr als ich.«

Jetzt war Adam
ohne Zweifel
überrascht. Ich glaube,
er war es nicht
gewöhnnt, so direkt
angesprochen zu
werden. »Meiner
Einschätzung nach
wird er Euch
irgendwann vor dem
Abendessen zu sich
rufen. Sonst seht Ihr

ihn beim Abendessen.«

»Danke für Eure Offenheit. Wisst Ihr zufällig, ob der Herzog von Lancaster schon eingetroffen ist?«

»Er hat seinen Mann bereits gestern geschickt, um seine Anwesenheit kundzutun«, erwiderte Adam.

»Dann wohnt er

nicht im Palast? «

»Die Lancasters unterhalten hier eine Residenz, mein Lord.«
Das war mir neu, aber andererseits wusste ich ohnehin noch nicht viel über die Hauptstadt.
Mir war zwar bekannt, dass auch Marc in der Nähe war, doch ich hatte einfach angenommen, er

wohne ebenfalls im Palast.

»Wie kann ich Lancaster eine Botschaft schicken? Ich würde nicht gern selbst gehen, da ich nicht weiß, wann der König uns ruft«, fragte ich.

»Gebt die Botschaft einfach mir oder einem der anderen Diener, Sir.

Sie wird umgehend
ausgeliefert werden.«
Dies erklärte er mir in
einem Tonfall, der
deutlich machte, dass
ich eigentlich über
derlei Dinge im Bilde
sein sollte.

»Sehr gut, dann
schreibe ich eine
Nachricht und gebe sie
jemandem. Ihr dürft
jetzt gehen«, schloss

ich, um ihm zu verdeutlichen, dass er entlassen war.

Nachdem er gegangen war, wandte sich Penny an mich.

»Das hast du gut gemacht. Du klingst mit jedem Tag mehr und mehr wie ein Graf.«

»Ist das ein Kompliment oder ein

Vorwurf? «

»Ganz sicher bin ich noch nicht, aber ich sage dir Bescheid, sobald ich mich entschieden habe«, antwortete sie zwinkernd.

Ich schrieb eine kurze Botschaft an den Herzog und gab sie einem draußen

wartenden Diener.
Anscheinend konnte es
sich der König
erlauben, einige Diener
einfach nur zu diesem
Zweck herumstehen zu
lassen. Anschließend
wusste ich nicht mehr,
was ich tun sollte.

Draußen umsehen
konnten wir uns nicht.
Es war Nachmittag,
und der König mochte

uns jederzeit rufen.

Also saßen wir fest. Ich spielte mit dem Gedanken, ein Nickerchen einzulegen, aber Penny hatte eine andere Idee.

»Lieg nicht auf dem Bett herum! Du bist schmutzig!«, ermahnte sie mich.

Sie hatte gut reden.

»Du siehst nicht viel

besser aus.«

Tatsächlich roch ihr Kettenhemd schlimmer denn je.

»Lass uns das Bad ausprobieren«, schlug sie vor. Normalerweise wäre ich kein großer Anhänger dieser Idee gewesen, aber die Aussicht auf ein Bad mit Penny war dann

doch zu verlockend.

»Das ist ein wundervoller Vorschlag«, erwiderte ich. Meine Begeisterung war mir wohl anzumerken, und ihr misstrauischer Blick entging mir keineswegs.

»Du musst dich aber benehmen, sonst badest du allein«,

warnte sie mich.

Natürlich willigte ich sofort ein. Ich schwöre, ich hatte tatsächlich keine Hintergedanken dabei. Leider glaubte sie mir nicht.

Schließlich saßen wir einander in der Wanne gegenüber. Sie war wachsamer als ein Reh im Wald, also gab es wenig Hoffnung, mich

anzuschleichen.

Penny genoss das warme Wasser und musste fast lachen, als sie Mordecai beobachtete, der sie nicht aus den Augen ließ. Sie genoss die Aufmerksamkeit, auch wenn sie es vielleicht nicht zugegeben hätte.

Dann schloss sie die Augen, lehnte sich zurück und ließ das Wasser alle Sorgen weerspülen. Im Halbschlaf sah sie einen blauen Himmel mit Schäfchenwolken. Es wäre schön gewesen, hätte nicht schwarzer Rauch das Bild gestört. Als sie sich umsah, stellte sie fest,

dass sie direkt vor der Burg Cameron stand. Männer in Rüstungen eilten umher, zogen die Waffen und bargen Verletzte.

Auf einen Blick erkannte sie, dass Frühling war, was ihr seltsam vorkam. Aus irgendeinem Grund dachte sie, es müsste Spätsommer sein, doch

dann schob sie den Gedanken beiseite.

Sie sah sich nach Mordecai um und brauchte einen Moment, um ihn ausfindig zu machen. Er stand mit erhobenem Stab auf einer Anhöhe und deckte die Feinde mit Feuerstößen ein. Wie

ein Held stand er dort,
und doch wirkte er
angespannt. Sie
verspürte ein seltsames
Drängen und wusste
sofort, dass er in
Gefahr schwebte. Sie
rannte los, erreichte
bald den Hügel, auf
dem er stand, und
blickte nach unten.
Tausende Soldaten
waren gegen ihn

angetreten und rückten stetig vor.

Wieder hob Mordecai den Stab und schoss eine feurige Lanze ab. Die Männer schrien, zahlreiche Feinde starben, aber sie stießen weiter vor und antworteten mit Armbrüsten. Nur wenige Bolzen fanden ein Ziel, denn die

Männer von Cameron
waren gut geschützt.
Auf der anderen Seite
des Feldes bemerkte sie
auf einmal eine
Balliste, eine große
Waffe, die wie eine
Armbrust geformt war
und Bolzen von der
Größe schwerer Speere
abschießen konnte.
Sofort ahnte sie,

worauf das Geschütz
zielte.

Schon flog der
schwere Speer,
scheinbar sehr
langsam, über das
Schlachtfeld. Die
stählerne Spitze
schimmerte im Licht.
Sie öffnete den Mund
und wollte rufen, ihn
warnen, bekam aber
keinen Laut heraus.

Dann setzte der normale Zeitablauf wieder ein, der schwere Bolzen traf Mordecai frontal, raste durch seinen Oberkörper, als wäre er dünnes Papier, und warf ihn mehrere Schritte zurück. Er stürzte zu Boden. Aus den zerfetzten Adern rann das Blut wie Wasser auf die Erde.

Binnen Sekunden war er tot.

Ich beobachtete Penny, die sich mir gegenüber in der Wanne entspannte. Einen schöneren Anblick hätte ich mir kaum vorstellen können. Ihre Haare schwebten im Wasser, als sie langsam

weiter untertauchte.
Die Augen konnte ich
nicht mehr sehen, weil
der Kopf fast
vollständig unter
Wasser lag. Ich
überlegte mir immer
noch, wie ich sie
überreden könnte, ihre
albernen vorehelichen
Hemmungen
abzulegen, und
bezweifelte zugleich,

dass es mir gelingen würde.

Sie tauchte eine ganze Weile nicht mehr auf, was ich seltsam fand. Inzwischen war sie schon fast eine Minute unter Wasser. Also beugte ich mich vor und sah nach ihr. Sie lag jetzt am Boden der riesigen Wanne und machte gar keinen

guten Eindruck. Etwas sagte mir, dass sie bewusstlos war.

Sofort packte ich sie an den Armen und zog sie hoch. Sie war schlaff wie eine Lumpenpuppe, was mir noch mehr Angst machte. Ich zerrte sie aus der Badewanne und legte sie auf den

gefliesten Boden.

»Penny! Penny! Nun atme doch, verdammt!« Auch wenn ich im Grunde keine Ahnung hatte, was in diesem Fall zu tun war, drehte ich sie auf die Seite, damit das Wasser aus den Lungen laufen konnte.

Schließlich holte sie tief Luft und schlug die

Augen auf. Sie musste
kein Wasser
ausspucken, sondern
sah mich nur voller
Entsetzen an. Demnach
hatte sie gar kein
Wasser geschluckt,
sondern einfach nur zu
atmen aufgehört.

»Mort!«

»Verdammt, was
war das?« Vor Furcht
und Wut schrie ich

beinahe. Sie antwortete nicht, sondern richtete sich lediglich auf und umarmte mich schluchzend. An diesem Punkt fiel mir etwas sehr Wichtiges ein: Frauen sind seltsame, geheimnisvolle Wesen. »Was ist denn nur los mit dir?«, fragte ich

nach einer Weile.

Da nahm sie meinen Kopf zwischen beide Hände, sah mich mit tränenvollen Augen an und küsste mich. Ich gebe gern zu, dass dies genau das war, was ich mir erhofft hatte, als wir uns ausgezogen hatten und in die Wanne gestiegen waren. Aber nun war es

mehr als seltsam. Ich
wich zurück.

»Verdammt, nun rede
doch mit mir! Warum
bist du so aufgelöst?«

»Halt den Mund.«

Wieder küsste sie mich.
Auch ihre Hände
blieben nicht untätig.
Eine Weile sträubte ich
mich, aber wie heißt es
doch? Wenn eine Frau
sich einmal

entschieden hat, kann
ihr der Mann nur noch
folgen. Das wollte ich
mir zu Herzen nehmen.

Sie liebte mich mit
einer verzweifelten
Wildheit, die ich fast
erschreckend fand, aber
andererseits bin ich
auch kein Feigling. Das
sage ich mir jedenfalls
selbst immer. Sie gab

sich auch nicht so schnell zufrieden, und eine Stunde später war ich recht erschöpft. Ich konnte nur hoffen, dass auch sie müde wurde. Wenn nicht, hätte ich ein ernstliches Problem bekommen.

»Bist du jetzt bereit, mit mir zu reden?«, fragte ich.

Wieder weinte sie.

Manchmal wirke ich
eben so auf Frauen.
Besonders
beunruhigend war dies,
weil ich der Ansicht
war, mir wirklich große
Mühe gegeben und ihr
jeden Wunsch erfüllt
zu haben. Endlich
beruhigte sie sich und
stieß ein paar Worte
hervor. »Wir müssen
abreisen, Mort. Hier

können wir nicht
bleiben.«

»Was? Man wird
mich verbannen und
ins Exil schicken oder
noch Schlimmeres tun,
wenn ich dem Ruf des
Königs nicht Folge
leiste.«

»Das spielt keine
Rolle. Du darfst nicht
der Graf di'Cameron

sein. Du darfst es einfach nicht, wir müssen weglaufen. Alles ist besser als ... als ...« Sie begann schon wieder zu weinen.

»Aber das kann ich nicht, und ich werde meine Leute auch nicht im Stich lassen. Sie brauchen mich. Sie brauchen uns. Wir

tragen Verantwortung, Penny. Was ist denn nur auf einmal mit dir geschehen?« Die größten Sorgen machte mir die Einsicht, dass sie ganz sicher nicht den Verstand verloren hatte. Was dies auch ausgelöst haben mochte, gewiss gab es einen triftigen Grund für ihr Verhalten.

»Ich hatte eine Vision«, begann sie und hielt gleich wieder inne.

Ich wartete eine geschlagene Minute, bis ich sicher war, dass sie freiwillig nichts mehr sagen würde.

»Was für eine Vision?«

»Wir müssen abreisen, Mort. Es wird

keine Zukunft für uns
geben, wenn wir auf
diesem Weg
weitergehen.« Sie
suchte meinen Blick.
So verzweifelt hatte ich
sie noch nie erlebt.

»Was hast du
gesehen?« Ich musste
die Frage mehrmals
wiederholen. Sie war
ausgesprochen
störrisch. »Ich rühre

keinen Finger, solange du es mir nicht gesagt hast«, erklärte ich.

Das überzeugte sie. Sie rang noch eine Weile mit sich, gab es aber letzten Endes auf und schrie mich an: »Ich habe deinen Tod gesehen! Bist du jetzt zufrieden? Hörst du jetzt endlich auf mich?«

Obwohl ich sehr betroffen war, blieb ich ruhig. »Wann?«, fragte ich.

»Ich glaube, in weniger als einem Jahr. Irgendwann im Frühling. Deshalb müssen wir fort von hier. Wir dürfen auch nicht nach Washbrook zurückkehren«,

beharrte sie.

»Dann geschieht es zu Hause? Wie denn?« Diese Sache machte mir große Angst, und ich war nicht einmal sicher, ob ich die Antwort überhaupt hören wollte.

»Das kann ich dir nicht sagen, es fällt mir zu schwer. Jedenfalls war Krieg, und du bist

in der Schlacht gestorben. Ich konnte nichts tun, um es zu verhindern.« Sie hatte inzwischen aufgehört zu weinen und sah mich scharf an.

»In einer Schlacht können viele Dinge geschehen, und du kannst nicht sicher sein, dass es genauso enden wird. Gegen wen

haben wir gekämpft?«
Soweit ich es wusste,
hatte Lothion weder im
Inland noch außerhalb
irgendwelche Feinde,
wenn man einmal von
ein paar verrückten
Kultanhängern absah.

»Ich weiß nicht, wer
es gewesen ist, aber ich
weiß, was geschehen
wird. Mort ... ich weiß

es einfach! Ich konnte spüren, dass du diesem Schicksal unmöglich entgehen kannst«, drängte sie.

»Die Zukunft liegt nicht ganz und gar fest.«

»Bisher ist alles eingetreten, was ich gesehen habe«, widersprach sie.

»Was ist mit dem

Priester, der die Menschen vergiften wollte?« Ich wusste genau, dass sie dies verhindert hatte.

»Als ich es sah, wusste ich auch, dass ich eingreifen konnte, und das habe ich getan. Doch alles, was ich vorher und danach gesehen habe, ist eingetreten. Die Vision,

die ich heute
empfangen habe,
können wir nicht
verändern.« Sie sprach
mit einer Gewissheit,
die mir einen kalten
Schauer über den
Rücken laufen ließ.

»Lass mich darüber
nachdenken.« Ich ging
zur Veranda hinaus. Ich
habe es noch nicht

erwähnt, aber von unserem Zimmer aus hatten wir einen wundervollen Ausblick auf den Garten. Sie wollte mir folgen, doch ich wehrte ab. Man hört ja nicht jeden Tag, dass man nur noch ein paar Monate zu leben hat.

Ich blieb gut eine halbe Stunde draußen,

betrachtete die Bäume
und lauschte dem
Wind. Die Welt schien
auf einmal viel
lebendiger zu sein, als
sie es noch vor einer
kleinen Weile gewesen
war. So viel
lebenswerter. Ich
wünschte, ich könnte
erklären, was mich zu
meiner Entscheidung
bewegte, aber mit

Worten lässt sich das nicht ausdrücken. Ich wusste es einfach. Wenn ich jetzt den Kurs wechselte, würde ich mir selbst untreu werden. Ich würde mich in jemanden verwandeln, der ich nicht sein wollte. Also kehrte ich nach drinnen zurück. Penny

packte bereits unsere Sachen.

»Hör damit auf, wir reisen nicht ab.«

Ihr Gesichtsausdruck brach mir fast das Herz. Ich hätte alles gegeben, um es ihr zu erleichtern, nur nicht dieses eine. »Das ist doch nicht dein Ernst«, sagte sie.

»Doch. Ich kann sie nicht im Stich lassen. Der Herzog braucht meine Zeugenaussage. Die Einwohner von Washbrook brauchen unseren Schutz. Unsere Eltern brauchen uns. Wenn ich jetzt weggehe, bin ich nicht mehr der Mann, den du liebst, sondern nur noch ein schlechter

Abklatsch, ein
Schwindler. Ich will
lieber erhobenen
Kopfes in die Zukunft
gehen, auch wenn ich
dabei ... alles verlieren
könnte.« Ich war selbst
den Tränen nahe,
konnte sie aber gerade
noch unterdrücken.

Penny stand auf und
kam zu mir. Der Zorn

war ihr deutlich
anzumerken. »Und was
ist mit mir? Hm? Was
ist mit deinen Eltern?
Wir können sie doch
mitnehmen. Was soll
ich denn tun, wenn du
tot bist? Hast du schon
mal daran gedacht?
Hm?« Sie zitterte wie
Espenlaub. »Glaubst
du, die Erinnerungen
an deine edlen Taten

werden mich nachts
warm halten? Und
deine Eltern glücklich
machen?«

»Ich werde meine
Meinung dazu nicht
ändern.« Es tat mir
weh, sie so zu sehen.

»Du selbstsüchtiger
Hund!« Sie wollte mich
schlagen, doch ich hielt
ihr Handgelenk fest.
Vielleicht hätte ich es

auch zulassen sollen,
vielleicht hätte ich
mich danach sogar
besser gefühlt. Ich
fürchtete jedoch, sie
könnte sich an meinem
Schild verletzen. Sie
rang einen Augenblick
lang mit mir, dann riss
sie die Hand zurück.
»Ich bleibe nicht hier.
Wenn du wirklich dazu

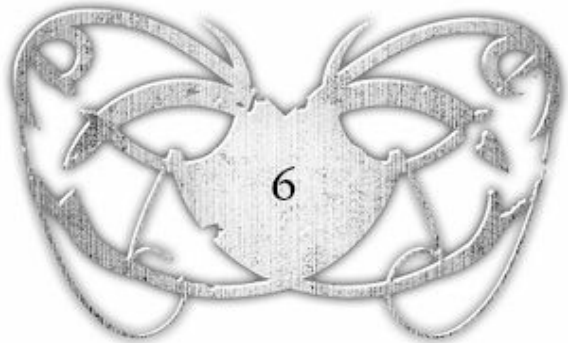
entschlossen bist, dann
musst du es allein tun.
Ich werde nicht dabei
zusehen, wie du dich
selbst umbringst.« Sie
sprach ganz leise.

Ich öffnete den
Mund und wollte schon
sagen: *Ich brauche
dich, ich schaffe das
nicht ohne dich*, aber
ich brachte die Worte
nicht heraus. Ich

konnte sie nicht
zwingen, dazu hatte ich
nicht das Recht. Sie
wich vor mir zurück,
als ich mit halb
geöffnetem Mund im
Zimmer stand. Dann
schüttelte sie den Kopf,
als wollte sie nicht
glauben, was sie sah.
Schließlich drehte sie
sich um und ging zur
Tür. Gleich darauf war

sie fort. Sie hatte die Tür nicht einmal zugeknallt.

Ich setzte mich aufs Bett. Schlimmer hätte der Tag nicht verlaufen können.



Fast eine Stunde saß
ich in dem Zimmer. Ich
wollte ihr folgen, doch
nach allem, was sie
gesagt hatte, konnte ich

es nicht. Wenn ich in
einem halben Jahr
wirklich sterben
musste, dann war es
gewiss nicht fair, sie zu
zwingen, dabei
zuzusehen. Vielleicht
konnte sie noch
jemand anders finden,
wenn sie sich
rechtzeitig zurückzog,
und mich
vergessen ... damit es

ihr nicht mehr so
wehtat. Natürlich war
ich ein Idiot, so zu
denken, denn wäre die
Situation umgekehrt
gewesen, dann wäre ich
in ein paar Monaten
bestimmt nicht darüber
hinweggekommen.
Falls überhaupt.

Ein Gedanke
allerdings hob meine
Stimmung. Wenn ich

die Zeit und die
Umstände meines
Todes annähernd
kannte, dann bedeutete
dies auch, dass ich mit
großer Sicherheit nicht
vorher sterben würde.
In solchem Lichte
betrachtet, hieß dies,
dass ich im Laufe der
nächsten sechs Monate
so gut wie

unverwundbar war. Es bringt ein gewisses Maß an Freiheit mit sich, wenn man weiß, dass man nicht sterben kann – oder jedenfalls noch nicht. Darauf konzentrierte ich mich. Ein Klopfen an der Tür unterbrach den Gedankengang jedoch.

Ich stand auf und bat den Betreffenden

herein. Ein Diener hatte den Herzog von Lancaster zu mir begleitet. Sobald ich die Tür geöffnet hatte, trat James ein, und als sie sich hinter ihm schloss, konnte ich erkennen, dass er sehr aufgeregt war. Seine Aura pulsierte sogar vor Zorn. So wütend hatte ich ihn seit der

Schlacht in der Burg von Lancaster nicht mehr gesehen.

Wortlos schritt er im Raum hin und her. Ich ließ ihn vorerst in Ruhe und schenkte mir einen Becher Wein ein. Falls ich es noch nicht erwähnt habe, das Zimmer verfügte über eine schöne Auswahl

an Wein, der im Salon bereitstand. »Möchtet Ihr auch etwas?«, fragte ich.

»Aber keinen Becher, bringt mir die Flasche«, antwortete er unwirsch.

James war nicht gerade dafür bekannt, sich Trinkgelagen hinzugeben, aber in diesem Augenblick

wollte ich ihm ganz
gewiss nicht
widersprechen. Ich
reichte ihm die Flasche,
und er setzte sie an,
nahm einen großen
Schluck und ließ sich
auf dem Sofa nieder.
Offensichtlich hatte er
sich ein wenig beruhigt.
»Ihr seht aus, als sei
Euer Tag ungefähr so
verlaufen wie meiner«,

begann ich schließlich.

»Davon weiß ich nichts. Habt Ihr auch einen Sohn, der Euch alles vor die Füße schmeißt und Euch sagt, Ihr sollt zur Hölle fahren?« Sein Tonfall verriet mir, dass ich keinen Schimmer hatte, wie schlimm sein Tag wirklich gewesen

war.

»Hat Marc das wirklich gesagt?« Ich war schockiert, denn mein Freund hatte sein Leben lang versucht, seinem Vater alles zu Gefallen zu tun, auch wenn ihm das keineswegs immer gelungen war.

»Nicht, dass er tatsächlich etwas

gesagt hat. Er hat sich
den Priestern des
Abendsterns
angeschlossen und auf
sein Erbe verzichtet.
Ohne Vorwarnung,
ohne jedes Gespräch,
ohne Begründung.«
James trank einen
weiteren großen
Schluck direkt aus der
Flasche.

»Demnach will er

Priester werden? Was, zum Teufel ...« Ich konnte es mir einfach nicht vorstellen. In den letzten Jahren hatte Marc sich ausschließlich für Frauen und Wein interessiert. Obendrein war ich immer noch nicht sicher, ob man der Göttin des

Abendsterns wirklich trauen konnte. Vater Tonnsdale hatte ein schlechtes Beispiel gegeben, als er versucht hatte, meine Eltern und außerdem fast alle anderen in Lancaster zu vergiften. Ich leerte mein Glas und sah mich nach einer neuen Flasche um, weil ich nicht sicher war, ob ich

James seine Beute
abnehmen konnte.

»Er war nicht im
Haus, als ich gestern
ankam, sondern
schickte mir eine
Botschaft, dass er mich
heute aufsuchen werde.
Diese überhebliche
kleine Kröte!« Wieder
trank er einen Schluck
Wein. Ich fragte mich,
wie lange er dieses

Tempo halten konnte.

»Und heute?« Mit einer eigenen Flasche bewaffnet, setzte ich mich neben ihm auf das Sofa.

»Heute ist er in einem weißen Gewand aufgetaucht und hat mir gesagt, die Göttin habe ihn berufen. Das hier gab er mir.« Er

zückte ein zerknülltes Pergament. Ich nahm es entgegen und überflog die Zeilen. In aller Deutlichkeit stand dort geschrieben, dass Marcus von Lancaster auf sein Erbe und alle Ansprüche auf das Herzogtum Lancaster verzichtete.

»Habt Ihr das so einfach zugelassen?«

Ich bereute die Frage sofort wieder. Der Wein hatte meine gewohnte Vernunft ausgeschaltet.

»Teufel, nein! Ich habe getobt! Ich war so wütend, dass ich ihn an Ort und Stelle hätte erdrosseln können! Aber er ließ sich nicht beeindrucken und blieb so ruhig wie ein Schiff

im Auge des
Wirbelsturms. Das ließ
mich sogar noch
wütender werden. Er
hörte mir einfach nur
zu, und dann ging er.«
James beruhigte sich
allmählich, und er war
auch ein wenig
beschwipst. »Mordecai,
sagt mir eines ... und
seid ehrlich.«

»Gewiss doch,
Durchlaucht.«

»Hört auf mit
diesem ›Durchlaucht‹-
Unsinn. Ich frage Euch
jetzt als ein Mann zum
anderen, als Vater zum
besten Freund seines
Sohnes.« Sein Gesicht
war inzwischen stark
gerötet. »Bin ich ein
guter Vater gewesen?
Oder habe ich meinen

Sohn dazu getrieben?
Er schien doch immer
glücklich zu sein. Was
habe ich falsch
gemacht? «

Dazu fiel mir beim
besten Willen nichts
ein. James war mir
mein Leben lang ein
Vorbild gewesen, der
Inbegriff von
Selbstvertrauen und

Autorität. Ihn so außer
sich zu sehen,
erschütterte mich sehr.
»Marc liebt Euch,
James. Das hat er
immer getan, aber er
hat Euch
selbstverständlich auch
gefürchtet, wie wohl
jeder Sohn seinen Vater
zugleich fürchtet und
achtet. Ich glaube, er
stand unter einem

großen Druck, weil er Euren Erwartungen gerecht werden musste, aber ich glaube nicht, dass die Belastung zu groß war. Er hat mir nie einen Anlass zu der Annahme gegeben, er wolle sich eines Tages auf diese Weise drücken.«

»Aber warum hat er es dann getan?« Er

schlug sich die Hände
vor das Gesicht,
vermutlich um die
Tränen zu verbergen,
aber ganz sicher war
ich mir nicht.

»James, ich glaube
nicht, dass es
irgendetwas mit Euch
zu tun hat. Es kommt
mir eher so vor, als sei
etwas mit ihm

geschehen. Dergleichen tut er nicht aus einer Laune heraus, und ich bin sicher, dass er es nicht getan hat, um Euch zu verletzen.« Ich beugte mich vor und klopfte ihm auf den Rücken.

Normalerweise hätte ich es nie gewagt, so vertraut mit ihm umzugehen, aber im

Augenblick schien
James eher einen
Freund als einen
Vasallen zu brauchen.

»Danke, Mordecai.«

Er ließ die Hände
sinken, lehnte sich
zurück und legte die
Arme auf die
Rückenlehne des Sofas.
»Ihr erinnert mich sehr
an Euren Vater, auch
wenn ich ihn nicht

besonders gut kannte.«

Ich wusste nicht,
was ich darauf
antworten sollte, also
schwieg ich und
schenkte mir noch ein
Glas ein. Inzwischen
spürte auch ich die
Wirkung des Weins
und fragte mich, was
wohl geschehen würde,
wenn wir in diesem

leicht berauschten
Zustand zum König
gerufen wurden.

»Wo ist Euer
vorwitziges Mädchen?«

»Sie hat mich
verlassen«, gestand ich.

»Verdammt auch!
Darauf muss man
trinken.« Er hob die
Flasche, und ich
schloss mich seinem
Beispiel an. Dann

wischte er sich die Lippen ab und fuhr fort: »Warum folgt Ihr dem Mädchen nicht? Es wundert mich, dass Ihr sie so einfach gehen lasst.«

»Es ist komplizierter.«

»So scheint es immer zu sein. Lasst nicht zu, dass Euer Verstand das Herz

aufhält, Junge. Der
Verstand bringt immer
nur alles
durcheinander, glaubt
mir. Nicht, dass ich je
fähig gewesen wäre,
meine eigenen
Ratschläge zu befolgen.
Ha!« Wieder nahm er
einen Schluck. Da
klopfte es erneut an der
Tür, und damit war

unsere Unterhaltung
beendet.

Ich schaffte es, auf
gerader Linie zur Tür
zu gehen, sagte:

»Hallo«, und öffnete.

Es war ein weiterer
Bote des Königs.

»Seine Majestät der
König bitten Euer
Lordschaft und Seine
Durchlaucht, den
Herzog von Lancaster,

in seine Gemächer«, verkündete der Bote. Er wartete so geduldig, als wollte er uns auf der Stelle hinführen.

»James?« Ich sah mich um. Der Herzog hatte sich mit geschlossenen Augen angelehnt. »James!«, rief ich.

Er hob den Kopf.

»Was ist denn?«

»Der König ruft uns zu sich.«

»Wann?«, fragte er ruhig.

»Offenbar jetzt gleich.«

»Verdammt auch, damit hätte ich rechnen müssen. Dann wollen wir mal sehen, wie schlimm der Tag noch werden kann, was?« Er

stand auf und warf
dabei die Weinflasche
um, die vor ihm auf
dem Tisch stand. Zum
Glück war sie leer. Ich
wollte ihm helfen, doch
er winkte ab. »Keine
Sorge, Junge, ich
komme schon
zurecht.«

Wir folgten dem
Diener den Gang
hinunter. Auch wenn

wir etwas wacklig auf
den Beinen standen,
völlig betrunken waren
wir noch nicht. Daher
schätzte ich unsere
Aussichten, die
Gemächer des Königs
ohne größeren
Zwischenfall wieder zu
verlassen, auf fünfzig
zu fünfzig. Ich war
schon immer sehr
optimistisch.

Ein paar Minuten
später betraten wir den
privaten
Empfangssalon des
Herrschers. Unser
Begleiter nickte, worauf
uns der Türsteher
wortlos eintreten ließ.
Er folgte uns jedoch
nicht hinein. Der Raum
hinter der Tür war
äußerst vornehm

eingerrichtet, es gab wunderbare Möbel, die jedoch nicht protzig wirkten. Dies entsprach dem Geschmack eines Mannes, der mächtig genug war, um mit seinem Reichtum nicht angeben zu müssen. König Edward der Erste saß auf einem bequemen Stuhl und las gerade eine

Depesche.

Ich hatte keine Ahnung, welche Umgangsformen hier von mir erwartet wurden, deshalb imitierte ich einfach James. Wir durchschritten den Raum zur Hälfte und verneigten uns. Später erfuhr ich, dass man sich bei förmlichen

Anlässen niederknien
musste, aber hier war
eine einfache
Verbeugung zulässig,
zumindest bei adligen
Gästen. »Ihr habt uns
gerufen, Euer
Majestät?« James'
Stimme klang
vollkommen nüchtern.
Ich hoffte, meinen
Schwips ebenso gut

überspielen zu können wie er.

Der König musterte uns. Er war ein älterer Mann, gewiss schon über sechzig Jahre alt, mit schütterem grauem Haar. Dabei wirkte er recht kräftig, trotz seines Alters schien er energiegeladen und schlank. Die scharfen Augen blickten uns

über den Rand des Dokuments hinweg an. »James, mein alter Haudegen! Kommt und setzt Euch, dies ist kein förmlicher Anlass.« Er deutete auf zwei Stühle, die nicht weit vor seinem eigenen standen.

»Danke, Euer Majestät.« James setzte sich. Ich nahm

neben ihm Platz.

»Junger Mann, habe ich Euch die Erlaubnis gegeben, Euch in meiner Gegenwart hinzusetzen?« Edwards scharfer Ton jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken.

»Äh ... Entschuldigung Euer Majestät!« Ich sprang auf, als stünde

mein Stuhl in
Flammen. Unsicher, ob
ich mich noch einmal
verneigen oder nur
stehen bleiben sollte,
wandte ich mich Hilfe
suchend an James.

König Edward
platzte lachend heraus.
Es war ein herzliches
Lachen, und was
immer ihn bewegen
mochte, es ließ ihn fast

vom Stuhl fallen. »Das macht doch immer wieder Spaß!« Meine Verwirrung legte sich keineswegs. »Kommt schon, junger Illeniel, setzt Euch bitte! Ich habe mir einfach nur einen Scherz auf Eure Kosten erlaubt. Verzeiht einem alten Mann seine kleinen Vergnügungen.« Der

Nebel lichtete sich, und
mir wurde klar, dass
ich auf ihn
hereingefallen war. Mit
hochrotem Gesicht
setzte ich mich wieder.

»Danke, Euer
Majestät.« Mehr zu
sagen traute ich mich
nicht. Der Scherz kam
mir nicht besonders
lustig vor, wenn man

bedachte, dass ich gar keine andere Möglichkeit gehabt hatte, als auf genau diese Weise zu reagieren. Diese Erwägungen behielt ich allerdings für mich.

»Es ist lange her, dass wir das letzte Mal eine Gelegenheit hatten, uns auszutauschen,

James.« Edward hatte mich offenbar völlig vergessen.

»Ja, Euer Majestät. Ich bin eine ganze Weile nicht mehr in Albamarl gewesen«, antwortete der Herzog.

»Belassen wir es doch bei Edward. Ich sagte ja schon, dass Ihr mich bei privaten Treffen mit dem

Vornamen anreden dürft«, erwiderte der König.

»Das weiß ich doch, aber es ist mir lieber, dies noch einmal ausdrücklich zu hören, ehe ich auf einen Eurer Scherze hereinfalle, Edward.« James grinste breit, und die beiden lachten. Ich war

sicher, dass sie dies alles für ungeheuer komisch hielten.

»Was treibt Euch dazu, so früh am Tag zu trinken, mein Freund?«, fragte Edward.

»Mein verdammter Sohn hat beschlossen, sich der Priesterschaft des Abendsterns anzuschließen.«

»Ah! Das hätte ich bedenken sollen. Dann habt Ihr die Neuigkeiten wohl soeben erst erfahren?« Edwards Miene verriet, dass es hier eine Geschichte zu erzählen gab.

»Das ist alles, was ich bisher gehört habe. Ist ihm etwas zugestoßen?«

»Wie es scheint, ist
Euer Junge jetzt ein
Heiliger. Letzte Woche
heilte er einen Mann,
der abgestochen
worden war. Seitdem
schleppen die
Menschen in hellen
Scharen ihre Kranken
zum Tempel der
Millicenth. Die Priester
sagen, er sei von der

Herrin des Abendsterns
persönlich auserwählt
worden.«

»Das ist doch
Unsinn! Marcus ist so
wenig ein Heiliger wie
ein Hirsch in der
Brunst! Er ist in die
Stadt gekommen, um
eine Braut zu suchen,
und nach allem, was
ich gehört habe, hat er
sich seitdem bemüht,

seinen Docht in jede verfügbare Edelfrau der Stadt zu tunken! Mein einziger Trost ist, dass er wenigstens keine Huren aufsucht.

Warum sollte die Göttin ausgerechnet ihn erwählen?« Es ist wohl keine Frage, dass ich geradezu erschüttert war, als ich James vor dem König

so sprechen hörte.

»Die Götter wählen, wen sie wollen. Wer sind wir denn, dass wir ihnen hineinreden wollten? Allerdings verschafft Euch das für den morgigen Tag einen gewissen Vorteil.« Edward schien sich nicht an der ausdrucksstarken

Sprache des Herzogs zu stören.

»Wie das?«

»Ich höre Tremonts Anklage an – wegen des Todes seines Sohnes. Marcus wird sicherlich in den Zeugenstand gerufen werden. Nur wenige werden behaupten, dass ein Mann, der von Millicenth erwählt

wurde, nicht die Wahrheit sagt.« Der König lächelte.

James war keineswegs zufrieden. »So etwas brauche ich nicht, um den Namen des Hauses Lancaster reinzuwaschen. Hunderte Menschen haben gesehen, was dort geschah. Der alte Tremont sollte die

Sache auf sich beruhen lassen. Dabei kommt nichts als böses Blut heraus.«

»Er hat seine beiden Söhne verloren und kann vielleicht nicht mehr klar denken. Seid Ihr nicht sogar einmal befreundet gewesen?« Das war mir neu. Diese Unterhaltung erwies

sich als sehr
aufschlussreich.

»Ja, in unserer
Jugend. Er ist ein guter
Mann und konnte es
nur nicht ertragen, dass
Ginny mir vor ihm den
Vorzug gab. Das ist ein
alberner Grund, mir so
lange zu zürnen.«

Ginny war seine Frau,
Genevieve Lancaster.
Sie war zwar keine alte

Dame, aber die Vorstellung, zwei Edelleute hätten sich um Genevieve gestritten, erschreckte mich dann doch.

Edward kicherte.

»Der Grund scheint nur für den Sieger ein alberner zu sein. Seine derzeitige Gemahlin ist so verrückt wie eine Märzkatze, und jetzt

hat er auch noch beide Söhne verloren. Lasst nicht die Möglichkeit außer Acht, dass die Umstände Euren alten Freund verändert haben könnten. Er ist verbittert und hegt einen Groll.« Der König sah mich an. »Junger Illeniel, mit Euch habe ich etwas zu

besprechen.«

»Ja, Euer Majestät.
Zu Diensten«,
antwortete ich sofort.

»Falls Ihr morgen
von allen Vorwürfen
entlastet werdet, will
ich Euch kurz danach
den Treueid
abnehmen.«

»Ich kann ihn sofort
leisten, wenn Ihr es
wünscht, Sire«,

antwortete ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, morgen ist es früh genug.

Allerdings gibt es zuvor noch eine ernste Angelegenheit zu besprechen. Habt Ihr schon über Eure Bindung nachgedacht?«

Meine was?

»Verzeihung, Euer

Majestät, ich bin nicht sicher, was Ihr meint.«

»Wenn die Berichte glaubwürdig sind, habt Ihr in der Schlacht mit Devon Tremont erhebliche magische Fähigkeiten eingesetzt. Genau wie bei Eurem Vater verlangt die Tradition nun auch von Euch, dass Ihr an einen

Partner gebunden seid,
an Euren

Anath'Meridum.«

Edward bemerkte es
ganz beiläufig.

»Verzeihung, Sire,
ich war der Ansicht, das
Wissen, wie man eine
solche Bindung
erschafft, sei verloren.«

»Das trifft nicht zu.
Unsere Vorfahren
gaben sich sogar große

Mühe, dieses Wissen zu bewahren. Wir haben mehrere Bücher, die genau beschreiben, wie es vor sich geht. Ich bin in dieser Angelegenheit zwar kein Fachmann, aber Euer Vater sagte mir einst, es sei leicht durchzuführen. Nur die Wahl des richtigen Partners sei schwierig«,

erklärte er.

»In welcher
Hinsicht, Sire?«

»Das sollte doch
offensichtlich sein. Die
Person, die Ihr wählt,
wird sterben, wenn Ihr
sterbt, und umgekehrt.
Die betreffende Person
sollte also ein Freund
oder wenigstens
jemand sein, der Euch

nahesteht. Aber es ist natürlich nicht leicht, einem Menschen, den Ihr liebt, eine solche Bürde aufzuerlegen.«

James schaltete sich ein. »Ich dachte, dies sei alles nur eine Legende.«

»O nein! Es ist die absolute Wahrheit und sogar der Grund dafür, dass es die Bindung

überhaupt gibt«,
widersprach Edward.

»Euer Majestät, darf ich etwas fragen? Muss ich die Person jetzt sofort wählen?«, fragte ich.

»Je eher umso besser. Es gibt hier noch einen Ausbilder aus der Zeit, als Eure Mutter auserwählt wurde. Er wird mit

Euch gehen, wenn Ihr aufbrecht, und denjenigen vorbereiten, für den Ihr Euch entscheidet.«

Das überraschte mich. »Kannte er denn meine Mutter?« In meiner Aufregung hatte ich die richtige Anrede ganz vergessen, aber das schien ihn

nicht zu stören.

»Gewiss, denn er hat sie ausgebildet.«

»Was für eine Art Ausbildung ist es denn, Euer Majestät?« Dieses Mal hatte ich die Anrede also nicht vergessen.

»Sie umfasst meines Wissens Übungen im Nahkampf, in der

Meditation, in der
Geschichte und gilt den
Geheimnissen des
Ordens und lehrt die
Gründe dafür, dass die
Anath'Meridum
überhaupt existieren.«

Ich konnte mir
kaum vorstellen,
Dorian oder Penny,
sofern sie je zu mir
zurückkehrte, mit einer
solchen Bürde zu

belasten. Der Gedanke,
mir über jemand
anders Sorgen machen
zu müssen, der sterben
musste, sobald ich
selbst starb ... genau
deshalb war Penny
doch weggegangen. In
diesem Augenblick
konnte ich niemanden
auswählen, denn das
wäre sein Todesurteil

gewesen. »Gibt es Konsequenzen für den Fall, dass ich es ablehne, eine solche Bindung einzugehen?« Die Frage war zwar mehr als unangenehm, aber ich musste es nun einmal wissen.

»Abgesehen vom Tod? Ich müsste das Königreich zu den Waffen rufen, um Euch

erledigen zu lassen.
Sagt mir nicht, dass Ihr
so etwas in Betracht
zieht.« Sein Blick
wurde misstrauisch,
und ich ahnte schon,
dass er den zwanglosen
Rahmen des Treffens
und den Mangel an
Wächtern bereute.

»Natürlich nicht,
Sire! Ich war nur
neugierig. Das alles ist

mir ganz neu, ich hatte
noch nie einen Lehrer
und habe keine richtige
Ausbildung genossen.«
Ich bemühte mich sehr,
ihm meine
Aufrichtigkeit zu
zeigen, während ich im
Geiste seine Worte
abwog. *Ich müsste
Euch erledigen lassen –
also wie einen*

tollwütigen Hund?
Seine Wortwahl
erweckte den Eindruck,
ich könnte verrückt
werden, wenn ich nicht
an jemanden gebunden
war. Noch einmal
verfluchte ich meinen
Mangel an Wissen.

»Gut. Ich stelle
Euch morgen dem
Ausbilder vor, sofern
Ihr freigesprochen

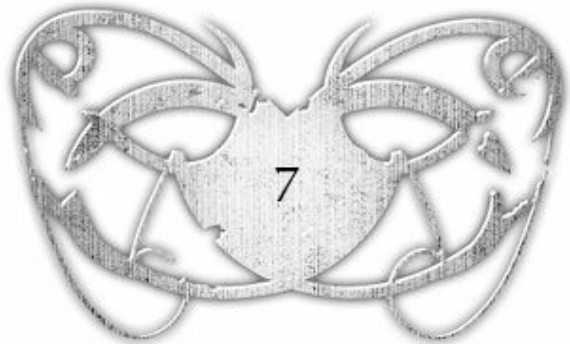
werdet.« Er lächelte mich an, und ich dachte an den Rat meines Vaters: *Traue keinem grinsenden Hund.*

Danach kehrten James und ich in meine Räume zurück. Der Weindusel war weitgehend abgeklungen, aber wir hatten beide keine Lust, in der großen

Halle zu Abend zu
essen. Deshalb
verabschiedeten wir
uns, woraufhin er in
sein Stadthaus ging. Ich
dagegen ließ mir eine
leichte Suppe aufs
Zimmer bringen.

Beim Essen
bemerkte ich, dass
Pennys Sachen
verschwunden waren.

Anscheinend hatte sie in meiner Abwesenheit alles abgeholt. Also meinte sie es wohl ernst. Ich lag stundenlang wach, und als der Schlaf dann endlich doch kam, war er alles andere als geruhsam.



Ohne Rücksicht auf
meine Gefühle begann
ein strahlender, heller
Morgen. Von mir aus
hätte es regnen sollen,

falls sich jemand die Mühe gemacht hätte, mich in dieser Angelegenheit um Rat zu fragen. Ich frühstückte auf dem Zimmer. Die Bedienung im Königspalast war ohne Zweifel besser als in Lancaster. Die Köchin des Herzogs hätte einen Gast, der Essen

auf sein Zimmer
bestellte, noch dazu
zwischen den
festgelegten
Mahlzeiten, lebendig
gebraten. Andererseits
musste die königliche
Küche viel mehr Gäste
bewirten und verfügte
vermutlich über eine
ganze Mannschaft von
Köchen, die sich die
Arbeit teilen konnten.

Die Verhandlung
war für neun Uhr
angesetzt. Für mich
war das eine
schreckliche Zeit, aber
ich nahm an, der König
wollte unangenehme
Dinge möglichst früh
erledigt wissen. Adam
tauchte auf und half
mir beim Ankleiden. Er
war ebenso geschickt

wie Benchley, gab mir
aber zu verstehen, dass
ein wahrer Edelmann
gefälligst seine eigenen
Diener mitzubringen
hatte. Danach war ich
in Versuchung, ihn zu
bitten, das
Nachtgeschirr zu
leeren, aber ich
beherrschte mich.

Man erklärte mir,
wo der Rat der Lords

tagte, vor dem die
Verhandlung
stattfinden sollte.
Allein – ohne
Begleitung oder
Wächter, vor allem
aber ohne Penny –
wanderte ich durch die
Korridore. Als ich
eintraf, meldete mich
der Türsteher als
»Seine Lordschaft, der
Graf di'Cameron« an,

und ein Diener führte mich zu meinem Platz. Erfreut sah ich, dass James und Genevieve ganz in der Nähe saßen. Wahrscheinlich bekamen wir benachbarte Plätze, weil ich sein Vasall war.

Der Sitzungssaal war groß, hatte eine gewölbte Decke und

bot für fast einhundert Menschen Platz. Wenn ich »Menschen« sage, meine ich natürlich, dass diese Sitze den Adligen Lothions vorbehalten blieben. Die Zuschauer durften nur in den Galerien zu beiden Seiten der Haupthalle Platz nehmen. Der König saß in einer kleinen Loge

etwas abseits hinter dem Hauptpodium. Theoretisch konnte er jederzeit eingreifen und alle Entscheidungen umstoßen, aber James gab mir zu verstehen, dass so etwas nur selten geschah. Die Verhandlung und die letzte Entscheidung lagen in den Händen des Earl of Winfield,

der das Amt des
Obersten Gerichtsherrn
bekleidete.

Der Gerichtsherr
war natürlich nicht der
höchste Adlige; dies
wäre James oder der
Herzog von Tremont
gewesen, offenbar war
der Posten aber nicht
erblich. Der König
selbst wählte den

Gerichtsherren aus und setzte ihn ein.

Ich beugte mich zu James hinüber. »Was wird hier passieren?«

»Zuerst eine Menge Zirkus, dann wird Tremont seine Anklage vortragen. Darauf antworte ich, und dann stellt der Gerichtsherr Fragen. Wenn nötig, rufen wir abwechselnd

Zeugen auf. Ich hoffe,
Ihr habt vor Eurer
Ankunft den Abtritt
aufgesucht.« Er
zwinkerte mir zu.

»Wo ist Marc?«

James runzelte die
Stirn. »Keine Ahnung.
Ich habe ihm gestern
eine Nachricht
geschickt und ihn
gebeten, hier zu
erscheinen, aber seine

Göttin hat wohl wichtigere Aufgaben für ihn, als für den Ruf seines Vaters einzutreten. Wo ist Penny?«

»Vielen Dank auch.« Es sah nicht gut aus, wenn die Hälfte unserer Zeugen nicht erschien. Der Zirkus, den James erwähnt

hatte, erwies sich als noch langweiliger, als ich es mir vorgestellt hatte. Nach einigen Minuten voller Vorstellungen und Ansprachen hoffte ich nur noch, es sei bald vorbei. Dann kam Lord Winfield zur Sache.

»Ich glaube, Lord Tremont hat dem Gerichtshof eine

Anklage vorzutragen.
Bitte tretet vor und
sprecht.« Der ältere
Tremont folgte der
Aufforderung. Er war
ein kräftiger Mann,
etwa in James' Alter
oder höchstens Anfang
vierzig. Er strahlte
Macht und
Selbstvertrauen aus,
was mich ebenfalls an
James erinnerte.

»Ich stehe heute vor Euch, um Gerechtigkeit zu verlangen. Mein Sohn wurde getötet, als er sich bei den Lancasters aufhielt, und sein Mörder sitzt hier stolz unter uns und schämt sich seines Verbrechens überhaupt nicht.« Er zeigte hasserfüllt auf mich.

»Nach den Berichten, die ich von Lancasters eigenen Dienern erhalten habe, ist mein Sohn zweimal von verschiedenen Angehörigen des Hauses bedroht worden. Zuerst drohte ihm der Mann, der ihn schließlich auch tötete«, abermals nickte er in meine

Richtung, »und dann tat Dorian Thornbear das Gleiche.«

Ich wollte mich schon erheben, doch James legte mir eine Hand auf die Schulter. »Noch nicht. Ihr bekommt Eure Gelegenheit.«

Tremont fuhr fort: »Dieser Mann hatte meinen Sohn wenige

Tage vor dessen Tod
ohne den geringsten
Grund bedroht und
dann eine in Ehren
angebotene
Herausforderung
abgelehnt. Stattdessen
verlockte er meinen
Sohn zu einem
Schachspiel, bei dem er
ihn um zweihundert
Goldmark betrog. So

kommt die Beleidigung
zur Verletzung noch
hinzu. Dorian
Thornbear, ebenfalls
ein Vasall von
Lancaster, drohte nun,
meinen Sohn zu töten,
als dieser versuchte,
dem neuen Grafen
di'Cameron zu helfen,
nachdem dieser einen
Jagdunfall erlitten
hatte.«

Er hielt inne und ließ seinen Blick durch den Raum wandern.

»Wie ich sehe, hat der junge Thornbear darauf verzichtet, heute hier zu erscheinen. Das spielt keine Rolle, denn sein Zeugnis hätte den Fall nur noch klarer gemacht. Nicht nur er trachtete meinem Sohn nach dem Leben. Eine

gewisse Miss Penelope
Cooper, die Verlobte
des jungen Lord
Cameron, versuchte
ebenfalls, meinen Sohn
zu ermorden, kurz
bevor Lord Cameron
mit dem gleichen
Vorhaben Erfolg hatte.
Sie versuchte, meinen
Sohn an jenem Abend
mit einem Dolch zu

erstechen. Angeblich geschah dies in Selbstverteidigung, was Lord Cameron anschließend dazu trieb, ihn tatsächlich zu ermorden. Angeblich hat an diesem Tag eine kleine Armee von Meuchelmördern das Haus Lancaster angegriffen, aber ich bin fest davon

überzeugt, dass Lord Cameron den Angriff zum Anlass nahm, seinen Mordplan auszuführen.«

Lord Tremont kehrte an seinen Platz zurück, und Lord Winfield erhob sich.

»Lord Lancaster, wie antwortet Ihr auf diese Anschuldigungen?«

Nun stand James auf

und trat ans
Rednerpult.

»Ich erkläre sie
rundheraus für falsch.
Lord Tremont hat die
wahren Ereignisse
verdreht dargestellt,
um Unschuldigen
Vorwürfe zu machen.
Devon Tremont
benutzte meine
Einladung als

Gelegenheit,
Meuchelmörder in
mein Haus zu
schleusen, um die
Lancasters
auszulöschen.

Während er dort weilte,
beleidigte er meinen
Sohn und den jungen
Lord Cameron, was den
Streit erst auslöste. Er
versuchte, während
einer Eberhatz den

jungen Lord Cameron
mittels der Magie zu
töten. Dorian
Thornbear hinderte ihn
daran, dieses Vorhaben
auszuführen, und
zeigte eine
bemerkenswerte
Zurückhaltung, weil er
Devon in diesem
Augenblick nicht sofort
tötete. Ich fordere Euch
auf, alle Beschuldigten

aufzurufen, die Lord Tremont heute benannt hat, und ich werde ihre Angaben bestätigen.« James holte tief Luft und betrachtete die versammelten Lords.

»Angesichts der Ereignisse sollte ich es sein, der Anklage gegen Lord Tremont erhebt. Doch ich bin nicht

dumm genug zu glauben, dass er für die Verbrechen seines Sohnes verantwortlich ist.« Damit trat er einen Schritt zurück.

Der Gerichtsherr fragte nach: »Wollt Ihr Anklage gegen Lord Tremont erheben?«

»Nein, und zwar aus Achtung vor unserer früheren Freundschaft

sowie in dem Wissen,
dass er an den
Verbrechen seines
Sohnes nicht beteiligt
war.«

»Was antwortet Ihr
auf die Beschuldigung,
dass Dorian Thornbear
Devons Leben bedroht
hat und dass Lord
Cameron das Gleiche
tat, bevor er dann die
Tat vollbrachte?«

Offenbar suchte Lord Winfield eine Erklärung für jede Einzelheit.

»Dorian Thornbear ist nicht hier, um auf den Vorwurf zu antworten, aber ich rufe seinen Freund auf, den zweiten Angeklagten Lord Cameron.« James sah

mich an.

Das war mein
Stichwort, also trat ich
ebenfalls vor. Zuvor
hatte ich noch
befürchtet, ich sei
vielleicht zu nervös, um
zu sprechen, aber der
Zorn hatte meine
Ängste weggefeht. »Ich
bin Mordecai Illeniel,
der neue Graf
di'Cameron. Devon

Tremont beleidigte
meine Adoptiveltern,
daraufhin habe ich ihm
gedroht, allerdings nur
mit Prügeln. Er
forderte mich zum
Duell und willigte ein,
stattdessen Schach zu
spielen. Außerdem
schlug er vor, um
hundert Goldmark zu
wetten. Ich habe nun
aber keineswegs

betrogen, sondern lediglich den Einsatz erhöht.« Ich holte Luft und hörte währenddessen einige Zuschauer kichern.

»Was erwidert Ihr auf den Vorwurf, Dorian Thornbear habe ebenfalls gedroht, ihn zu töten?«

»Ich bin ein Magier,

ebenso wie es Devon Tremont war. Er lauerte mir während der Eberhatz auf und hätte mich beinahe getötet, indem er mein Pferd lähmte, als es im vollen Galopp lief.

Dorian wurde Zeuge dieser Tat und zwang ihn, sich zu ergeben, ehe er mich vollends umbringen konnte«,

antwortete ich.

»Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass in der Familie Tremont jemand magische Kräfte besessen hätte. Gewiss hat Tremont niemals eine solche Begabung an den Tag gelegt. Wünscht Ihr trotzdem, das Gegenteil zu behaupten?«

»In der Tat.«

Lord Tremont
platzte heraus: »Das ist
ungeheuerlich! Mein
Sohn hat nie irgendein
Anzeichen
irgendwelcher
magischer Kräfte
gezeigt.«

»Wie gedenkt Ihr
Eure Behauptung zu
belegen, Lord
Cameron?« Lord

Winfield schien ehrlich interessiert.

»Jeder hat gesehen, wie er in der Schlacht beim Ball seine Kräfte einsetzte, bevor er starb. Am deutlichsten war es zu erkennen, als er versuchte, mich bei lebendigem Leibe zu verbrennen«, antwortete ich ruhig.

»Ist das wahr, Lord

Lancaster? «

»So hat es in meinen Augen gewiss ausgesehen«, erwiderte James.

Nun ergriff Lord Tremont wieder das Wort. »Wahrscheinlich hat er das selbst getan und verschleiert es jetzt mit der Behauptung, mein Sohn habe ähnliche Fähigkeiten

besessen.«

Der Gerichtsherr
schaltete sich ein. »Da
es keine
überzeugenden
Beweise gibt, lassen wir
die Frage von Devons
magischer Begabung
vorläufig offen. Für den
vorliegenden Fall spielt
dies ohnehin keine
große Rolle. Da Eure

Verlobte nicht
anwesend ist, müsst
Ihr für sie antworten.
Hat sie versucht, Lord
Tremont an jenem
Abend beim Ball zu
töten? «

Nun befand ich
mich auf dünnem Eis.
»Sie hatte eine
Ahnung, was Tremont
plante, und wollte
angesichts seiner

vorherigen Taten die Gefahr ausräumen, die er darstellte.« James schnitt eine Grimasse. Ich glaube nicht, dass er meine offene Antwort zu schätzen wusste.

»Welche vorherigen Taten?«, fragte der Gerichtsherr.

»Darüber würde ich mich lieber nicht

äußern, Euer
Lordschaft.« Mit dieser
Antwort stand ich
natürlich nicht sehr gut
da, aber ich konnte es
nicht ertragen, in aller
Öffentlichkeit zu
diskutieren, was er
Penelope beinahe
angetan hätte.

»Er hat mich
vergewaltigen wollen«,

ließ sich in diesem Augenblick aus dem Mittelgang eine Stimme vernehmen. Ich drehte mich um, und da stand sie in einem strahlend weißen Kleid. Sie kam nach vorn und blieb neben mir stehen. In dem Ansturm der Gefühle hätte ich beinahe die Fassung

verloren. Doch ich
kämpfte die
Aufwallung nieder.

»Gab es Zeugen für
diesen Vorfall?«

»Dorian Thornbear
und meinen Verlobten
Lord Cameron.« Sie
nickte in meine
Richtung. So schön wie
in diesem Moment war
sie in meinen Augen
nie zuvor gewesen.

Danach entbrannte eine hitzige Debatte. Lord Tremont rief etwas, und die Verhandlung geriet aus dem Tritt. Nach einigen seiner Bemerkungen über Pennys Glaubwürdigkeit wäre mir beinahe der Kragen geplatzt. Weitere Aussagen machten die

Sache nur noch undurchsichtiger, bis ich mich fragte, wie Lord Winfield am Ende entscheiden werde. Ich an seiner Stelle wäre sicherlich verwirrt gewesen. Natürlich wählte Marc genau diesen Zeitpunkt für seinen Auftritt.

Er lief nach vorn, ohne aufgerufen zu

sein. Sein weißes
Gewand schien
zwischen diesen gut
gekleideten Lords und
Ladys völlig fehl am
Platze. Ohne
eingeladen zu sein,
baute er sich vor dem
Gericht auf und ergriff
das Wort. Obwohl er
nicht einmal die
Stimme hob, war er im
ganzen Raum gut zu

verstehen. »Die Lancasters und Lord Cameron sind unschuldig.« Er sprach ganz beiläufig, als erwartete er, dass man es ihm einfach so abkaufte.

»Ihr seid ein Lancaster! Warum sollte jemand glauben, Eure Worte könnten

weniger
voreingenommen sein
als die Eures Vaters?«
Es klang nach Tremont,
aber ich war nicht ganz
sicher, wer gesprochen
hatte.

»Ich könnte als
Zeuge aussagen, aber
das würde wenig
nützen. Ich bin hier,
um für die Lady des
Abendsterns zu

sprechen. Sie möchte ihre Weisheit heute mit Euch teilen.« Damit war ihm die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Anwesenden sicher.

Es blieb noch einen Moment ruhig, bis Lord Airedale rief: »Erwartet Ihr von uns, Euch einfach so zu glauben, dass Ihr im Namen der Göttin sprecht?«

Marc blickte kurz zu Boden, ehe er den Kopf wieder hob. Als er die Augen öffnete, strömte Licht aus ihnen heraus und erfasste den ganzen Raum. Das Licht umhüllte ihn, und dann war er fort. An seiner Stelle war eine so schöne Frau erschienen, dass sogar

Penny im Vergleich zu
ihr langweilig gewirkt
hätte. Allerdings hätte
ich ihr das niemals
gesagt. »Ich bin
gekommen, Euch die
Wahrheit zu
verkünden, und wenn
jemand es wagt, mein
Wort in Zweifel zu
ziehen, dann soll er
sich jetzt äußern.«

Millicenths Stimme

besaß eine geradezu überirdische Schönheit. Niemand unterbrach sie. Die Göttin ließ den Blick über die Menge und die mächtigsten Männer und Frauen im Königreich schweifen.

»Devon Tremont suchte Macht durch Magie zu gewinnen. Er ging einen Pakt mit einem Nachtgott ein

und brachte an jenem
Tag die Kinder des
Mal'goth nach
Lancaster. Sie hatten
die Absicht, jeden
Bewohner zu töten.«
Bedauernd heftete sie
nun den Blick auf Lord
Tremont. »Dein
Kummer hat dich
geblendet, Andrew
Tremont. Dein jüngerer

Sohn tötete den Bruder,
und du wolltest es
nicht sehen. Sein Tod
ist das Ergebnis seiner
eigenen Machtgier
gewesen. Wäre er nicht
gestorben, dann wärest
du sein nächstes Opfer
geworden.«

Bisher hatte ich
noch nie Lord
Tremonts Vornamen
gehört. Erschüttert

schlug er die Hände vor das Gesicht. Die Göttin trat zu ihm, die Menge zog sich ehrfürchtig vor ihr zurück. Sie legte ihm die Hand auf den Kopf, denn er war niedergekniet. »Erhebe dich, Andrew, denn du hast nichts Falsches getan, außer dich von deiner Liebe blenden zu lassen.«

Sein Gesicht war feucht vor Tränen. Er stand auf und konnte es nicht ertragen, ihren Blick zu erwidern. Sie drehte sich um und kehrte in die Mitte des Raumes zurück. Ich dachte schon, sie wollte vorbeigehen, doch dann blieb sie vor mir stehen. Ich spürte die

Macht, die von ihr
ausstrahlte, mich
umschloss und einen
Zugang in mein
Inneres suchte. Ohne
nachzudenken,
verstärkte ich meinen
Schild. Das Licht
flackerte um mich
herum.

Sie wirkte einen
kleinen Moment lang
gereizt, dann lächelte

sie. »Kind des Illeniel,
wie ich sehe,
verweigerst du dich mir
nach wie vor. Warum
bist du noch
ungebunden, wenn du
dich nicht meiner
Führung unterwirfst?«

»Lady, ich habe
denjenigen, der sich
mit mir verbinden soll,
noch nicht
ausgewählt«,

antwortete ich. Der Schweiß stand mir auf der Stirn, weil es so anstrengend war, ihrer Macht zu trotzen.

»Du solltest dich rasch entscheiden, denn die Nachtgötter sind nicht so geduldig wie ich. Während du zauderst, riskierst du die Zerstörung deiner

Welt.« Sie streckte die Hand zu mir aus, und der Druck nahm zu. Blitze zuckten und knisterten vor meinem Schild, wo sie ihn berührte. Die Anstrengung war fast unerträglich.

Der Zorn verlieh mir neue Kräfte. »Genug! Wenn du dich mir aufzwingen willst, bist

du nicht besser als die
Nachtgötter, von denen
du sprichst!« Mein
Schild flackerte rot,
dann zog sie sich
zurück. Der Druck ließ
schlagartig nach.

»Sterblicher, du
solltest deine Zunge
hüten. Es wird die Zeit
kommen, da du meine
Hilfe brauchst, damit
du nicht verlierst, was

dir am teuersten ist.«
Sie lächelte mich an,
doch ich sah eher das
Grinsen eines
Raubtiers auf ihrem
Gesicht. Abermals
wandte sie sich an die
Versammlung. »Ich
werde euch
beobachten. Dies ist
nicht die Zeit für
Zwietracht. Das Volk

von Lothion muss enig
sein, denn sonst sind
wir alle verloren.«

Dann verschwand sie
von einem Moment auf
den anderen, und wir
sahen nur noch den
bewusstlosen Marc vor
uns. Er sackte auf dem
Boden in sich
zusammen, ehe ich ihn
auffangen konnte.

Nachdem sie

verschwunden war,
herrschte eine Minute
lang tiefe Stille im
Raum. Ihr plötzliches
Erscheinen hatte alle
Zuschauer verstummen
lassen. Schließlich
ergriff König Edward
das Wort.

»Gerichtsherr, wie
lautet nun Eure
Entscheidung?«

»Ich entscheide für

Lancaster. Die Anklage ist unbegründet«, antwortete er sofort.

Ich hätte jubeln können, dazu fehlte mir jedoch die Kraft. Wäre nicht noch die Angelegenheit meines Treueides gewesen, ich wäre sofort hinausgelaufen. König Edward war so

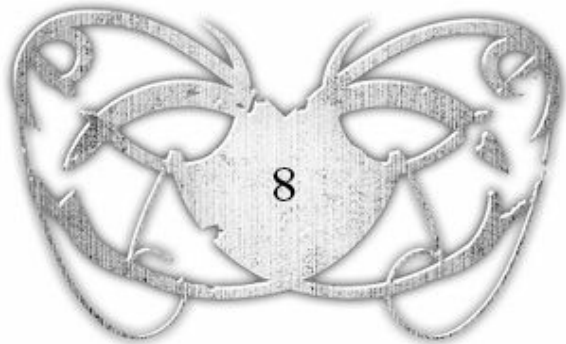
freundlich, mir den Eid
ohne großes Getue und
weitere Umschweife
abzunehmen. Während
der restlichen
Amtshandlungen blieb
es still im Raum, und
sobald alles erledigt
war, strömten die
Menschen rasch
hinaus.

James und
Genevieve nahmen

Marc mit. Ein Diener half James, ihn in die Kutsche des Herzogs zu tragen, die bereits draußen wartete. Es dauerte nicht lange, bis Penny und ich allein waren.

Keiner von uns wusste, was er sagen sollte, deshalb nahm ich einfach nur ihre Hand, und wir kehrten

schweigend in meine
Gemächer zurück.



Das Schweigen
zwischen uns dehnte
sich noch, als wir im
Zimmer waren. Wir
setzten uns auf das

Sofa und starrten zur Veranda hinaus. »Du siehst sehr hübsch aus«, sagte ich schließlich. Das Kleid, das sie trug, kannte ich zwar noch nicht, aber es passte großartig.

»Danke.« Penelope blickte mich forschend an und nahm sicherlich hundert Einzelheiten gleichzeitig wahr. »Ich

habe gehört, was dir
der König gesagt hat.«

»Was denn?«, hätte
ich beinahe gefragt,
aber ich war so
vernünftig, den Mund
zu halten. Ich wusste
genau, was sie meinte,
und es half auch nicht,
dass uns soeben eine
Göttin nachdrücklich
daran erinnert hatte.
»Wie hast du davon

erfahren? «

»Durch Rose. Sie ist gestern Abend bei den Lancasters gewesen.«

Jetzt verstand ich es ... sie war zu Rose Hightower gegangen. Wohin auch sonst? In dem schlanken Körper einer Frau besaß Rose einen überragenden Verstand.

Offensichtlich hatte sie,
nicht lange nachdem
Penny bei ihr
erschieden war,
Erkundigungen
eingezogen.

»Hast du ihr gesagt,
warum du sie
aufgesucht hast?«,
fragte ich.

»Nein. Ich wollte
erst, aber dann konnte
ich nicht. Wie hätte ich

erklären können, dass
ich dich verlassen habe,
weil du sterben wirst?
Das kam mir
selbstsüchtig vor.«

»Dann hast du
deine Meinung also
geändert?« Furcht
mischte sich in meine
neu erwachte
Hoffnung. Wenn sie bei
mir blieb, würde sie
doch wieder nur

verletzt werden.

»In gewisser Weise ... Rose hat mir berichtet, dass der König dir befohlen hat, jemanden als deinen Anath'Meridum auszuwählen.«

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, klärte ich sie auf.

»Anscheinend warten jetzt sogar die Götter auf deine Entscheidung.«

»Darüber mache ich mir auch gerade Gedanken. Auf einmal will mich alle Welt dazu drängen.«

Penny sah mich ernst an. »Deshalb musst du dir keine Sorgen mehr machen.

Darum bin ich doch auch wieder hier. Ich werde nicht zulassen, dass jemand anders diese Bindung mit dir eingeht.«

»Was? Auf keinen Fall! Du weißt doch, was das bedeutet, oder? Was passiert, wenn ich sterbe? Hat sich deine Vision seit gestern

verändert?« Ich war
unwillkürlich
aufgesprungen und
funkelte sie von oben
an.

Völlig gelassen
erwiderte sie meinen
Blick. »Ja. Ich werde
mit dir sterben. Das
löst alle unsere
Probleme.«

»Es löst überhaupt
nichts. Eine solche

Bindung lasse ich nicht zu«, erklärte ich.

»Dann wird man dich zum Tode verurteilen«, stellte sie einfach fest. »Und es würde mich nicht wundern, wenn auch noch eine Menge unschuldiger Leute bei dem Versuch sterben werden, dich zu beschützen. Dir bleibt

gar nichts anderes
übrig.« Aus ihren
Worten sprachen eine
unerhörte
Entschlossenheit und
ein gewisser stiller
Wahnsinn. Eben der
Wahnsinn einer Frau,
die sich dazu
entschlossen hat, mit
ihrem Liebsten in den
Tod zu gehen.

»Ich habe viele Möglichkeiten.
Zumindest könnte ich mir jemand anders suchen. Ich bin sicher, Dorian würde diese Aufgabe übernehmen.«
Mir gefiel nicht, was ich in ihrer Miene sah, und natürlich entfachten meine Worte einen Großbrand.

»Nein, das wirst du nicht tun, wenn ich dir überhaupt etwas bedeute. Mordecai Eldridge, du hast keine Ahnung, wozu ich fähig bin. Glaubst du, es war leicht, kaltblütig einen Priester zu ermorden? Und das ist nur die Spitze des Eisbergs!«
Jetzt knurrte sie sogar.

Unwillkürlich wich ich
vor ihr zurück.

Aufrecht vor der Göttin
zu stehen, war mir
leichter gefallen, als
mit dieser zornigen
Frau umzugehen.

»Wenn du dich für
jemand anders
entscheidest, werde ich
dafür sorgen, dass du
an jedem Tag, der dir
noch bleibt, inbrünstig

wünschst, du wärst schon tot! Außerdem werde ich mich ohnehin selbst töten, wenn du stirbst. Hast du das verstanden?«

»Na schön!«, rief ich zurück.

»Meinetwegen!« In Wahrheit hatte ich nicht die Absicht, mich darauf einzulassen. Es war freilich einfacher,

jetzt zu lügen und die Dinge später in die richtigen Bahnen zu lenken. Penny war allerdings sehr geschickt darin, meine Lügen aufzudecken, weshalb ich mich bemühte, sie auf eine andere Fährte zu locken. »Du willst mit mir sterben? Kein

Problem, aber wenn wir beide sowieso in einem halben Jahr sterben sollen, dann will ich vom Rest meines Lebens noch etwas haben.« Damit fasste ich sie an den Schultern, zog sie an mich und pflanzte ihr einen stürmischen Kuss auf die staunend halb geöffneten Lippen.

Mein Plan glückte besser als erhofft. Was als abgenötigter Kuss begann, verwandelte sich rasch in eine innige Umarmung, da sie meine Leidenschaft erwiderte. Einige Minuten später fragte ich mich, was für eine Tigerin ich da am Schwanz gepackt hatte. Zehnfach gab sie mir

zurück, was ich ihr
schenkte, und die
Wildheit ihrer Liebe
hätte manch
schwächeren Mann bis
ins Mark erschüttert.
Glücklicherweise bin
ich kein so schwacher
Mann. Hätte ich in
dieser Hinsicht jemals
Zweifel gehabt, an
diesem Tag hätte sie

mich eines Besseren
belehrt.

Ein paar Stunden
später war ich
überzeugt, die Aussicht,
in einigen Monaten zu
sterben, sei gar nicht so
schlecht. Wenn es auf
diese Weise weiterging,
würde ich in jedem Fall
nicht mehr lange leben.
»Da!«, sagte ich nach
einem Moment, der

lang und atemlos
gewesen war. »Jetzt
habe ich's dir gezeigt.«

Penny kicherte
neben mir, und bald
darauf lachten wir
beide. »Du kannst das
ruhig glauben, wenn du
dich damit besser
fühlst, Lord Cameron.«

In gespielmtem Zorn
schnitt ich eine
Grimasse und kitzelte

sie. Ein Klopfen an der Tür unterbrach unseren Kampf. Keck sprang ich auf und öffnete. »Mort! Zieh dir was an!«, zischelte Penny hinter mir.

»Pah! Ich werde diesen frechen Diener Manieren lernen!«
Damit riss ich die Tür auf, was den Mann

hoffentlich in eine
unermessliche
Verlegenheit stürzte.

»Du meine Güte!

Wenn ich gewusst
hätte, dass du alle
Besucher so empfängst,
hätte ich viel früher
vorbeigeschaut,
Mordecai.« Rose
Hightower stand im
Eingang und hielt sich
eine Hand vor den

Mund, als müsste sie ein Husten überspielen. Ich lief knallrot an und rannte zum Bett, um meine Blöße zu bedecken.

Penny hatte sich jedoch schon in die Bettdecke gewickelt und weigerte sich, mit mir zu teilen. »O nein, kommt nicht infrage! Das hast du dir selbst

zuzuschreiben, du Trottel!« Ich gab es auf und eilte ins Badezimmer. Rose stand die ganze Zeit lachend im Eingang.

»Ich will nicht aufdringlich sein, aber heißt dies ... hier, dass du ihm verzeihen hast?«, fragte sie Penny.

Nun errötete auch sie. »Er war sehr überzeugend.«

Rose lachte. »Ich warte auf dem Gang, bis ihr so weit seid. Es sei denn, ich soll lieber später noch einmal kommen?«

Ich wollte schon rufen, dass dies ganz in meinem Sinne sei, aber Penny kam mir zuvor.

»Wir sind in ein paar Minuten vorzeigbar, wenn du so lange warten möchtest. Danke, Rose.« Ich hörte, wie die Tür geschlossen wurde, und spähte in den Salon.

»Die Luft ist rein«, sagte Penny. Wir zogen uns eilig an, und sobald wir uns blicken lassen

konnten, öffnete Penny die Tür. Ich war noch nicht ganz bereit, Rose unter die Augen zu treten.

»Eigentlich hatte ich fragen wollen, ob du das Haus deines Vaters schon aufgesucht hast«, erklärte Rose, als wir alle saßen.

Mein erster Impuls

war zu antworten, dass Royce doch unmöglich ein Haus in Albamarl besitzen konnte. Dann fiel mir aber ein, dass sie Tyndal Illeniel meinte. »Hatte er wirklich ein Haus in der Stadt?«

»Gewiss. Er war ein Berater des Königs und hat oft mit deiner Mutter in diesem Haus

gelebt. Wusstest du das nicht?« Rose schien ehrlich überrascht.

»Nein, auf diese Idee bin ich nie gekommen. Erst vor Kurzem habe ich erfahren, wer er überhaupt war. Seitdem ging es drunter und drüber, und ich bin nicht einmal auf die

Idee gekommen, mich zu erkundigen. Warum wurde das Haus nach seinem Tod nicht verkauft? Niemand wusste, dass es mich gibt.« Ohne einen Erben hätte der Besitz doch an irgendjemanden fallen müssen. Ich wusste zwar nicht, an wen, aber irgendjemand

hätte sicherlich das Haus haben wollen.

»Ha! Niemand hat es gewagt, sein Haus zu betreten. Denk doch mal daran, was er war! Sogar die Räuber und Vandalen haben nach seinem Tod einen großen Bogen um das Haus gemacht«, antwortete Rose. Das konnte ich

nachvollziehen;
wahrscheinlich hätte
ich auch selbst
Schutzsprüche und
Abschirmungen in
meinem Haus
eingerrichtet.

»Demnach steht es
hier unberührt, seit
meine Eltern das letzte
Mal da waren?« Diese
Frage löste eine ganze

Reihe weiterer
aufgeregter Gedanken
aus. Was hatten sie
hier zuletzt getan?
Welche Geheimnisse
hütete dieses Haus?
Wie viel von ihrem
Besitz befand sich
überhaupt noch darin?
Ich hatte sie nie richtig
kennengelernt, aber ihr
Zuhause mochte viele
Antworten über ihr

Leben bergen.

»Soweit ich weiß, trifft dies zu.« Rose' Augen funkelten. Die Aussicht, das Haus zu erforschen, fand sie wohl ebenso spannend wie ich. Sie war von einer unersättlichen Neugierde getrieben, und ihre Schönheit konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass

hinter den blauen
Augen ein
rasiermesserscharfer
Verstand wohnte.

»Wollen wir hingehen
und uns umsehen?«

»Liebend gern.

Weißt du den Weg?«,
antwortete ich.

»Ich bin in dieser
Stadt schließlich zu
Hause. Penny, dieser

Mann ist geistesschwach. Hätte ich ihn nicht vorhin nackend gesehen, ich wüsste nicht, was du an ihm findest«, neckte sie mich.

Penny lachte, und ich errötete sofort wieder. Ich nahm an, dass Rose mich damit noch einige Jahre lang sticheln würde. »Er hat

durchaus gewisse Fähigkeiten«, hielt Penny dagegen. Ich war nicht sicher, ob sie damit meine Magie oder ... jene andere Art von Magie meinte.

Ich nahm mein Schwert und den Stab an mich, und dann ließen wir uns von Rose zu dem Haus meiner Eltern führen.

Seit unserer Ankunft in Albamarl hatten wir – abgesehen vom Königspalast – nicht viel von der Stadt gesehen. Deshalb fand ich den Spaziergang sehr aufschlussreich. Die Stadt war mehr oder weniger wie ein Wagenrad angelegt, in dessen Nabe der Palast

stand. Sobald wir den Palast verlassen hatten, folgten wir einer inneren Ringstraße, bis wir eine nach außen führende Speiche erreichten.

An der Kreuzung war auf der Seite, die dem Palast zugewandt war, ein großer Garten angelegt. Das Ungewöhnliche an ihm

war der mächtige
Felsblock, der direkt
aus der Erde
emporzuwachsen
schien. Er musste
natürlichen Ursprungs
sein, denn uns
Menschen wäre es
nicht möglich gewesen,
einen so mächtigen
Stein als Schmuck in
den Garten zu
versetzen.

Schläft er?

»Habt ihr etwas gesagt?« Ich war nicht ganz sicher, wessen Stimme ich gehört hatte.

Penny und Rose waren in eine Unterhaltung vertieft gewesen, die ich mit meiner Frage unterbrochen hatte.

»Rose sagte gerade, dass sie eine Weile bei uns in Washbrook bleiben wolle. Hast du nicht zugehört?«

Ich hatte tatsächlich nicht aufgepasst. Die Gespräche unter Frauen empfand ich oft als angenehmes Hintergrundgeräusch, aber das konnte ich ihnen kaum sagen.

»Entschuldigung. Ich dachte, ich hätte etwas anderes gehört.

Kümmert euch nicht weiter um mich«, antwortete ich.

Er ist wach.

Das hatte ich jetzt ganz deutlich gehört. Dieses Mal war mir auch klar, dass es nicht von den Mädchen ausgegangen war. Ich

blieb stehen und sah mich auf der Straße um. Penny erkannte sofort, dass ich etwas gespürt hatte, Rose betrachtete mich neugierig. »Gibt es etwas, das wir wissen sollten?«, fragte sie.

Ich legte den Finger an die Lippen und hieß sie winkend schweigen.

Dann hüllte ich sie mit ein paar Worten in einen schützenden Schild. Im Laufe des letzten Jahres war ich viel besser geworden. Inzwischen brauchte ich dazu kaum mehr als einen Gedanken und ein paar Wörter. »Hier ist etwas, aber ich bin noch nicht sicher, was oder wer es sein

könnte.«

*Wer oder was, was
oder wer, er hört uns.
Ganz gleich, was wir
tun.*

Es war eine rein
geistige und keine
körperliche Stimme.
Das beunruhigte mich;
eigentlich hätte mich
nichts und niemand
erreichen dürfen,
solange mein innerer

Schild aufgebaut war.
Ich tastete mit den
Sinnen umher, um
denjenigen zu
entdecken, der mir
diese Streiche spielte.

»Mort, was ist denn
los?«, fragte Penny.

»Jemand spricht
mit mir. Gib mir einen
Augenblick Zeit. Ich
versuche gerade, ihn zu

entdecken.« Ich konnte mich nicht gleichzeitig konzentrieren und die Fragen beantworten. So standen wir mehrere Minuten auf der Straße herum, während ich mit meinem Geist die Umgebung absuchte. Ich fand rein gar nichts. Schließlich gab ich es auf, und wir gingen weiter. Ich erklärte

ihnen, was ich im Geiste gehört hatte, aber die beiden hatten auch keine Ahnung, was es gewesen sein mochte.

Mir machte dagegen die Tatsache Sorgen, dass ich die verantwortliche Person nicht ausfindig machen konnte. Sofort dachte ich an das Wesen,

gegen das Penny und
ich zwei Wochen
vorher in der Nacht
gekämpft hatten. Dort
hatte ich nach Löchern
Ausschau gehalten. Ich
sollte also fähig sein,
einen solchen leeren
Fleck auch hier zu
entdecken. Außerdem
brauchte ich einen
Namen für diese

Kreaturen.

Wer auch immer mir gerade begegnet sein mochte, er hatte es geschafft, trotz meiner Schilde direkt zu meinem Verstand zu sprechen, was aber eigentlich unmöglich war. Den Rest des Weges über blieb ich sehr wachsam, aber nichts weiter geschah.

Bald hatten wir das Haus meines Vaters erreicht.

»Da wären wir«, sagte Rose, doch ich wusste es bereits. Mit meinem Magierblick konnte ich erkennen, dass das große, aus Stein gebaute Haus leicht glühte. Im Gegensatz zu dem Rest der Stadt war es aus

grauem Granit
errichtet, und jeder
einzelne Stein war
verzaubert.

Anscheinend waren
sämtliche Steine mit
Runen behandelt
worden, sodass sie
widerstandsfähiger
wurden und besser
zusammenhielten.
Nirgends war Mörtel zu

sehen, aber der war auch nicht nötig. Die Fugen zwischen den Steinen waren so schmal, dass ich nicht einmal einen Fingernagel hätte hineinschieben können.

Das Haus hatte drei Stockwerke und hob sich damit deutlich von den kleineren

Gebäuden in der Nähe
ab. »Es ist nicht
besonders geschützt«,
sagte ich. Das war
schwer zu verstehen.
Es musste unendlich
lange gedauert haben,
all die Steine zu
behandeln.

»Bist du sicher?«,
fragte Rose. »Die
Geschichten, die man
sich über das Haus

erzählt, lassen eher
vermuten, dass es von
tausend
Zaubersprüchen
bewacht wird.«

»Tut mir leid, ich
habe mich nicht
deutlich genug
ausgedrückt. Das Haus
wird keineswegs von
etwas so Einfachem
wie Schutzsprüchen

behütet. Vielmehr ist das ganze Gebäude verzaubert. Wie hat mein Vater das nur vollbracht? Er muss sein halbes Leben auf den Bau verwendet haben.« Offenbar sah man mir meine Ehrfurcht deutlich an.

»Er war es nicht, der es gebaut hat. Das Haus wurde vor etwa

siebenhundert Jahren
kurz nach der
Gründung Albamarls
gebaut. Einer deiner
Urgroßväter hat es
errichtet«, erklärte sie
mir.

Das ließ mich
nachdenklich werden.
Wie wäre es gewesen,
hier aufzuwachsen,
umgeben von Magie?
Angeleitet von einem

Vater, der sich in der
Magie auskannte und
mich vor dem
Hintergrund der
Familiengeschichte
unterrichtete? Mein
Leben wäre völlig
anders verlaufen. Einen
Augenblick lang war ich
traurig, weil es ein
verlorenes Wissen gab,
das ich nicht

wiedergewinnen
konnte. Gegenüber der
Geschichte meiner
Familie war ich ein
Fremder, der nur noch
den Fäden eines längst
verblichenen Teppichs
folgen konnte, um das
Schicksal der
Menschen zu
erforschen, die schon
vor langer Zeit
gestorben waren.

Da es zu nichts
führte, wenn wir weiter
so auf der Straße
herumstanden, ging ich
zur Tür. Sie bestand
aus massiver Eiche und
war dabei breit genug
für zwei Männer, die
nebeneinander
eintraten. Die Balken
waren so stark mit
Runen und Symbolen
gesichert, dass sie in

meinem Magierblick
beinahe golden
schimmerten. Als ich
die Hand ausstreckte,
um den Türgriff zu
packen, stieß ich einige
Fingerbreit davor auf
einen unsichtbaren
Widerstand, den ich
nicht durchdringen
konnte.

Seit jenem Tag, an

dem ich in Devon
Tremonts Raum
eingedrungen war,
hatte es keine Tür
mehr gegeben, die ich
nicht hatte überwinden
können. Eine der
ersten Fähigkeiten, die
ich erlernt hatte,
nachdem sich die Dinge
wieder beruhigt hatten,
war das magische
Öffnen von Schlössern

gewesen. Dies war jedoch kein Schloss, sondern eine magische Barriere. Ich setzte ein paar Wörter ein und versuchte mit einem magischen Stoß durchzudringen, doch die Barriere hielt. Es fühlte sich an, als wäre sie ebenso hart wie der Granit, aus dem das ganze Haus gebaut war.

Stabil und ganz und gar unnachgiebig.

Penny schaltete sich ein. »Was tust du da?«

»Ich versuche hineinzukommen.

Anscheinend hat mein Vater vergessen, unter der Fußmatte einen Schlüssel für mich bereitzulegen.« Ich verdoppelte meine

Anstrengungen und
verlegte mich darauf,
die Magie zu zerreißen,
die mich draußen hielt.
Die Luft knisterte vor
statischen
Entladungen, als ich
immer mehr Kraft und
Mühe dafür einsetzte,
die Barriere zur Seite
zu stoßen. Zugleich
versuchte ich, mit
raffinierten Tricks an

den schützenden
Sprüchen
vorbeizukommen. Ich
verbarg meine
Anwesenheit mit
klugen Zaubersprüchen
und versuchte es
schließlich mit roher
Gewalt. Doch nichts
half. »Verdammt!«

Es war mehr als
ärgerlich, so dicht vor
einem wichtigen Teil

meiner Vergangenheit
zu stehen und ihn
trotzdem nicht
erkunden zu dürfen.
Der Gedanke an die
Geheimnisse und das
Wissen, das meine
Eltern drinnen
hinterlassen haben
mochten, erfüllte mich
mit großer Sehnsucht.
Der Tür war es jedoch

einerlei. Schließlich
verlor ich die Geduld,
griff sie direkt an und
schoss eine Lanze aus
reiner Energie ab, um
sie zu zermalmern. Das
Haus mochte dies
offenbar nicht. Blitze
hüllten mich ein, ein
blaues Licht umgab
mich, durchbohrte
meinen Schild und
setzte meine Nerven in

Brand. Kreischend
brach ich vor der Tür
zusammen.

Mitten auf der
Straße kam ich wieder
zu mir. Penny hatte
mich weggezogen. Die
Krämpfe, die nach der
Begegnung mit der Tür
eingesetzt hatten,
ebbten erst eine Weile
später wieder ab.

»Verdammt, Mort, sag

mir doch vorher
Bescheid, wenn du
etwas Dummes tun
willst!«

»Lass uns einfach
annehmen, dass ich
ständig Dummheiten
mache. Das ist für uns
beide einfacher zu
behalten.« Ich
versuchte aufzustehen,
doch meine Beine

waren weich wie
Pudding. Penny stützte
mich.

*Wir können es
zerstören, Sohn des
Illeniel. Lass es uns
niederreißen.*

»Wer ist da?«, rief
ich und sah mich um.

»Was ist los,
Mort?«, fragte Penny
besorgt.

»Sie sprechen mit

mir, aber ich entdecke sie nicht!« Mit wilden Blicken sah ich in die Runde. Allmählich geriet ich in Panik.

»Wer denn? Außer uns ist doch niemand hier.« Sie redete jetzt beruhigend auf mich ein. Vermutlich dachte sie, ich verlöre den Verstand.

»Die Stimmen ...«

Ich beschloss, es auf
sich beruhen zu lassen.
So langsam machte ich
mir auch Sorgen um
mich selbst. Da sich
meine Beine etwas
besser anfühlten,
befreite ich mich von
ihr und ging wieder zur
Tür.

»Lass uns
umkehren. Du tust dir

doch nur weh,
Mordecai«, schaltete
sich Rose ein. Es
mochte ganz vernünftig
sein, aber für
Vernunftgründe war
ich inzwischen nicht
mehr empfänglich.

»Nein, ich bin noch
nicht fertig.« Ich
krempelte mir die
Ärmel hoch und
streckte wieder die

Hand zum Türgriff aus.
Zu spät erinnerte ich
mich, dass ich meinen
Schild nicht erneuert
hatte. Der Blitz hatte
ihn vollständig
verbrannt. Dieses Mal
konnte ich die Tür zwar
berühren, aber nichts
geschah. Ich stand
einen Moment lang
ruhig da und überlegte
mir, warum mich die

Barriere nicht
aufgehalten hatte.
Dann ließ ich den
Türgriff wieder los und
trat einen Schritt
zurück. »Das ist
seltsam.«

»Was denn?«, fragte
Penny.

»Ich habe gerade
den Türgriff berührt,
den ich vorhin nicht

einmal erreichen
konnte«, erklärte ich.
Mir fiel etwas ein. Ich
baute meinen Schild
wieder auf und
versuchte es noch
einmal. Wieder wurde
ich von der
unsichtbaren Barriere
aufgehalten und kam
nicht näher als eine
Handbreit an den Griff
heran. »Ich werde jetzt

etwas Dummes
versuchen«, sagte ich
und warf Penny einen
Blick zu.

»Lass mich erst die
Feuerwehr rufen«,
antwortete sie. Ich war
nicht sicher, ob sie
scherzte, aber ich
wartete nicht, sondern
ließ meinen Schild
fallen und berührte den
Türgriff. Ich konnte ihn

müheles ergreifen und daran ziehen. Die Tür öffnete sich.

Dahinter lag eine große Eingangshalle. Die mit Eiche vertäfelten und dunkel lackierten Wände bildeten einen Kontrast zu den hellbraunen Bodenbrettern. Sobald ich eintrat, flammte

eine an der Decke
aufgehängte
Kristallkugel auf und
verbreitete einen
warmen Schein im
Raum. »Uff!«, sagte
Penny. Sie war draußen
vor der Tür gegen die
Barriere gerannt.

»Oh, lass mich das
in Ordnung bringen.«
Ich entfernte den
Schild, in den ich sie

gehüllt hatte. »Versuch
es jetzt noch einmal.«
Behutsam trat sie
wieder vor, die Barriere
hielt sie aber trotzdem
auf.

»Das ist wirklich
seltsam. Als ich meinen
Schild gesenkt habe,
konnte ich eintreten.«

»Vielleicht ist die
Magie so eingerichtet,
dass nur die

Abkömmlinge deines Hauses eintreten dürfen«, meinte Rose. Wie üblich hatte ihr scharfer Verstand eine gute Erklärung gefunden, aber so ganz passte das alles noch nicht zusammen.

»Ich weiß, dass meine Mutter hier mit ihm lebte, und sie

gehörte auch nicht zu dieser Familie.

Schließlich muss es doch für sie einen Weg gegeben haben, das Haus zu betreten.« Mal ganz abgesehen von der Schutzmagie, die mich beinahe gebraten hätte, als der Schild noch intakt war. Ich vermutete, dass mich die Magie nicht

erkennen konnte,
solange der Schild mich
umschloss. Dennoch,
es musste einen Weg
geben, Fremde und
Gäste ins Haus zu
lassen. »Ich sehe mich
mal etwas um. Ich bin
bald wieder da.«

»Das macht dir
Spaß, was?« Es war
Penny, die das sagte.
Sie war nicht besonders

glücklich darüber, dass ich sie draußen stehen ließ. Ich lächelte sie an und schloss die Tür.

Noch ehe ich zwei Schritte getan hatte, betätigte sie den Türklopfer. Dies war ihr offenbar erlaubt. Als ich mich umdrehen wollte, hörte ich eine Stimme und hielt inne.

»Da ist eine Frau an der Tür.« Es klang sehr nach Benchley, aber ich konnte erkennen, dass die Stimme den Verzauberungen im Haus entsprang. Freilich nahm ich an, dass es auch damals schon Diener wie ihn gegeben hatte. Über Geschmack soll man ja nicht streiten.

Ich war genau in der richtigen Stimmung.

»Schau nach, wer es ist.«

Gleich darauf antwortete die Stimme:

»Sie sagt, ihr Name sei Penelope Cooper. Rose Hightower begleitet sie.«

Nun war ich neugierig, welche

Möglichkeiten mir
überhaupt zur
Verfügung standen.

»Wie kann ich darauf
reagieren?«, fragte ich.

»Ihr könnt ihnen
den Zutritt verweigern,
sie einlassen oder sie
vernichten lassen«, ließ
sich die Stimme
trocken vernehmen.

Das Wort

»vernichten«, gefiel

mir überhaupt nicht.
Wahrscheinlich ging es
dabei um den Angriff
mit Blitzen, der mich
kurz zuvor beinahe
umgebracht hätte.

»Lass sie
eintreten«, befahl ich.
Die Tür schwang von
selbst auf und gab den
Blick auf eine ziemlich
gereizte Penny frei.

»Könntest du deiner

sprechenden Tür bitte erklären, wer ich bin?«, sagte sie.

»Das habe ich schon getan. Komm herein ... dann sehen wir ja, was passiert.«

Sie und Rose konnten ohne Schwierigkeiten eintreten. Die Tür schloss sich höflich,

sobald sie drinnen
waren. Diese
komplizierten Zauber
gingen über alles
hinaus, was ich mir
bisher vorgestellt hatte,
aber mir schossen
bereits unzählige neue
Ideen durch den Kopf.
Unterdessen starrte
Penny die Tür an, als
wollte sie auf der Stelle
Rache nehmen.

»Hoffentlich muss ich das nicht jedes Mal durchmachen, wenn ich hereinkommen will«, sagte sie schließlich.

»Was meinst du damit?«

Sie seufzte und erklärte es mir. »Es ist jetzt dein Haus, Mort. Wahrscheinlich werden wir hier wohnen, wenn

wir in der Stadt sind.«

Darüber hatte ich
noch gar nicht
nachgedacht, aber sie
hatte wohl recht.

Vorausgesetzt, wir
kehrten überhaupt
noch einmal nach
Albamarl zurück. Ob
dies in dem halben
Jahr, das mir noch
blieb, tatsächlich

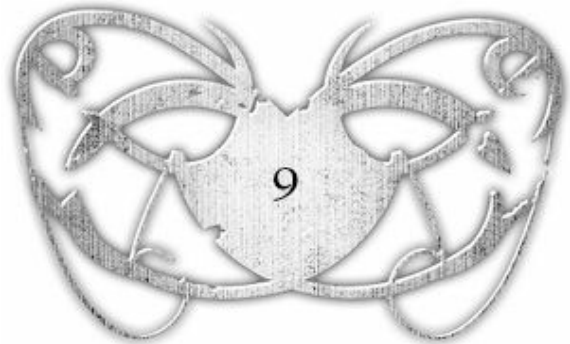
geschehen würde,
stand allerdings in den
Sternen. »Äh, Haus, ich
habe eine Frage«,
wandte ich mich an die
Verzauberungen. Sie
reagierten nicht. »Tür,
gibt es eine
Möglichkeit, jemanden
ohne meine Erlaubnis
einzulassen?« Wieder
keine Antwort.
Anscheinend musste

ich noch eine Menge lernen.

»Vergiss das erstmal, Mort. Lass uns sehen, was das Haus zu bieten hat«, schlug Penny vor.

Ich hatte sowieso keine Lust, mir von ihr und Rose dabei zusehen zu lassen, wie ich mit unbelebten Objekten debattierte,

also stimmte ich sofort zu. Wir durchquerten die Eingangshalle und erkundeten den Rest des Hauses.



König Edward Carenval
saß in seinem
Audienzsaal und
musterte den Mann,
der vor ihm stand. Der

Besucher war Mitte vierzig und sah aus, als hätte er ein schweres Leben hinter sich. Er war recht groß gewachsen und hatte dunkle Augen, das dunkle Haar war an den Schläfen ergraut. Waffen trug er nicht, da dies in Gegenwart des Königs nicht zulässig war, doch seine

Haltung verriet, dass er ein erfahrener Krieger war.

»Wisst Ihr, warum wir Euch heute zu uns gerufen haben?«, begann Edward.

»Ich würde lieber keine voreiligen Schlüsse ziehen, Euer Majestät, aber angesichts meiner Vergangenheit nehme

ich an, dass es etwas mit Graf di'Cameron zu tun hat.« Der kniende Mann hob den Kopf und suchte den Blick des Königs.

»So ist es. Wir brauchen Euren Rat. Wer hätte denn ahnen können, dass Tyndals Kind überlebt hat?« Edward rieb sich den

Bart, während er sprach.

»Diese Möglichkeit bestand immer. Man hat weder ihren noch den Leichnam des Kindes je gefunden.«

»Soweit wir wissen, stirbt auch der Bindungsgefährte, sobald der Magier zugrunde geht.« Der König blickte den

Besucher neugierig an.

»Sie haben die Bindung vor seinem Tod aufgehoben, Euer Majestät.«

»Ist das möglich? Worin besteht dann überhaupt ihr Sinn?«, fragte Edward.

»Es ist möglich, Euer Majestät, aber nach den Überlieferungen ist es

noch nie zuvor
geschehen. Beide
Partner müssen
einwilligen, aber die
Anath'Meridum sind
darauf vereidigt, die
Bindung niemals zu
lösen. Ich vermute also,
dass sie nur
eingewilligt hat, um
mit dem Kind fliehen
zu können.«

»Cyhan, Ihr habt doch bei Elenas Ausbildung mitgewirkt. Wie könnt Ihr wissen, dass sie die Bindung aufgelöst hat und nicht einfach gestorben ist?«

»Bei der Einrichtung der Bindung wird ein Edelstein erschaffen«, erklärte Cyhan. »Der Ausbilder behält ihn

stets bei sich. Der Stein glüht, solange die Bindung intakt ist, und zerfällt schließlich zu Staub, wenn die Beteiligten sterben.« Er griff in die Tasche und holte einen trüben roten Stein hervor. »Tyndals und Elenas Stein verblasste, zerfiel jedoch nicht. Das

bedeutet, dass sie das Band vor seinem Tod aufgelöst haben.«

Edward beugte sich vor und betrachtete den Edelstein. »Warum wurde uns dies nicht berichtet?«

»Es wurde Euch berichtet, Euer Majestät.« Cyhan blickte dem Monarchen unverwandt in die

Augen.

»Egal.« Edward winkte ab. »Wir haben es anscheinend vergessen, nachdem uns die Nachricht von der Zerstörung Camerons erreicht hatte. Bei dem neuen Schüler müsst Ihr Eure Sache besser machen. Einen Fehler wie bei Elena dürfen wir uns

nicht noch einmal
erlauben.«

»Ich stimme Euch
zu, Euer Majestät, doch
wäre dieser Fehler
nicht geschehen, dann
gäbe es heute keinen
neuen Anath'Meridum
auszubilden.« Cyhan
übertrat hier eine
Grenze, doch er war
schon immer sehr keck

gewesen.

Edward sah ihn scharf an. »Hütet Eure Zunge, damit sie Euch nicht in Schwierigkeiten bringt. Hätte Elena ihren Eid erfüllt, dann müssten wir uns heute keine Sorgen machen, ein ungebundener Magier könnte die ganze Welt zerstören. Ihr werdet

Mordecai morgen
treffen. Ihr kehrt mit
ihm nach Hause zurück
und sorgt dafür, dass er
sich rasch entscheidet.
Wenn er sich weigert,
schickt Ihr mir sofort
eine Nachricht, ehe Ihr
versucht ... die
Situation zu
bereinigen.« Er sprach
nicht aus, wie dies vor
sich gehen sollte, aber

beide wussten, dass es in diesem Fall nur eine Möglichkeit gab.

»Ja, Euer Majestät. Ich freue mich schon darauf, ihn zu treffen. Soweit ich weiß, ist er jetzt seit mehr als einem Jahr frei. Gab es schon Anzeichen des Wahnsinns bei ihm?«
Magier waren

schwieriger anzuleiten,
sobald ihr Geist einmal
angegriffen war.

»Wir wüssten nicht,
wie wir dies erkennen
sollten, aber er kam
uns recht klar vor«,
erwiderte Edward. »Ihr
dürft jetzt gehen und
Euch selbst ein Bild
machen, wenn Ihr ihn
morgen trifft.«

Ich fand das Heim der Illeniels faszinierend. In den oberen Stockwerken gab es mindestens sieben Schlafzimmer, mehrere Salons und zu meiner großen Freude auch eine Bibliothek. Das Erdgeschoss nahmen ein Salon, eine Werkstatt und eine gut ausgestattete Küche

ein. Von der Werkstatt
aus führte eine steile
Treppe in eine Art
Keller. Das Haus schien
ein Fundament aus
massivem Stein zu
besitzen, und die
Treppe war aus dem
rauen Fels gehauen.
Seltsamerweise endete
der Kellergang unter
dem Haus als

Sackgasse mitten im
Gestein. Ein Rahmen
schien darauf
hinzudeuten, dass es
dort einmal eine Tür
gegeben hatte, doch der
Granit erschien
fugenlos und
ungebrochen.
Anscheinend handelte
es sich hier um eine
Geheimtür.

Oben war Rose

eifrig damit beschäftigt,
die Bibliothek zu
inspizieren, während
Penny das große
Schlafzimmer
erforschte. Ich war also
allein geblieben und
starrte die seltsame Tür
aus Stein an, sofern es
überhaupt eine Tür
war. Im Gegensatz zum
Rest des Hauses gab es
hier keinerlei

Verzauberungen oder
magische
Markierungen. Der Fels
wirkte glatt und
unberührt. Ich öffnete
meinen Geist, um ihn
zu untersuchen und zu
erforschen, ob sich
dahinter ein freier
Raum befand, verlor
jedoch augenblicklich
die Übersicht. Meine

Gedanken drangen ein
und fanden keinen
Halt.

*Er ist gekommen,
aber sieht er auch?*

Wie schön, die
Stimme war wieder da.
Sie war leicht von der
hörbaren Stimme zu
unterscheiden, mit der
mir die Tür geantwortet
hatte. Dies war eine
rein geistige

Erscheinung, beinahe
so etwas wie eine
Halluzination. Ich
machte mir ernstlich
Sorgen um mich selbst,
denn ich gewann den
Eindruck, rings um
mich pulsierten die
Steine fast wie ein
Herzschlag. *Ich verliere
den Verstand*, dachte
ich bei mir. Ein Schrei,
den gerade jemand

oben ausstieß, riss
mich in die
Wirklichkeit zurück.

Ich schnappte mir
den Stab und rannte die
Treppe hinauf in die
oberen Stockwerke, wo
sich die Mädchen
umsahen. Jetzt schrien
sie sogar alle beide, und
dann hörte ich ein
lautes Krachen. Als ich

ganz oben ankam,
schoss Penny gerade
durch den Flur. Sie
hatte sich mit etwas
bewaffnet, das mir wie
ein hölzerner
Hutständer vorkam,
und verschwand vor
mir in der Tür der
Bibliothek.

»Lass sie los!«, rief
Penny ausgesprochen
kampflustig, als ich

durch die Tür trat. Die Szene, die ich dort sah, hätte komisch sein können, wäre die Lage nicht so ernst gewesen. Ein monströses Wesen aus massivem Stein hielt Rose an einem Bein kopfüber in der Luft fest. Ihr Kleid war ihr über den Kopf gefallen und entblößte zwei hübsche Beine.

Mit dem Hutständer,
den sie wie eine Lanze
angelegt hatte, griff
Penny das Wesen an,
das Rose festhielt.

Sie traf es zwar,
doch es ignorierte die
Attacke. Das
menschenähnliche
Wesen besaß eine so
große Masse, dass es
sich nicht einmal

rührte. »Ergib dich.
Eindringlinge werden
nicht geduldet.« Die
Stimme, die aus dem
Wesen drang, war tief
und knirschte wie der
Fels, aus dem es
bestand. Penny hörte
nicht darauf und holte
mit dem Hutständer
aus, um ihn dem
Wesen über den Kopf
zu ziehen. Das Holz

zerbrach jedoch, und sie hatte nur noch die untere Hälfte in der Hand.

Eins musste ich ihr lassen, obwohl sie dem Ungeheuer, das ihre Freundin festhielt, nichts anhaben konnte, zeigte sie keinerlei Angst. Sie gab lediglich ein leises Grollen von sich und sah sich im

Raum nach einer neuen Waffe um. Dabei erinnerte sie mich an eine wütende Katze.

»Lass mich los, du dummer Schutthaufen!«, fauchte Rose unter den umgeklappten Röcken. Unterdessen hatte sich Penny einen Stuhl geschnappt, hob ihn an

den hinteren Beinen
hoch und holte weit
aus.

»Angriffe werden
nicht geduldet«, sagte
das Wesen und ließ aus
seiner freien Hand
lange Dornen wachsen.
Als Penny zuschlug,
hob es den Arm und
wollte zurückschlagen.
Die Dornen wären gar
nicht nötig gewesen,

allein die Wucht des Schlages hätte Penny zerquetschen können.

Mit einem raschen Wort legte ich einen Schirm um sie. Der ganze Raum bebte, als der mächtige Arm sie traf. Unter der Wucht knickten sogar meine Knie ein. Dann sprach ich noch mehrere magische Wörter und

stieß den Arm vor. Eine unsichtbare Kraft drückte das Wesen zurück, bis es gegen das Bücherregal prallte. »Aufhören!«, rief ich.

Das Wesen hielt sofort inne. Was, zum ... hätte ich gewusst, dass es so einfach war, dann hätte ich es gleich zu Anfang

versucht. »Wie heißt du?«, fragte ich.

»Magnus, Meister«, antwortete das Wesen.

»Warum bist du hier?«

»Ich bewache die Bibliothek«, antwortete es.

»Ich störe ja nur ungern, Mordecai, aber könntest du ihm vielleicht sagen, er soll

mich loslassen, ehe du deine Befragung fortsetzt?«, schaltete sich Rose ein.

Warum hatte ich noch nicht daran gedacht? Ich gönnte mir einen letzten Blick auf ihre Beine ... es wäre ja sinnlos gewesen, den Augenblick zu vergeuden. »Magnus,

gib bitte die Frau frei.
Sie ist hier ein
willkommener Gast.«
Sofort ließ er ihr Bein
los, und sie fiel ohne
jede Eleganz auf den
Kopf.

»Aua!« Es war ein
harter Aufprall, nach
dem Rose nur noch ein
wirrer Haufen von
Röcken und lieblichen

weiblichen Gliedmaßen war. Ich wollte ihr helfen, doch Penny kam mir zuvor.

»Zurück, du Held ...« Sie zog Rose auf die Beine und sah mich scharf an. »Ich habe diesen Blick bemerkt.«

Ihr Mangel an Vertrauen traf mich tief, doch dies war wohl

kaum der richtige Augenblick, die verletzte Unschuld zu spielen. »Magnus, was bist du?«, fragte ich den Hüter der Bibliothek.

»Ein Golem«, antwortete er. Das half mir auch nicht weiter. Ich hatte keine Ahnung, was ein Golem war.

»Bitte kehre auf deinen Platz zurück. Du wirst heute nicht mehr gebraucht.« Es hätte ja doch nichts genützt, wenn ich meine Unwissenheit zugegeben hätte. »Die beiden Frauen hier sind Gäste. Sie haben meine Erlaubnis, die Bibliothek zu

benutzen«, erklärte ich ihm noch.

»Jawohl, Meister.«

Schwerfällig tappte er durch den Raum und stellte sich in die Ecke.

Sobald er sich nicht mehr bewegte, wirkte er wie eine

ausgesprochen

hässliche und

phantasielos

modellierte Statue. Der

ursprüngliche Schöpfer
hatte wohl nicht viel
Kunstunterricht
genossen. Andererseits
war der Künstler
vielleicht auch ein
Impressionist gewesen.
Für das, was man
Kunst nannte, hatte ich
mich noch nie
besonders interessiert.

»Wie geht es dir,
Rose?«, fragte ich.

Inzwischen saß sie auf einem Stuhl und rieb sich das verletzte Bein. Auf dem Fußgelenk und der Wade zeichnete sich eine hässliche Prellung ab. »Lass mal sehen, ob ich helfen kann.« Ich kniete vor ihr nieder und legte die Hände auf ihr Bein.

Penny beugte sich vor und flüsterte mir ins Ohr: »Pass ja auf, ich behalte dich im Auge.« Frauen! Wenn es nach Pennys Reaktionen ging, war ich anscheinend der reinste Kaninchenbock. Ich zwinkerte ihr zu, um sie zu beruhigen.

Als ich die Hände um Rose' Bein gelegt

hatte, schloss ich die Augen und blickte nach innen, zuerst in mich selbst hinein und dann in das Bein, das ich festhielt. Die zerquetschten Blutgefäße und das misshandelte Gewebe stellten die größten Probleme dar. Ich brachte so viele Gefäße

wie möglich wieder in
Ordnung, aber die
Reizung des Gewebes
überstieg meine
Fähigkeiten.

Hoffentlich hatte ich
die Auswirkungen der
Quetschung etwas
gelindert, aber ganz
sicher war ich mir
keineswegs. Außerdem
setzte ich einen Trick
ein, den ich schon vor

einem Jahr gelernt hatte. Ich betäubte die Nerven, die den Schmerz übertrugen, sodass Rose diesen Bereich nicht mehr spürte.

»Wie ist das?«

»Besser«,

antwortete sie. »Vielen Dank.« Sie legte mir die Hand auf die Schulter und benutzte

mich als Stütze,
während sie aufstand.
»Tut gar nicht so weh,
wie ich befürchtet
hatte«, meinte sie.

»Ich habe das Bein
etwas betäubt. Später
wird es wieder wehtun,
aber mit etwas Glück
hast du dann das
Schlimmste schon
überstanden.«

»Vielleicht bleibe ich besser in deiner Nähe, während wir die Erkundung fortsetzen. Die Magie hier scheint dich ja als Herrn und Meister anzuerkennen.« Rose war wirklich erstaunlich. Gerade eben noch der Todesgefahr entronnen, und schon

machte sie ganz
vernünftige Vorschläge.

»Das wäre
sicherlich klug.« Penny
war etwas nervös,
nachdem auch sie
erkannt hatte, wie
gefährlich dieses Haus
sein konnte.

Da fiel mir etwas
ein. Ich fragte mich,
wie Penny wohl

aussehen würde, wenn sie kopfüber hing. Ihre Beine würden sich durchaus mit Rose' messen können. Ich überlegte mir, ob ich eine Überprüfung vorschlagen sollte, war aber nicht ganz sicher, wie sie die Anregung aufnehmen würde. Vielleicht konnten wir Magnus einige Kissen

in die Hände drücken,
damit er sie nicht
quetschte ...

»Ich mag dieses
gemeine Grinsen nicht,
Mordecai. Worüber
denkst du gerade
nach?«, fragte Penny.

»Nichts weiter«,
erwiderte ich
unschuldig. »Habt ihr
hier drinnen etwas
Interessantes

gefunden, Rose?« In der Kunst der Irreführung war ich mittlerweile recht beschlagen. Penny schürzte jedoch die Lippen. So leicht ließ sie sich nicht hereinlegen.

»Ich bin umhergewandert und habe die Titel auf den

Einbänden gelesen«, erklärte Rose. »Hier drüben habe ich ein Buch gesehen, das *Die Geschichte Illeniels* hieß, aber als ich es herausziehen wollte, hatte dein Steinungeheuer etwas dagegen«, erklärte Rose.

»Und dann hat Magnus dich

umgedreht?«

Irgendwie fand ich es witzig, dass man sie umgedreht hatte. Dies musste ich mir unbedingt für spätere Unterhaltungen vormerken.

»Ich wüsste gern, wer *dich* so verdreht hat, Mort«, meinte Penny trocken.

»Ich glaube, es

wollte mich zuerst nur warnen, doch dann war ich so erschrocken, dass ich nach ihm trat, und ... den Rest hast du ja gesehen.«

Offensichtlich war es Rose peinlich. Das war mir neu.

Normalerweise ähnelte sie einer Katze, die keine Scham kannte.

Ich griff mir den Band, mit dem der Ärger begonnen hatte. Der Titel klang tatsächlich sehr verlockend. Das Buch war mit Runen gegen Ausbleichen und Verfall geschützt, sodass ich das Alter nicht bestimmen konnte, aber mein erster Eindruck war

der, dass es unglaublich alt sein musste. Diese Seiten mochten die Geheimnisse ganzer Generationen bergen. Da mir das Ausmaß meiner Unwissenheit schmerzlich bewusst war, fand ich den Inhalt der Bibliothek etwas einschüchternd.

Ich schlug das Buch

auf und überflog die ersten Seiten. Jemand mit Namen Arador Illeniel hatte es verfasst. Der Name war mir unbekannt, was mich aber nicht weiter überraschte, da ich so gut wie nichts über die Geschichte der Magie wusste. Unter dem Namen war das Jahr 546 G.S. notiert, also

nur wenige
Jahrhunderte nach
dem Großen Sturz.
Zurzeit schrieben wir
das Jahr 1123 G.S.
Somit musste das Buch
fast sechshundert
Jahre alt sein. Mir
wurde schwindlig, als
ich darüber
nachdachte. Ich
überflog die erste Seite.

*Der Erste, der
diesen Namen
trug, hieß einfach
nur Illeniel. Falls
er einen
Familiennamen
hatte, so ist dieser
nicht überliefert.
Die Nachkommen
trugen jedoch
fortan diesen
Nachnamen.
Damals gab es*

*keine großen
Magiergeschlechter,
sondern einfach
nur Menschen, die
mit der Kraft zur
Welt kamen. Im
Laufe der Zeit
gelangten die
Familien, aus
denen die größten
Magier stammten,
zu Ruhm und*

*Ansehen und
beobachteten ihre
Nachkommen, um
zu sehen, ob auch
bei ihnen
entsprechende
Anzeichen zu
erkennen waren.*

*Damals gab es
erheblich mehr
Magier, und
Illeniel war
anscheinend als*

*Sohn eines Bauern
zur Welt
gekommen. Aus
frühen Berichten
geht hervor, dass
Illeniel der Erste
gewesen war, der
die Stimme der
Erde gehört und
seine Fähigkeit
später benutzt
hatte, um die Berge
wachsen zu lassen,*

die von den
modernen
Menschen

»Elentir« genannt
werden. Seine
Beweggründe
gerieten im Laufe
der vielen
Generationen in
Vergessenheit, aber
einigen Legenden
zufolge geschah

*dies, um einen
Krieg zwischen der
Menschheit und
einem älteren Volk
namens She'har zu
beenden.*

*Hierauf folgte
das sogenannte
»Goldene
Zeitalter« der
Menschen, in dem
die Menschheit
wuchs und sich auf*

*den Kontinenten
ausbreitete. Die
Magier, die von
Illeniel und den
anderen großen
Häusern
abstammten –
namentlich
Mordan, Gaelyn,
Centyr und
Prathion –
entwickelten viele
phantastische*

*magische Wunder,
die inzwischen
längst vergessen
sind. Damals
existierten auch
zahlreiche weniger
bedeutende
Magiergeschlechter,
aber nur die
Angehörigen der
großen Häuser
waren*

*empfindsam
genug, um die
Stimme der Erde
zu hören, und
selbst unter ihnen
blieb dies vielen
verwehrt.*

Rose riss mich aus
meiner Versenkung.
»Mordecai, du kannst
das Buch später noch

lesen. Wir sollten
zuerst das ganze Haus
erkunden.« Ich
überlegte mir, was ich
schon aus diesen paar
Absätzen erfahren
hatte. Es musste vor
der Menschheit ein
älteres Volk gegeben
haben, fünf große
Magiergeschlechter
hatten einst existiert,
und der erste Illeniel

hatte die Elentirberge erschaffen! Ich war verblüfft. Und was meinte das Buch eigentlich mit der Stimme der Erde? Weniger als eine Seite hatte ich gelesen, und schon lagen mir unzählige Fragen auf der Zunge.

»Was ist denn?«, antwortete ich. So klug

ich auch war, ich konnte nicht mehr als einem Gespräch gleichzeitig folgen, und mein innerer Dialog hatte viel zu viel Raum eingenommen.

Penny seufzte.

»Rose sagte, wir müssen uns weiter umsehen. Du kannst später noch lesen.«

Zwar war mir das zuwider, aber sie hatten natürlich recht. »Na gut, dann lasst uns weiterforschen. Wir werden sowieso hier übernachten.«

Penny wandte sich an Rose. »Möchtest du heute Nacht bei uns bleiben, Rose? Das Haus ist etwas verstaubt und vielleicht

auch unbequem,
aber ...«

»Natürlich«, fiel ihr
Rose ins Wort. Sie
liebte nichts mehr als
Geheimnisse, und mein
neues Haus war in
dieser Hinsicht ein
Füllhorn. »Wir können
es ja als
Einweihungsfeier
betrachten.« Etwas

boshaft sah sie mich an. »Ich lasse frisches Bettzeug schicken, dann wird es schon nicht so unbequem sein.«

Die beiden verbrachten eine ganze Weile damit, Pläne für den Abend zu schmieden. Bei dieser Unterhaltung blieb ich ein passiver Zuhörer.

Schließlich trat ich in den Flur hinaus und untersuchte die benachbarten Räume. Direkt gegenüber der Bibliothek gab es einen kurzen Gang mit mehreren Nischen. Mir schien es, als sei dies der richtige Platz, um Büsten aufzustellen. Neugierig ging ich hinüber.

Die Nischen waren leer. Wo man erwartet hätte die Standbilder vorzufinden, gab es nur einen erhöhten Steinkreis, der mit magischen Runen beschriftet war. Da ich schon einige Objekte dieser Art gesehen hatte, begriff ich es sofort. Dies waren

Teleportkreise. Über jeder Nische stand ein Name, der wahrscheinlich das Ziel bezeichnete. Ich erkannte nur einen einzigen davon: »Cameron«.

Je länger ich darüber nachdachte, desto einleuchtender fand ich es. Nachdem mein Vater Elena

di'Cameron geheiratet
hatte, wünschte er
einen einfachen Weg
zu haben, ihre Familie
zu besuchen. Der
passende Kreis in
Cameron war
vermutlich zerstört
worden, als das Feuer
den Bergfried
vernichtet hatte.
Traurig überlegte ich
mir, dass der Fluchtweg

für meine Eltern so nahe gewesen war, als mein Vater starb. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie verzweifelt sie gewesen sein mussten.

Da entschloss ich mich. Ehe wir aufbrachen, wollte ich die notwendigen Bücher

zusammensuchen, um einen eigenen Kreis zu bauen. Im Haus gab es mehrere Beispiele für gut konstruierte Kreise, und sobald wir zurückgekehrt waren, wollte ich einen neuen bauen, der diesem hier entsprach. Danach wären wir nie weiter als einen Schritt von meinem Haus entfernt.

Ich kehrte in die Halle zurück und stellte fest, dass die beiden Damen geduldig auf mich warteten.

»Anscheinend hat euch das Schütteln des Golems ein wenig Vernunft beigebracht«, stichelte ich, da sie keine weitere unbegleitete Expedition unternommen hatten.

Leider fanden sie
meine Bemerkung
nicht sehr amüsant.
Nicht zum ersten Mal
war ich bekümmert,
meinen Humor an
diese Welt
verschwendet zu
haben.

»Hast du etwas
Interessantes
gefunden, während du

deinen Verstand
gesucht hast?«, gab
Rose zurück.

»Nur deine
verlorene Würde«,
antwortete ich. »Aber
es war nicht mehr
genug da, um mich
groß zu bemühen.« Ich
muss zugeben, das war
vielleicht ein bisschen
gemein, aber sie hatte
ja damit angefangen.

Rose grinste mich an und wollte schon weitermachen, doch Penny unterbrach uns.

»Lasst uns die Schlafzimmer besichtigen, ehe ich vor Lachen umkomme.«

»Spielverderber«, sagte ich.

Wir gingen zu den Schlafzimmern hinunter und sahen

uns dort um. Die meisten Räume waren recht groß, und Pennys Bemerkung zum Trotz hatte sich nur sehr wenig Staub abgesetzt. Ich vermutete, dass das Haus über Mittel verfügte, sich selbst zu reinigen. Trotzdem war ich dankbar für das frische Bettzeug, das

Rose angeboten hatte. Egal wie sauber alles auch sein mochte, wenn das Bettzeug seit fast zwanzig Jahren aufgezogen war, dann konnte es einfach nicht mehr frisch sein.

Die Gästezimmer untersuchte ich eher flüchtig. Sie waren hübsch eingerichtet, aber die Möbel waren

im Grunde ohne jede
Besonderheit. Mein
besonderes Augenmerk
galt dem großen
Schlafzimmer, weil dort
sicherlich
Erinnerungsstücke
meiner Eltern zu
finden waren. Es war
seltsam, diesen Raum
zu betreten, denn
zuletzt hatten dort die
beiden Menschen

gewohnt, die meine Eltern gewesen waren, auch wenn ich sie nie kennengelernt hatte.

Als Erstes fiel mir ein großes Porträt an der Wand auf. Es zeigte eine schöne Frau, die meinen Blick zu erwidern schien. Der Künstler hatte ihre Miene geschickt

eingefangen,
wunderschön und
zugleich ein wenig
geheimnisvoll. Das
blonde Haar hob sich
vor dem grünen Efeu
im Hintergrund ab, und
die blauen Augen
schienen mich förmlich
aufzusaugen. Sie
strahlten Klugheit aus
– und eine große
Entschlossenheit.

Das Bild war nicht
signiert, nirgends war
ein Name zu
entdecken, also konnte
ich nicht sicher sein,
wen es darstellte, doch
tief in meinem Herzen
wusste ich genau, dass
es nur meine Mutter
sein konnte. Auf
einmal schossen mir
die Tränen in die
Augen, weil mich

Gefühle überwältigten,
von deren Existenz ich
bislang noch nicht
einmal gewusst hatte.
Es hatte mich schon
sehr betroffen gemacht,
als ich Jahre zuvor vom
Schicksal meiner
Mutter hatte erfahren
müssen. Aber dabei
hatte ich keinen
Kummer empfunden.

Für mich war sie eine Fremde gewesen, und ihre Geschichte hatte nicht mehr Bedauern geweckt als die Erlebnisse eines Unbekannten. Sie jetzt zu sehen, erfüllte mich mit Sehnsucht und Trauer zugleich, denn nun endlich spürte ich den Verlust einer Liebe, die ich nie wirklich

erfahren hatte.

Penny war zur Stelle und legte mir behutsam eine Hand auf die Schulter, störte mich aber nicht. Ich betrachtete das Bild, bis ich es nicht mehr ertragen konnte, drehte mich um und umarmte sie. Ohne ein Wort und ohne Fragen zu stellen, behielt sie mich im

Arm, bis ich mich
wieder gesammelt
hatte.

Rose kam herein,
als ich mir die Tränen
abwischte. Sofort
bemerkte sie das
Gemälde, und ich bin
sicher, dass sie es
verstand. Sie war so
freundlich, nichts
weiter zu sagen, und

brach das unbehagliche
Schweigen mit einer
beiläufigen Frage.

»Dann war dies das
Schlafzimmer deiner
Eltern?« Es war
offensichtlich, und es
half.

»Ich glaube schon.«

Penny interessierte
sich für einen großen
Schrank. »Ich frage
mich, ob noch Kleidung

da ist.« Der Schrank war halb leer, aber neben einem Wams und einem langen Gewand hingen dort noch einige Kleider. Man hätte erwarten können, dass die Sachen von Motten zerfressen waren, aber das Haus duldete Ungeziefer anscheinend ebenso

wenig wie Staub.

»Oh, das ist aber hübsch.« Rose fuhr mit der Hand über einen Seidenärmel. »Der Stil ist sehr traditionell.«

»Es scheint so, als wären sie gerade eben noch hier gewesen.

Alles ist so gut erhalten«, fügte Penny hinzu.

Ich war schon dabei,
die Schubladen der
Kommode zu öffnen,
doch dort gab es keine
Überraschungen. Es
waren nur die Dinge,
die man erwarten
würde, im Haus eines
Edelmannes zu finden.
Wahrscheinlich hatten
sie die meisten
Wertgegenstände auf
die Reise

mitgenommen.
Verschiedene
Kleidungsstücke,
Socken und etwas
Unterwäsche waren
auch noch vorhanden.
Auf der Kommode
stand ein kostbares
Schmuckkästchen, das
ich mir bis zuletzt
aufhob.

Als ich es öffnete,

staunte ich, wie viel
darin Platz fand.

Broschen, Halsketten,
Ohrringe, Armreife und
andere Dinge funkelten
in den Fächern, die mit
Samt ausgeschlagen
waren. Es sah aus, als
hätten sie den größten
Teil ihres Schmucks
zurückgelassen. Ich
hatte keine Ahnung,
wie viel dies wert sein

mochte.

Rose und Penny spähten mir über die Schulter. »Siehst du das?« Rose deutete auf einen Ring.

»Ist es das, was ich glaube?«, erwiderte Penny.

Sie meinten einen goldenen Ring, dessen oberer Teil abgeflacht war und eine Gravur

trug. Die Abbildung zeigte einen Drachen, der in einem Ring aus sieben Sternen gerade die Flügel entfaltete. Es war der Siegelring des Hauses Illeniel.

»Warum ist er hier?«, überlegte ich. Bisher hatte ich angenommen, Tyndal habe den Ring getragen, als er die

Burg Cameron in
Trümmer legte. »Er
hätte den Ring doch bei
sich haben müssen.«
Ich trug bereits den
Siegelring der
Camerons, denn der
alte Graf war weit
genug vom Feuer und
der Hitze entfernt
gewesen, als er
gestorben war. Der
Ring hatte den Brand

überstanden, und
James Lancaster hatte
ihn für mich
aufbewahrt.

»Da das Geschlecht
Illeniel so alt ist, hat es
vielleicht mehr als
einen gegeben«,
antwortete Rose.

»Entweder dies, oder er
ließ ihn aus einem
bestimmten Grund
hier, was aber

ungewöhnlich wäre.«
Wir sprachen eine
Weile darüber,
allerdings fiel uns
keine gute Erklärung
dafür ein. Ich
versuchte, den Ring
überzustreifen, doch er
war mir zu eng.
Deshalb befestigte ich
ihn mit einer Kette an
meinem Hals. Ich

konnte ihn später
immer noch weiten
lassen.

Die nun folgende
Erkundung des
Raumes ergab nichts
Wichtiges mehr.
Nachdem wir sicher
waren, dass in den
Schlafzimmern keine
Gefahr drohte, überließ
ich es den Mädchen,
den Abend zu planen,

und kehrte in die Bibliothek zurück. Ich wollte gerade *Die Geschichte Illeniels* wieder in die Hand nehmen, als ich in einer Ecke einen Schreibtisch bemerkte. Ich ging hinüber und sah ihn mir an.

Auf der Tischfläche standen ein Tintenfass und mehrere

Federkiele, in den Schubladen fand ich eine Reihe von Briefen und noch andere Dokumente. Neugierig sah ich sie durch. Die meisten waren das, was man hätte erwarten können. Viele Botschaften vom König, der Tyndals Anwesenheit bei Hofe

verlangte, einige
Mitteilungen von
einem
Führunternehmen über
geschäftliche
Vorhaben. Aber was
war das?

Ich betrachtete die
Briefe des
Führunternehmens
etwas genauer. Die
Firma hieß Trigard
Export, und es ging um

Einlagen bei der
königlichen Bank hier
in Lothion.

Anscheinend hatte
mein Vater einen
Geschäftsanteil
besessen. Das führte
sofort zu einigen
weiteren
Fragen ... wenn er ein
Bankkonto gehabt
hatte, wie viel Geld war
heute darauf?

Existierte die Firma noch? Und wer hatte nach seinem Tod seine Anteile verwaltet?

Je länger ich mich in Albamarl aufhielt, desto mehr Dinge gab es zu regeln. Ich musste vor unserer Abreise die Bank aufsuchen. Schließlich war ich es müde, die

Korrespondenz
durchzusehen, doch
bevor ich den
Schreibtisch schloss,
fiel mir noch ein Brief
auf. Eigentlich hatte ich
gehofft, persönliche
Mitteilungen zu finden,
aber was mein Vater
geschrieben hatte,
befand sich jetzt
natürlich in den
Händen der

Empfänger. Dieses letzte Dokument erschien mir wie ein persönlicher Brief, der an ihn gerichtet gewesen war. Auffällig schien mir jedoch, dass das äußere Siegel das königliche Wappen von Gododdin zeigte.

Ich faltete das Blatt auf und wunderte mich, wer meinem

Vater aus diesem
unglücklichen Land
einen Brief geschickt
haben mochte. Soweit
ich wusste, war die
königliche Familie
sechs Jahre vor meiner
Geburt hingerichtet
worden.

*Mein lieber
Freund,*

*ich hoffe, es geht
dir gut, wenn du
diesen Brief
bekommst. Es
wäre schön, wenn
ich das Gleiche
über die Zustände
hier sagen könnte.
Die Kinder von
Mal'goroath waren
noch nicht so
dumm, den Handel
zu unterbrechen,*

*deshalb bleiben
unsere
gemeinsamen
Interessen hier
vorerst gewahrt.*

*Vendraccus
wird mit jedem
Tag kühner, und
ich fürchte, er hat
sogar in mein
eigenes Heim
Agenten*

eingeschleust. Man kann nicht sicher sein, und jetzt sind Verfolgungsangst und Misstrauen eher die Regel als die Ausnahme.

Bisher hat er kaum mehr getan, als die Kirche von Celior zu quälen und zu belästigen, aber zahlreiche Morde

*und Schlägereien
in den Gassen
wecken den
Verdacht, dass er
es nicht bei einem
zivilisierten Disput
bewenden lässt.*

*Am wichtigsten
aber sind die
traurigen
Neuigkeiten, die ich
dir mitzuteilen
habe. Dein Freund*

*George Prathion
wurde ermordet,
und vieles weist
darauf hin, dass
Nathan Balabas
dafür
verantwortlich sein
muss. Leider
konnten wir ihn
nicht finden und
befragen, aber was
will man erwarten,*

*wenn ein Magier
einen Mord
begeht? Ich glaube
nicht einmal, dass
wir ihn festhalten
könnten, wenn wir
ihn entdecken.*

*Du weißt
sicherlich, dass
George einer der
bekanntesten
Gegner von
Vendraccus und*

den Kindern war.
Inzwischen
vermute ich, dass
sich Nathan auf die
Seite der Sekte
geschlagen hat.
Meines Wissens
hatte er keinen
persönlichen Zwist
mit George. Das ist
für uns alle ein
schlechtes Omen,
denn du weißt

*sicher, dass
Vendraccus
unbedingt einen
Magier auf seine
Seite ziehen wollte,
selbst wenn er
nicht aus einem
der alten
Geschlechter
stammt.*

*Du solltest jetzt
besonders*

*vorsichtig
vorgehen. Da
George nicht mehr
unter uns weilt,
bist du der letzte
bekannte
Abkömmling der
großen
Geschlechter.
Daran muss ich
dich ja nicht eigens
erinnern.*

Bitte grüße

deine Gefährtin
Elena von mir. Ich
bin ihr zwar noch
nicht begegnet,
weiß aber, dass sie
mit Phillip
Balistair
befreundet war.
Allen Berichten
zufolge ist er tapfer
gestorben. Wäre
Nathans Verrat
nicht gewesen, so

*hätte er George
wohl beschützen
können.*

*Dein Freund
V.*

Demnach war mein
Vater mit einem
anderen Magier aus
einer der alten
Familien befreundet
gewesen. Das war

natürlich alles andere
als überraschend, auch
wenn ich keinem
Einzigem von ihnen je
persönlich begegnet
war. Viel interessanter
fand ich aber den
Namen Phillip
Balistair. Ich fragte
mich, ob er mit
Elizabeth Balistair
verwandt war, die ich
im letzten Jahr

anlässlich ihres
Besuchs in Lancaster
kennengelernt hatte.
Zwischen den Zeilen
glaubte ich erkannt zu
haben, dass er George
Prathions
Anath'Meridum
gewesen sein mochte.
Die neuen Einzelheiten
schwirrten mir durch
den Kopf, und ich hatte
Mühe, sie alle

einzuordnen.

Noch seltsamer schien mir die Unterschrift, die nur aus einem »V.« bestand. Der einzige Angehörige der Königsfamilie von Gododdin, dessen Namen mit diesem Buchstaben begann und von dem ich

wusste, war Valerius
gewesen, der
unglückliche letzte
König des Landes. Das
hatte natürlich nicht
viel zu bedeuten, denn
mein Wissen über die
Königshäuser war
mehr als beschränkt.
Die Königsfamilie der
Graelings konnte
Dutzende Angehörige
gehabt haben, deren

Namen mit diesem Buchstaben begann. Valerius kannte ich nur, weil er zufällig der letzte König gewesen war.

War König Edward über Tyndals Verbindungen nach Gododdin im Bilde gewesen? Es gab viel zu viele Dinge, über die ich nichts wusste.

Wenn ich bedachte,
was letztes Jahr in
Lancaster geschehen
war, dann konnte
hinter einigen dieser
Fragen durchaus die
eine oder andere
Gefahr lauern.

Unwissenheit war
jedenfalls kein Schutz,
wenn die alten Feinde
meines Vaters an die

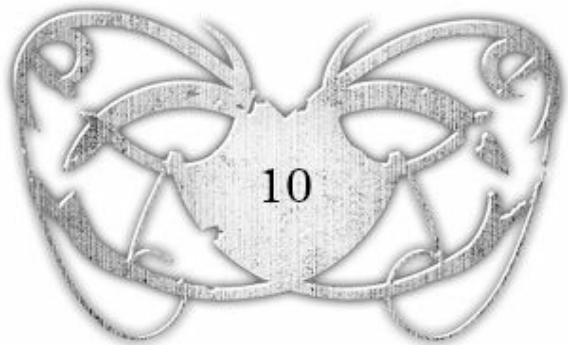
Tür klopfen.

»Mordecai«, rief

Penny von unten
herauf. »Lass uns
etwas zu essen
auftreiben. Der Abend
dämmt bereits.«

Mein Magen stimmte
ihr sofort zu. Ich stand
auf, und dann suchten
wir Rose, die
hoffentlich wusste, wo
man etwas Gutes zu

essen bekam.



Royce Eldridge stand
stumm am äußeren
Tor. Seit dem Aufbruch
seines Sohnes vor einer
Woche waren zwei

weitere Menschen
verschwunden. Aus
diesem Grund hatte
Dorian alle Einwohner
aus den entlegenen
Gehöften aufgefordert,
in der Burg zu
nächtigen. Zwar war es
nicht angenehm, dass
die Familien jeden
Abend ihre Häuser
verlassen mussten,
aber sie beklagten sich

kaum. Die Sicherheit war ein gutes Heilmittel gegen die Angst, und die neue Miliz der Stadt konnte unmöglich alle entlegenen Höfe überwachen.

Die Außenmauer der Burg Cameron war noch in gutem Zustand und schützte sogar den größten Teil von

Washbrook. An jedem Abend erschienen die Familien, um die Nacht bei ihren Freunden und Verwandten innerhalb der Burgmauern zu verbringen. Die wenigen, die keine Verwandten hatten, bei denen sie unterkommen konnten, schliefen in

dem schon
fertiggestellten
Quartier der
Burgwache.

Dorian und Joe
McDaniel hatten es
tatsächlich geschafft,
die Männer von
Washbrook zu einer
brauchbaren Miliz
auszubilden. Die
meisten gingen
tagsüber ihren

gewohnten Tätigkeiten nach, ein paar hielten nachts an den Toren Wache. Tagsüber wechselten sich die Wächter dann ab, sodass niemand bei seinem Broterwerb allzu große Einbußen hinnehmen musste und jeder einmal an die Reihe kam. In der Nacht standen die

Männer des Dorfes
schichtweise an den
beiden Toren. Mehrere
andere patrouillierten
auf den Mauern, damit
niemand heimlich
herübergestiegen kam.

Die Kinder
beschäftigten sich
tagsüber damit,
Fackeln und Öllaternen
vorzubereiten, mit

denen die
Mauerkronen und die
Bereiche vor den Toren
ausgeleuchtet wurden.
Da die Männer Tag und
Nacht Wache hielten,
mussten die Frauen
von Washbrook
zusätzliche Tätigkeiten
übernehmen, aber sie
kamen gut damit
zurecht. Diese
Menschen waren daran

gewöhnt, hart zu arbeiten. Ihre Gemeinschaft wurde belagert, doch die gute Organisation und die Tatsache, dass es immer etwas zu tun gab, hielten die Furcht im Zaum.

Royce blickte zu dem zweiten Mann hinüber, der mit ihm zusammen am Tor

Wache hielt. David Tanner war schlank, groß und langgliedrig. Von den Dämpfen, die beim Gerben der Tierfelle entstanden, hatte er zwar einen chronischen Husten, schien sonst aber gesund und kräftig. Wie Royce trug er ein schweres Lederwams

und war mit einem
Speer bewaffnet.

 Davids Tochter war
unter den Ersten
gewesen, die entführt
worden waren, doch
trotz dieser Tragödie
fiel es Royce schwer,
Mitgefühl zu
entwickeln. David
beklagte sich zu oft und
neigte dazu
einzuschlafen, wenn er

nicht weiterredete.

Royce war es allerdings lieber, wenn der Mann schlief, weil er dann wenigstens nicht unablässig jammerte.

In einer Schmiede käme er nicht zurecht, dachte Royce bei sich.

Die Nacht wurde dunkler. Der Mond stand nicht am Himmel, und unter der

Wolkendecke würde es bald stockfinster sein. Zwanzig Schritte vor dem Tor hing eine Laterne an einem Pfahl und spendete mehr oder weniger das einzige Licht in der Umgebung. Es war Joe McDaniels Idee gewesen, die Laternen ein Stück entfernt

aufzuhängen, damit sie
das Gelände
beleuchteten – und
nicht nur die Wächter
auf ihrem Posten.

Royce versetzte dem
anderen Mann einen
Stoß. David war gerade
wieder eingnickt.

»Komm, es ist Zeit, das
Tor zu schließen.« *Auf
dem Wall wirst du
ohnehin besser*

schlafen, dachte er unfreundlich.

»Na gut, ich bin es sowieso leid, hier draußen herumzustehen«, erwiderte Tanner, hob den Speer, drehte sich um und wollte nach drinnen gehen. Ein dritter Mann, Sam Turner, stand neben der Alarmglocke. »Hilf

mir mal mit den Toren,
Sam«, sagte Tanner.

Gerade als Royce
sich ebenfalls
umdrehen und den
beiden folgen wollte,
hörte er ein Geräusch.
Nachdem er jahrelang
im Wald des Herzogs
Hirsche gejagt hatte,
besaß er scharfe Ohren.
Das Geräusch stammte

nicht von einem Reh.

»Wer ist da?«, rief er.

Sam hatte den einen
Torflügel bereits ganz,
David hatte den
zweiten zur Hälfte
geschlossen. Sobald
sich die beiden
Torflügel in der Mitte
trafen, würden sie den
schweren Riegel in die
Halterung werfen und
den Zugang versperren

können. Als sie Royce' Ruf hörten, hielten sie jedoch inne. Sam blickte hinaus und sah Royce, der sich langsam zum Tor zurückzog. Aus der Dunkelheit näherte sich eine kleine Gestalt, die in dem schlechten Licht allerdings nicht gut zu erkennen war.

»Royce, soll ich das Tor

für jemanden
aufhalten?«, fragte
Sam.

Royce hatte die
Person, die sich ihnen
näherte, bereits
erkannt. Es war
Rebecca Miller, die
dritte Vermisste. Sie
war vor fast drei
Wochen
verschwunden.

Inzwischen war Royce allerdings über Mordecais Begegnung mit dem, was aus Sady Tanner geworden war, im Bilde. Er wich immer weiter zur Lücke zwischen den Torflügeln zurück.

»Nein, Sam. Ich glaube, wir sollten das Tor versperren, sobald ich drinnen bin.« Dabei

ließ er das
dreizehnjährige
Mädchen, das sich
ihnen unbeirrt näherte,
nicht aus den Augen.
Noch zwei Schritte, und
er wäre in Sicherheit.
Rebecca war nur noch
vier Schritte entfernt.

Sam entging nicht,
wie angespannt Royce
war. Dies und die
Tatsache, dass er sich

nicht einmal zu ihnen umdrehte, verriet ihm alles, was er wissen musste. David Tanner war dagegen etwas begriffsstutzig. Als er sich einschaltete, war das Mädchen im Fackelschein bereits gut zu erkennen. »He, wartet mal! Ist das nicht Rebecca Miller?«

Er wollte schon
hinaustreten, doch Sam
hielt ihn an der
Schulter fest.

»Warte, David«,
warnte ihn Sam.

»Lasst ihr mich
rein? Ich bin so
hungrig und habe seit
Tagen nichts
gegessen«, flehte das
Mädchen mit seltsam
monotoner Stimme.

»Wie heißt du, Kleine?«, fragte Royce. Er war nicht weiter zurückgewichen, weil inzwischen klar war, dass er das Tor nicht schließen konnte, solange sie die Identität des Mädchens nicht geklärt hatten.

»Ich erinnere mich nicht. Wollt ihr mir nicht helfen?«,

antwortete sie. Sie hatte ihn schon fast erreicht und wäre sogar noch näher gekommen, hätte Royce nicht den Speer gesenkt und auf ihre Brust gezielt.

David schüttelte Sams Hand ab und trat hinaus. »Das ist Rebecca. Verdammt, Royce, nun bedroh sie

doch nicht. Sie ist ja nur ein Mädchen!« Er stieß Royce' Speer zur Seite und streckte die Hand aus, um das Mädchen in Empfang zu nehmen. Begierig griff sie nach seiner Hand.

»Du darfst sie nicht berühren!«, rief Royce, doch es war zu spät. David Tanner taumelte

und versuchte, sich von dem Mädchen zu befreien. Entsetzt verzog er das Gesicht, als die Dunkelheit an seinem Geist zerrte. Sie hielt ihn jetzt mit beiden Händen und einer unglaublichen Kraft fest. Royce wartete nicht. Er brachte seinen Speer wieder in Position und

spießte das Mädchen auf. Die lange Klinge bohrte sich in ihren Rumpf.

Sam konnte aus wenigen Schritten Abstand verfolgen, was da vor sich ging. »Bei den Göttern! Royce, was hast du getan?« Er wollte vortreten, doch Royce hielt ihn mit

einem Ruf auf.

»Schlag die Glocke an!«, rief er. Das Mädchen hatte David nicht losgelassen und zog ihn näher an sich heran, während er schwächer wurde. Schon knickten seine Knie ein. Royce stach weiter mit dem Speer zu, damit sie ihr Opfer losließ, doch sie gab

nicht nach. Die Waffe hätte sie ganz und gar durchbohrt, wäre es nicht eine Saufeder gewesen, deren Querstück die Klinge aufhielt. Das war gut, denn so konnte er noch fester zustoßen und schieben. Aus der Wunde des Mädchens trat nur wenig Blut aus, und was man davon

sehen konnte, war
zähflüssig und schwarz.

Endlich kam Sam
wieder zu sich und
schlug die Glocke an,
während die Männer
vor dem Tor mit der
Erscheinung rangen.
Ein dunkler Schatten
am Rande seines
Gesichtsfeldes warnte
Royce, dass das

Mädchen nicht allein war. Er ließ den Speer los, wich etwas zurück und zog gerade noch rechtzeitig das Schwert, um den Angriff eines Mannes zu parieren, den er nicht erkannte. Der Fremde war unbewaffnet, doch das schlaffe, ausdruckslose Gesicht verriet ihm, dass er von der

gleichen Art war wie das Mädchen.

Mit einem Hieb trennte Royce dem Angreifer die Hand und das ganze Handgelenk ab, als dieser ihn erreichte. Der Aufprall zwang Royce, weiter zu dem ungesicherten Tor zurückzuweichen, das hinter ihm aufschwang. Bei der ersten

Berührung durchfuhr ihn eine Kälte, als fegte ein schneidender dunkler Wind seine Lebenskraft davon. Mit der verbliebenen Hand hatte ihn das Wesen am Hals gepackt, und so sehr Royce sich auch wehrte, er konnte sich nicht befreien. Hinter sich hörte er die Glocke

schlagen, doch die Hilfe traf gewiss nicht mehr rechtzeitig ein.

Nachdem er sein Leben lang Eisen geformt hatte, besaß der Schmied jedoch Kräfte, mit denen sich kaum ein anderer Mensch messen konnte. Obwohl er schon geschwächt war, drosch er dem

Ungeheuer das Heft
des Schwerts ins
Gesicht. Der Schlag
hatte kaum
Auswirkungen auf das
Wesen, verschaffte ihm
jedoch etwas Luft, um
auch die Klinge der
Waffe einzusetzen und
auf den Arm
einzuhacken, der ihn
festhielt. Wegen des
ungünstigen Winkels

konnte er ihn zwar nicht vollständig durchtrennen, doch brachte er dem Wesen am Ellenbogen einen tiefen Schnitt bei und vermochte endlich auch die Hand des Angreifers von seiner Gurgel zu lösen.

»Komm mir nicht zu nahe, verdammt!«,

knirschte er, sobald er von der Hand befreit war. Als er sich mit einem nächsten Schritt in Sicherheit bringen wollte, schlug das Wesen mit dem anderen Arm, dem die Hand fehlte, wie mit einer Keule zu. Der Hieb traf ihn an der Schläfe, und er taumelte.

Royce stürzte
seitlich auf das harte
Pflaster, behielt dabei
jedoch das Wesen im
Auge, das sich
umdrehte, um ihm
weiter zuzusetzen.
Noch ein Schritt, und
es hatte ihn erreicht.
Freilich wartete er
nicht ab, bis es ihn
anfiel. Wenn es erst
einmal auf ihm

gelandet war, fand er sicher nicht mehr die Kraft, sich zu befreien, so viel wusste er.

Deshalb führte er das Schwert dicht über dem Boden und schlug dem Wesen am Fußgelenk den rechten Fuß ab. Es taumelte von ihm weg.

Dann krabbelte er rückwärts und sah sich

nach Tanner um. Dies war kein angenehmer Anblick. Der Mann war zusammengebrochen, und das Wesen, das über ihm hockte, gluckste leise wie ein kleines Kind. Das Ungeheuer, das einst Rebecca Miller gewesen war, hielt den Kopf des Mannes unter verzücktem

Mienenspiel mit beiden Händen umfasst. David hatte die Augen verdreht und lag anscheinend in tiefer Bewusstlosigkeit da.

Royce wollte aufstehen, einen Moment lang spielte er sogar mit dem Gedanken, das Mädchen anzugreifen, doch das linke Bein

konnte sein Gewicht noch nicht tragen. *Das Alter. Ich wusste schon immer, dass es eines Tages mein Tod sein würde,* dachte er, als er das zweite Wesen auf sich zukriechen sah. Er hob das Schwert und fragte sich, ob er dem Ungeheuer noch einmal etwas abhacken

könnte, ehe es ihn
erreichte. Doch
plötzlich sauste ein
gepanzelter Stiefel an
ihm vorbei und
schleuderte das Wesen
mit einem Tritt weg.

Dorian Thornbear
stand vor ihm, sein
verzaubertes
Kettenhemd
schimmerte im
Laternenlicht. »Tut mir

leid, dass ich so lange
gebraucht habe.«

»Besser spät als
nie.« Royce richtete
sich auf dem gesunden
Bein auf und humpelte
durch das Tor. Dorian
zerhackte bereits Stück
für Stück die beiden
Geschöpfe. Zwar ging
er dabei sehr
gewissenhaft vor, doch
die Einzelteile hörten

nicht auf zu zucken.

Er hätte
weitergemacht, um
herauszufinden, wie
weit man sie zerhacken
musste, damit das
Zucken endlich
aufhörte, doch Royce
unterbrach ihn mit
einer Warnung.

»Komm wieder rein, da
rücken noch mehr an!«

Dorian hob den Kopf und sah zahlreiche dunkle Gestalten, die sich ihm im Laternenlicht näherten. Er packte Tanners schlaffen Arm und zerrte den Mann hinein. Royce und Sam stießen die Torflügel zu. Als der Riegel endlich an Ort und Stelle war, atmeten sie

erleichtert auf.

Royce beugte sich vor und sah nach Tanner, um sich zu vergewissern, wie es ihm ging. Vor ein paar Minuten war David noch gesund und munter gewesen, doch jetzt atmete er nicht mehr, und tatsächlich war auch kein Puls zu ertasten. »Er ist tot«,

sagte Royce.

»Wie das? Er ist doch nicht einmal verletzt«, rief Sam. Der sonst so besonnene Handwerker war der Panik nahe.

»Als mich das Wesen eben gerade kurz berührt hat, konnte ich spüren, wie es mir die Lebenskraft

entzog. Sobald dich einer von denen anfasst, fühlst du dich schwach. Ich glaube, er hat mehr abbekommen als ich«, erklärte Royce.

»Wir sollten den Wall besetzen und beobachten, was sie aushecken. Die anderen Männer müssten gleich hier eintreffen«, schlug

Dorian ruhig vor.

»Was tun wir mit David?«, fragte Sam.

»Er könnte sich in einen von ihnen verwandeln«, warnte Royce.

»Er ist doch tot!«

»Das waren die anderen auch, wenn ich mich nicht sehr irre«, erwiderte Royce tonlos.
»Wahrscheinlich

müssen wir ihn
verbrennen oder so,
aber dazu haben wir
jetzt keine Zeit. Wir
werden später darüber
nachdenken. Falls er
sich verwandelt, wird
es hoffentlich nicht
sofort geschehen.«
Damit drehte er sich
um und folgte Dorian
die Treppe zur Mauer

hinauf. Da Sam nichts Besseres einfiel, schloss er sich ihnen an.

»Verdammt!«, rief Dorian, als er von der Mauer nach unten blickte. »Sie klettern hoch.«

»Wie denn das? Ich habe einem einen Fuß und eine Hand abgehackt.« Royce

mochte es nicht glauben, bis er sich selbst vergewissert hatte. Inzwischen war eine ganze Traube von Untoten aus der Dunkelheit angerückt und hatte sich vor der Mauer am Tor versammelt. Drei von ihnen kletterten bereits hoch und hielten sich mit bloßen Händen an

den rauen Steinen fest.
Jeder wusste, dass ein
geschicktes Kind an
den unebenen Mauern
ein Stückchen
hochkraxeln konnte,
wenn es dumm genug
war, es zu versuchen.
Die meisten
Erwachsenen waren
jedoch zu schwer, um
die kleinen

Unebenheiten in der Wand wirklich nutzen zu können. Das focht diese Wesen allerdings nicht an. Sie hielten sich mit erstaunlich kräftigen Fingern fest und zogen sich Hand über Hand stetig hoch.

Inzwischen war auch der Rest der Miliz angetreten. Die Männer schwärmten auf der

Mauer aus. Viele hatten
Jagdbogen dabei und
schossen auf die
Wesen, die an der mehr
als dreifach
mannshohen Mauer
emporkletterten,
erzielten jedoch keine
sichtbare Wirkung.

»Hört zu schießen auf,
das nützt nichts. Setzt
lieber die Speere ein,
um sie abzuwerfen,

wenn sie sich der Mauerkrone nähern!«, rief Dorian.

Auch Joe McDaniel traf auf der Mauer ein und gruppierte die Verteidiger um. »Fünf Männer kehren zu dem anderen Tor zurück, zehn weitere schwärmen auf der Mauer aus. »Du, du,

du ...« Er wählte die
Betreffenden aus und
zeigte ihnen die
Richtung, in die sie
gehen sollten. »Fehlte
ja noch, dass anderswo
einer eindringt,
während wir alle hier
sind.«

Nur Minuten später
hatte Dorian ein Viertel
seiner Wächter verteilt,
um die gesamte Mauer

zu überwachen,
während die anderen
sich bemühten, die
Wesen abzuwehren, die
heraufkletterten.

Größtenteils
funktionierte es recht
gut. Die Wesen waren
zwar stark, aber auch
sie konnten sich nicht
lange festhalten, wenn
ein Speer stocherte und
stach und ihre Finger

von der Mauer löste.
Die einzigen Verluste
waren einige Speere,
die von den Angreifern
gepackt und im Sturz
mit nach unten
gerissen wurden.

Royce kam zu
Dorian, der einen
Abschnitt der Mauer
beaufsichtigte. »Ich bin
froh, dass sie zu dumm

sind, Pfeil und Bogen einzusetzen. Die würden bei uns wesentlich größeren Schaden anrichten als bei ihnen.«

Dorian dachte mit hochgezogenen Augenbrauen darüber nach. Dann antwortete er: »Ich weiß nicht, ob sie dumm sind. Nach allem, was ich sehe,

können sie ohne
Waffen viel
wirkungsvoller
kämpfen. Eine einzige
Berührung, und sie
sind im Vorteil. Ganz
zu schweigen davon,
dass sie sich vor
Verletzungen nicht
fürchten. Falls wir sie
heute Abend
abwehren ... ich würde
mich nicht wundern,

wenn sie dann
tatsächlich mit Pfeil
und Bogen
zurückkehren.

Wahrscheinlich hatten
sie gehofft, durch die
Tore zu brechen, ehe
wir sie aufhalten.«

Ein Ruf von Joe
McDaniel unterbrach
sie. »David Tanner, was
zum Teufel hast du

vor? Hör auf! Bist du verrückt?« Royce blickte zum Ausgangspunkt der Unruhe hinüber. David Tanner stand am Tor und hatte bereits den schweren Balken gehoben, der es verschloss. Schon schwangen die schweren hölzernen Flügel auf.

»Das ist nicht mehr David! Sie haben ihn verwandelt!«, rief Royce, doch es war bereits zu spät. Die kampffähigen Männer befanden sich auf den Mauern und würden zu lange brauchen, um die Tore zu erreichen und zu schließen. Binnen weniger Augenblicke mussten die Feinde

eindringen. Royce wollte die Treppe hinuntereilen, doch Dorian stieß ihn zur Seite.

»Bleib am Leben, alter Mann! Wir brauchen deine Fähigkeiten noch, wenn wir diese Nacht überlebt haben.«
Dorian rannte die

Treppe hinunter und überwand die letzten drei Schritte mit einem großen Sprung. Noch ein paar ausholende Schritte, und er war am Tor, das er zu schließen hoffte, bevor die Feinde die Gelegenheit ergriffen. Aber es war schon zu spät. Ehe Dorian sie aufhalten konnte, packten die

Hände der Gegner die Torflügel und zerrten sie weiter auf. Eins der Wesen trat herein.

Augenblicklich wechselte Dorian die Taktik und zog das Schwert. Der Gegner, der eingedrungen war, fiel rücklings hin, ihm fehlten der Kopf und ein großer Teil der linken Schulter. Dank

der Verzauberung, mit
der Mordecai das
Schwert verstärkt hatte,
war die Klinge
unerwartet scharf und
schnitt mühelos durch
Fleisch und Knochen.

»Jemand muss das Tor
schließen!«, rief
Dorian, als er den
Untoten entgegenging.

Die Angreifer, die an

den Mauern
emporgeklettert waren,
ließen sich fallen und
gesellten sich zu den
anderen, die zum
offenen Tor strebten.
Sie streckten die Hände
vor, um Dorian zu
packen, fanden jedoch
keinen Halt. Das
verzauberte
Kettenhemd bedeckte
ihn vom Kopf bis zu

den Zehen und wehrte die Berührungen ab, die ihm sonst die Kraft geraubt hätten. Der Angriff brach wie eine Welle am Felsstrand, vor seinem Schwert mussten sie zurückweichen. Wäre diese Waffe nicht gewesen, sie hätten ihn allein durch ihre Überzahl erdrückt. Mit

jedem Hieb
durchtrennte er
Körperteile und
Rümpfe. Dabei stieß er
weiter vor, hackte und
schlug und zerlegte die
untoten Körper in
zuckende kleine
Stücke.

Nach einem hitzigen
Kampf, der kaum eine
Minute währte, zogen

sich die Angreifer
vollends zurück. Leider
war das Tor vier
Schritte breit, und
einige konnten beim
nächsten Ansturm an
ihm vorbeikommen.
Zehn, zwanzig oder
sogar noch mehr
umringten ihn.
Mindestens dreißig
standen schließlich
schweigend vor ihm.

»Schließt das verdammte Tor!«, rief Dorian aufgeregt. Wenn sie losstürmten, konnte er sie nicht mehr am Eindringen hindern, und wahrscheinlich waren lediglich ein paar von ihnen nötig, um die nur leicht gerüsteten Männer drinnen zu überwältigen. Die

Mauer war die beste Verteidigung – allerdings nur, wenn das Tor geschlossen war.

»Ich will verdammt sein, wenn ich Euch aussperre, Junge!«, rief Joe. »Kommt erst rein.«

Dorian wusste, dass sie angreifen würden,

sobald er zauderte oder schwankte. Dann würden sie zum Tor vorstoßen, und vor einem solchen Ansturm konnte man es nicht mehr schließen. »Joe, sperrt das verdammte Tor jetzt gleich zu, oder Euch soll der Teufel holen! Tut es!« Als er sprach, sah er am

Rande des beleuchteten Bereichs, also hinter den Feinden, die ihn bedrohten, ein Augenpaar schimmern. Dort stand ein kleiner Junge, der nicht am Kampf teilnahm und ihn nur beobachtete.

Die Feinde warteten nicht, bis Joe sich endlich entschieden hatte, sondern gingen

wieder auf Dorian los.
Nun waren sie
hoffnungslos in der
Überzahl. Einer oder
zwei stürmten einfach
an ihm vorbei, während
er auf die anderen
einhackte und
angesichts ihrer Zahl
fast verzweifelte. Dann
endlich hörte er hinter
sich den wuchtigen

Knall, mit dem der schwere Riegel einrastete. Da er nun nicht mehr an eine bestimmte Stelle gebunden war, setzte er sich in Bewegung, um es ihnen so schwer wie möglich zu machen, ihn einzukesseln und niederzuringen.

Wie ein Wilder focht er eine Weile, bis

es fast so schien, als müssten sie nachgeben. Mit seinen ausholenden Hieben trennte er Hände und manchmal ganze Arme ab, aber niemand brachte es fertig, lange in diesem Tempo zu kämpfen. Die Feinde kannten keine Furcht und bedrängten ihn ohne Unterlass, bis sie

ihn umzingelt hatten.
Schließlich packte ihn
einer von hinten, zog
seine Schulter herum
und brachte ihn aus
dem Gleichgewicht.
Sofort ging er in einem
Gedränge von Feinden
unter, die er nicht mehr
abschütteln konnte.

Nur Dorian's Augen
und das Kinn wurden

nicht von dem Helm
bedeckt und blieben
frei. Er wehrte sich,
doch am Ende
berührten ihn die
Hände und Arme, und
Dorians Kräfte
schwanden mehr und
mehr. *Ich will nicht als
eines dieser Wesen
enden*, dachte er bei
sich. Wie es aber
schien, drohte ihm

genau dieses Schicksal.
Er konnte einen
Moment lang den Kopf
befreien und das
Gesicht in die Erde
drücken, damit ihn die
tödlichen Finger nicht
mehr erreichten. So
viele Gegner
bedrängten ihn, dass er
gar nicht hörte, wie das
Tor geöffnet wurde.

»Alles klar, Jungs!

Jetzt!« Die Männer von Washbrook folgten Joes Befehl, stießen das Tor weit auf und traten heraus. Zwei hatten Fässer mit Lampenöl dabei, die anderen trugen Fackeln und Schwerter oder Äxte. Die beiden kleinen Fässer zerschmetterten sie links und rechts

neben der Meute der Untoten, die Dorian am Boden hielt. Das Lampenöl verteilte sich zu einer großen Lache und benetzte die Ungeheuer, die in der Nähe waren. Dann landeten die Fackeln in der Pfütze, und die Flammen loderten empor.

Wild schlugen die

Untoten um sich, als
die Flammen sie
blendeten. Dorian
befreite sich von denen,
die ihn festhielten,
während die
Milizionäre bereits
angriffen und die
Feinde mit Äxten,
Schwertern und sogar
einigen Sicheln
zerhackten und
zerschnitten. Auch er

hatte auf den Beinen
ein paar Spritzer
Lampenöl
abbekommen, doch es
hatte nicht lange genug
gebrannt, um das
gepolsterte Gambeson
unter dem Kettenhemd
zu beschädigen. »Hier
drüben, Dorian!«, rief
ihm Royce zu und hielt
eine schwere, mit

Wasser getränkte
Wolldecke bereit.

Dorian taumelte
durch das Gedränge
von Männern und
Untoten zu dem
Schmied hinüber, der
ihm die Decke über die
Schultern warf. Royce
wickelte sie ihm fest
um die Beine und
schlug darauf, um die
Flammen zu ersticken.

»Was ist denn hier los?«, rief Dorian.

»Wir haben gerade deinen Schinken aus dem Feuer gezogen, Junge«, lachte Royce.

»Aber die Männer können sie nicht aufhalten!« Schon waren einige Einwohner den Ungeheuern zum Opfer gefallen. Um jeden, der

keine verzauberte
Rüstung trug, war es
geschehen, sobald ihn
eine feindliche Hand
auch nur berührte.

»Dann sorg dafür,
dass es uns gelingt!«

Dorian verzichtete
auf weitere
Erörterungen und
stürzte sich erneut ins
Getümmel.

Vorsichtshalber machte er einen Bogen um die brennenden Körper und suchte sich seine Ziele genau aus. Er sprang hin und her und zerhackte die Ungeheuer, die einen Einwohner zu überwältigen drohten, ehe das Opfer sämtliche Kräfte verloren hatte. Eine

große Zahl von Feinden
lag bereits brennend
am Boden oder schlug
blindlings um sich.

Auch die anderen
waren bald zerstückelt.

Endlich dämmerte
ihm, dass sie gesiegt
hatten. *Das ist die
wahre Kraft, Mordecai.
Dies ist die Macht des
Volkes, die dir
anvertraut wurde,*

dachte er. Er wünschte,
Mort könnte sie jetzt
sehen, wie sie mit
geröteten Gesichtern
kämpften, bis die
Furcht dem Triumph
der Sieger wich. Fast
alle hatten die
Berührung der Untoten
 gespürt und verstanden
jetzt viel besser, womit
sie es zu tun hatten.

Nachdem sie siegreich überlebt hatten, waren sie voller Energie.

Jemand rief:

»Dorian ... Dorian ...

Dorian ...« Und schon bald stimmten alle mit ein.

Einige Minuten später beruhigte er sie wieder. »Das reicht! Dies war euer Sieg, das dürft ihr nie vergessen!

Jetzt wisst ihr, wie viel
euer Leben wert ist,
und noch wichtiger ist,
dass die Feinde wissen,
wie teuer wir uns
verkaufen werden!«

Einige Einwohner
nickten, doch im
Herzen wussten sie,
dass sie verloren
hätten, wäre der
kräftige Krieger in dem
schimmernden

Kettenhemd nicht gewesen.

Dorian wandte sich an Joe. »Was habt Ihr Euch dabei gedacht, das Tor zu öffnen? Das wäre um ein Haar ...«

Joe fiel ihm ins Wort. »Es war knapp, aber ich konnte doch nicht zulassen, dass sie Euch erwischen. Ich

würde es sofort wieder tun und keine Sekunde darüber nachdenken.«

Dorian starrte Joe an. Auf den störrischen Stolz dieses Mannes wusste er nichts zu antworten. So wechselte er lieber das Thema. »Und wer ist auf die Idee mit dem Lampenöl gekommen?«

»Das war der alte Royce hier. Manchmal hat er ein wirklich helles Köpfchen.« Joe, immer noch im Siegesrausch, klopfte Royce auf die Schulter.

Dorian beugte sich zu Royce vor. »Was tun wir mit ihm? Ich hielt ihn bisher immer für besonnen, aber jetzt ist er völlig aus dem

Häuschen.«

Der alte Schmied grinste. »Da kann man nichts machen, Junge. Versuch es lieber gar nicht erst.«

Danach verbrachten sie mehrere Stunden damit, die Toten und die Leichenteile einzusammeln. Sie entdeckten, dass auch

die zuckenden Brocken
noch gefährlich waren,
aber glücklicherweise
hatte Royce genügend
Zangen und
Eisenstangen in der
Schmiede, mit denen
sie die Überreste
bewegen konnten. Als
sie endlich alles auf
einen Haufen
geschichtet hatten,
holten sie noch mehr

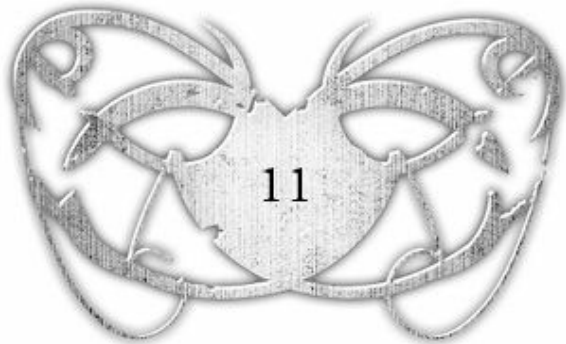
Lampenöl und etwas Totholz, um einen Scheiterhaufen zu errichten. Von den Wesen, die sie angegriffen hatten, sollte nichts mehr übrig bleiben.

Alles in allem hatte Washbrook zwei Männer verloren. Zuerst David Tanner und dann auch noch

Seth Colburn, der bei
Dorians Rettung
gestürzt und gestorben
war, ehe man ihm
beispringen konnte.
Nach einer groben
Schätzung hatten sie
achtundzwanzig Feinde
zerhackt und
verbrannt. Am Ende,
als sie zu verlieren
drohten, waren einige

der Feinde geflohen.

Es mochte zwar ein Sieg sein, aber ein so kleines Dorf wie Washbrook konnte es sich nicht erlauben, noch mehr Einwohner zu verlieren, und die Angehörigen der Toten würden noch lange Zeit trauern.



Am nächsten Morgen
stand ich früh auf,
denn ich wollte mir
unbedingt die anderen
Bücher in der

Bibliothek ansehen.
Mir blieb nicht mehr
viel Zeit, ehe wir nach
Washbrook
zurückkehrten, und
dies war vermutlich die
letzte Gelegenheit,
einige Schriften
genauer zu
untersuchen ... es sei
denn, es gelang mir,
nach der Rückkehr
einen passenden

Teleportkreis zu konstruieren.

Ich durchsuchte die Regale nach Werken, die bei der Erschaffung solcher Kreise hilfreich sein mochten, und hatte tatsächlich Glück. Ein schlanker Band, auf den ich stieß, trug den Titel *Ausführliche Anleitung für die Erschaffung und*

*Wartung von
Teleportationspunkten.*

Das schien genau das Richtige zu sein, auch wenn der Autor ein wenig eingebildet wirkte. Ich legte den Band bereit, um ihn später mitnehmen zu können.

Nachdem ich mein erstes Ziel erreicht

hatte, belohnte ich
mich selbst und nahm
mir etwas Zeit, um
weiter in *Die
Geschichte Illeniels* zu
lesen.

*Diejenigen, die
mächtig genug
waren, um zur
Erde zu sprechen,
nannte man*

*schließlich
»Erzmagier«. Die
Kräfte, die sie
anwendeten,
waren dem
Vernehmen nach
von einem solchen
Ausmaß, dass ein
heutiger Gelehrter
nicht mehr zu
entscheiden
vermag, ob die
Berichte der*

*Wahrheit
entsprechen. Die
Lichtgötter der
Menschheit waren
damals noch jung
und schwach, und
die Magie war so
verbreitet, dass sie
nur wenige
Anhänger fanden.
Die Götter der
She'har, heute die
»Nachtgötter«*

genannt, waren
zwar mächtig, der
Menschheit aber
nicht wohlgesinnt.
Nach dem Verlust
ihres Volks
entfremdeten sie
sich von der Welt
und fielen dem
Wahnsinn anheim.

Die Magier
jener Zeiten lernten

*die Nachtgötter
fürchten und
mieden auch die
neuen Götter.
Niemand wollte
sich mit den
Nachtgöttern
einlassen, und nur
wenige folgten den
Lichtgöttern. Die
Menschheit hatte
ihr Schicksal selbst
in der Hand. So*

*wäre es vielleicht
auch geblieben,
wäre nicht ein
junger Magier
namens Jerod aus
dem Hause
Mordan seiner
Gier und seinem
Drang nach Macht
erlegen.*

*Jerod war zwar
mit großen Kräften
zur Welt*

gekommen, war
jedoch nicht stark
genug, um zur
Erde zu sprechen.
Seine Eifersucht
auf die
überlegenen
Erzmagier führte
ihn letzten Endes
in den Untergang,
nachdem er die
ganze Menschheit

*verraten hatte.
Damals lebten
noch zwei
Erzmagier, Gareth
aus dem Hause
Gaelyn und Moira
aus dem Hause
Centyr. Zu jeder
Zeit in der
Geschichte gab es
nie mehr als zwei
oder drei
Erzmagier, daher*

*erschien diese
geringe Zahl nicht
ungewöhnlich.*

*Jerod hatte sich
in Moira aus dem
Geschlecht der
Centyr verliebt,
doch sie hatte nur
Augen für einen
anderen, für einen
unbedeutenden
Magier aus dem
Hause Illeniel. Die*

*Einzelheiten dieser
unglücklichen
Liebesgeschichte
sind in dem
darauffolgenden
dunklen Zeitalter
untergegangen.
Wir wissen
lediglich, dass
Jerod den
Versuchungen
eines dunklen*

Gottes namens
Balinthor verfiel.
Die Verheißung,
sogar noch größere
Macht zu genießen
als die Erzmagier,
hatte den jungen
Jerod verlockt. Er
glaubte, mit seiner
größeren Macht
könne er die
Erzmagierin Moira
für sich gewinnen,

*beschwor den
dunklen Gott
herauf und öffnete
seinen Geist für
ihn.*

Ich hielt inne und
dachte nach. Bis
gestern hatte ich noch
nie etwas von
Erzmagiern gehört, und
nun fragte ich mich,

inwiefern sie sich von
den anderen Magiern
ihrer Zeit
unterschieden hatten.
Die wiederholten
Anspielungen auf die
Stimme der Erde fand
ich ebenfalls höchst
interessant. Als ich
spürte, dass Penny sich
näherte, legte ich das
Buch auf den Stapel,
den ich mitnehmen

wollte.

»Guten Morgen«,
sagte sie von der Türe
aus.

»Guten Morgen«,
erwiderte ich. »Wir
sollten uns wohl bald
reisefertig machen.«

»Erst das
Frühstück.«

Das klang zwar nach
einer wundervollen
Idee, nur hatten wir

leider nichts zu essen.
Falls in der
Speisekammer
überhaupt noch Reste
lagen, mussten sie nach
so langer Zeit
verdorben sein. »Hm,
ich frage mich, wie das
möglich sein soll?«

»Da ist jemand an
der Tür«, verkündete
die körperlose Stimme

des Hauses. Ich musste unbedingt lernen, wie man solche Verzauberungen in ein Haus einbaute.

»Wer ist es denn?«, fragte ich. Es gab eine kurze Pause, ehe die Stimme antwortete.

»Er sagt, sein Name sei Marcus Lancaster«, meldete die Stimme.

»Warte, bis ich

unten bin, dann lasse
ihn selbst ein.« Ich
eilte die Treppe
hinunter. Vor gar nicht
so langer Zeit hätte ich
ihn ohne Umschweife
hereingelassen, aber
nun war mein Freund
der Prophet einer
Göttin, über deren
Motive ich mir nicht im
Klaren sein konnte. Die
Tür ging auf, sobald ich

mich ihr näherte.

»Guten Morgen, Marc«, sagte ich, als er vor mir stand.

»Mort, dieses Haus ist ganz erstaunlich! Gerade hat die Tür mit mir gesprochen«, antwortete er. Jetzt sah und redete er genauso wie der Freund, den ich schon so lange kannte.

»Ja, ich weiß. Ich muss mich auch erst selbst daran gewöhnen.«

»Darf ich eintreten?«, fragte er.

Ich bekam ein schlechtes Gewissen. Unwillkürlich war ich in der Tür stehen geblieben. Mit meiner Körpersprache hatte ich ihm vermittelt, dass

er nicht ganz und gar willkommen war.

»Entschuldige, gleich hier entlang. Ich würde dir ein Frühstück anbieten, aber wir haben keine Nahrungsmittel im Haus. Darauf sind wir selbst gerade erst gekommen.« Ich machte Platz und

winkte ihn herein.

»Wenn ihr Hunger habt, kenne ich ein Lokal, wo es gutes Brot und Würste gibt.« Er trat ein, und hinter ihm schloss sich die Tür von selbst.

»Das klingt wundervoll, aber zuerst müssen wir über einiges sprechen.« Ich sah ihn scharf an. »Ich

dachte, du bist nach
Albamarl gekommen,
um eine Gattin zu
finden, und nicht ...«
Ich deutete auf das
schlichte Gewand, das
er trug.

»So ist es auch.

Doch manchmal nimmt
das Leben eine
überraschende
Wendung. Ich hätte nie
gedacht, dass mich die

Lady des Abendsterns
auserwählt.« Er zuckte
mit den Achseln.

»Dein Vater war gar
nicht erfreut.«

»Das kann ich
verstehen, aber mit der
Zeit wird er es
einsehen. Ich diene
jetzt einem höheren
Zweck, und er hat noch
andere Kinder, die

mich ersetzen
können.« Er sah sich
um. »Das Haus ist
wirklich interessant!
Früher konnte ich
solche Dinge nicht
sehen, aber hier ist
jeder Gegenstand voller
Magie.«

»Ist sie jetzt in dir?«

»Sie ist immer da
und erfüllt die leeren
Stellen in mir. Ich war

sehr unglücklich, Mort.
Das ist mir nur nicht
bewusst gewesen, weil
ich keine
Vergleichsmöglichkeit
hatte ... wenn ich jetzt
zurückblicke, wird mir
allerdings klar, wie leer
mein Leben gewesen
ist.« Er sagte es zwar
lächelnd, doch ich war
noch lange nicht
beruhigt.

»Dann habe ich
meinen Freund an eine
Göttin verloren.«

»Nein, ich bin
immer noch der Alte!
Ich werde immer dein
Freund bleiben. Ich bin
jetzt nur etwas mehr,
als ich früher war. Ich
bin jetzt vollständig,
aber das heißt natürlich
nicht, dass ich meine

Freunde nicht mehr
brauche. Du bist immer
noch genauso ein Teil
meines Lebens, wie du
es immer warst.«

Anscheinend meinte er
es ernst. »Ich muss dir
allerdings einiges
erzählen. Die Göttin
hat mich mit mehreren
Botschaften zu dir
geschickt, und keine
davon ist gut.«

Ich seufzte.

»Irgendwie wusste ich, dass du das sagen würdest.« Bisher war mir noch kein göttliches Wesen begegnet, das gute Nachrichten hatte.

Andererseits waren es auch erst zwei gewesen.

»Lass uns zuerst essen. Vielleicht vergeht mir nach deinen

Neuigkeiten der
Appetit.«

Eine halbe Stunde
später saß ich mit
Penny, Rose und Marc
vor einem Café. Dieses
Wort hatte ich noch nie
gehört, daher war es
ein lehrreiches
Erlebnis. In dieser
großen Stadt gab es
also tatsächlich

Menschen, die davon lebten, nichts anderes zu tun, als für Fremde zu kochen. In Lancaster kam einem solchen Lokal das Wirtshaus am nächsten, aber dort wurde nur zu bestimmten Tageszeiten Essen verkauft, weil sie vor allem Bier ausschenken wollten.

Man servierte uns schwarzen Tee, ein schweres braunes Brot und gut gewürzte Würstchen. Ich griff herzhaft zu. Sobald wir den größten Teil aufgeessen hatten, wandte ich mich an Marc. »Ich glaube, so langsam bin ich satt. Jetzt kannst du mir deine Neuigkeiten

berichten.«

»Die Shiggreth gehen um und haben in Sileby schon einige Leute angefallen«, berichtete er. Sileby war eine Kleinstadt in der Baronie Arundel, die ein Stück nördlich von meinen eigenen Besitzungen lag.

»Moment mal,

Shiggreth?«

Rose schaltete sich ein. »Böse Handlanger der Nachtgötter. Untote Kreaturen, die die Gestalt der Menschen annehmen, die sie töten. Vor dem Großen Sturz hat Balinthor sie als Diener benutzt.« Überrascht zog ich die Augenbrauen hoch und musterte sie ausgiebig.

Sie dagegen richtete die Aufmerksamkeit ungerührt auf ihren Tee. »Ich lese ja viel. Aber nie hätte ich gedacht, dass an den Geschichten tatsächlich etwas dran sein könnte.«

Bisher hatten wir Rose noch gar nichts von unseren nächtlichen

Heimsuchungen erzählt. Nun nahm ich mir vor, sie öfter um Rat zu fragen. Sie verfügte über ein schier unglaubliches Wissen.

Marc fuhr fort:

»Leider entspricht dies der Wahrheit. Die Shiggreth sind tatsächlich da, und sie gehen wieder um.

Wenn wir sie nicht bald aufhalten, werden sie das Land überrennen.«

»Aber was genau sind sie?«, fragte Penny. Auch ich nickte, denn ich wollte unbedingt mehr über diese Wesen erfahren.

»Ich hatte vorher selbst noch nicht viel über sie gehört, aber jetzt verfüge ich über

den Zugang zu einem
größeren
Wissensschatz«,
antwortete Marc. »Die
Göttin sagt mir, sie
seien die Hüllen von
Menschen, denen die
Seele entzogen wurde.
Die Körper leben in
einer Art untotem
Zustand weiter,
während ein dunkler
Geist der Leere die

Herrschaft übernimmt.
Ihre Berührung kann
den Lebenden die Seele
entziehen, und wenn
sie das getan haben,
erfüllt ein neuer
dunkler Geist den
zurückbleibenden
Körper.«

»Shiggreth bedeutet
auf Lycianisch ›die
Gefressenen‹«, warf

ich ein.

»Das wusste ich nicht«, sagte Marc,
»aber es passt gut ins Bild.«

»Woher sind sie denn gekommen, Marcus?«, fragte Rose.
»Den Legenden zufolge wurden sie nach dem Großen Sturz doch allesamt vernichtet.«

»Meine Herrin ist

nicht sicher, denn sie kann das Wirken der anderen Götter nicht erkennen.

Höchstwahrscheinlich wurden sie jedoch von einem Nachtgott erschaffen. Besonders im Lichte meiner anderen Neuigkeiten kommt eigentlich nur Mal'goroath infrage, zumal er im Augenblick

in Gododdin herrscht,
das an Arundel grenzt.«

»Bist du sicher, dass
es die Nachtgötter
gewesen sind?« Auch
wenn mein Freund
zum Propheten einer
Lichtgöttin geworden
war, sah ich keinen
Grund, ihm meine
Zweifel zu
verschweigen.

Marc seufzte. Er wusste, dass ich seiner Göttin nicht traute.

»Ich kann dich unmöglich von Millicenths gutem Willen überzeugen, da du anscheinend überhaupt keinem Gott traust, aber denk doch mal über Folgendes nach. Die Shiggreth sind wie eine Seuche.

Sie verzehren jede
lebende Seele, wenn
wir sie nicht aufhalten.
Die Lichtgötter
repräsentieren das
Beste der Menschheit,
sie sind ein Teil von
uns. Nur die
Nachtgötter haben
einen Grund, uns zu
vernichten.«

Penny verlor die

Geduld. »Was hast du sonst noch für Neuigkeiten? Gibt es Krieg? Zieht Gododdin gegen uns ins Feld?«

Marc sah sie überrascht an. »Woher weißt du das? Ich habe es selbst gerade erst von der Göttin erfahren.«

»Ich konnte es schon vor zwei Tagen

sehen, war aber nicht
sicher, wer es war und
worum es ging«,
antwortete sie. Ein
Schatten legte sich über
ihr Gesicht, als sie sich
erinnerte, wie es enden
würde. Sie suchte
meinen Blick, in ihren
Augen konnte ich die
Verzweiflung erkennen.

Rose hatte uns
neugierig beobachtet.

»Du meine Güte ...
welche Geheimnisse
heute Morgen beim
Frühstück aufgedeckt
werden! Was mich aber
wirklich interessiert,
sind die Geheimnisse,
die noch niemand
angesprochen hat. Ich
hoffe, ihr werdet bald
etwas mitteilsamer. Die
Zukunft des

Königreichs könnte von der Unterhaltung abhängen, die an diesem Tisch stattfindet.« Es klang zwar belustigt, und doch war klar, dass sie es ernst meinte. Sie wusste genau, dass Penny ihr nicht alles verraten hatte.

»Genug«, unterbrach ich. »Was

hat dir die Göttin erzählt, Marc? «

»Gododdin plant einen Krieg gegen Lothion. Wie du weißt, zwingt die Lage des Landes unseren Feind, durch Arundel vorzustößen. Wenn er gegen Albamarl vorrückt, wird er gleich danach Cameron und Lancaster zerstören.«

»Dann sind die Shiggreth ein Ablenkungsmanöver, damit wir nicht so genau auf die Grenzen achten«, sagte ich.

»Sie sind noch viel schlimmer. Wenn auch nur einer von ihnen entkommt, könnte er das Ende der Menschheit

heraufbeschwören.
Dabei vermehren sie
sich schneller als
Kaninchen, denn jedes
Opfer füllt ihre Reihen
weiter auf, und sie sind
schwer zu bekämpfen.«

»Das ist doch
sinnlos. Warum will
Gododdin den Krieg?
Lothion hat nichts
getan, um sie zu
verärgern. Vendraccus

hat nichts zu gewinnen,
aber viel zu verlieren«,
wandte ich ein.

»Du machst den
Fehler, wie ein Mensch
zu denken. Gododdin
wird aber nicht von
Menschen, sondern
von Mal'goroth
beherrscht. Für ihn ist
ein Volk lediglich ein
Werkzeug, das ihm
verschafft, was er

wirklich will.«

»Was will er denn?«, fragte ich.

»Die ganze Menschheit vernichten ... sein eigenes Volk ist vor langer Zeit untergegangen, und jetzt treiben ihn nur noch der Tod und die Verzweiflung an. Du

bist seine größte Hoffnung, die Menschheit zu zerstören. Die Shiggreth sind nur ein weiteres Hilfsmittel, das diesem Zweck dient«, erklärte Marc.

Rose unterbrach ihn. »Viel wichtiger ist es doch, den genauen Zeitpunkt zu erfahren. Das Wissen um die

Angriffsplanung nützt uns nichts, solange uns dies unbekannt ist.«

»Uns bleiben noch der Rest des Sommers und der Winter für die Vorbereitungen. Sie werden im Vorfrühling in Lothion einfallen«, sagte Penny. Marc und Rose sahen sie groß an, aber niemand zog ihre Behauptung in Zweifel.

Wir wussten alle, dass
es keinen Grund gab,
an Penelopes
Prophezeiungen zu
zweifeln.

»Damit hast du
nicht mehr viel Zeit,
Mordecai«, überlegte
Rose.

»Ich? Sollte sich
nicht der König darum
kümmern? Natürlich

helfe ich, aber dies übersteigt doch die Möglichkeiten eines kleinen Magiers und der Grafschaft Cameron.«

Penny warf mir einen eigenartigen Blick zu. »Ein kleiner Magier? Da bin ich aber anderer Meinung. Natürlich hast du recht, der König muss

informiert werden, weil diese Angelegenheit das ganze Königreich betrifft.«

Rose lachte.

»Richtig, Penelope, er ist alles andere als klein.« Sie besaß sogar noch die Frechheit, mir zuzuzwinkern. Ich lief rot an.

»Mir ist ganz gleich, wie groß sein

Magierstab ist«,
erklärte Marc.

Anscheinend hielt ihn
sein neues Leben als
Heiliger nicht davon ab,
auf meine Kosten
schmutzige Witze zu
reißen. Trotzdem
musste ich lachen.

»Aber mal im Ernst,
du unterschätzt die
Rolle, die du bei

alledem spielen musst,
Mordecai«, erklärte mir
Rose. »Du bist
Mal'goroths Ziel. Er
braucht dich, um die
Brücke zwischen den
Welten zu schlagen. Er
hat die Shiggreth
erschaffen und zettelt
diesen Krieg an, um
dich anzugreifen. Er
hofft, dass du einen
Fehler machst, damit er

dich in die Hand
bekommt. Wenn er das
nicht erreicht,
verschaffen ihm die
Shiggreth etwas, das
ihm ebenso wichtig ist.
Du kannst es dir nicht
erlauben, dich
zurückzulehnen und
vor alledem die Augen
zu verschließen.«

Nickend pflichtete
Marc Rose bei. »Sie hat

recht. Du musst jetzt schon anfangen zu planen.«

Rose fuhr fort:

»Zuerst überlegen wir uns, wo du im Vorteil bist. Zunächst einmal bist du ein Magier.

Zweitens besitzt du Land. Du hast Leute und die Unterstützung Lancasters und

hoffentlich auch die
des Königs. Drittens
hast du viel früher eine
Vorwarnung
bekommen, als es
deinem Feind lieb sein
kann. Das bedeutet,
dass du frühzeitig
etwas tun kannst, statt
lediglich auf die
Ereignisse zu
reagieren.«

Mich erstaunte

immer wieder, wie klar
Rose' Gedanken waren,
doch in diesem
Augenblick war ich
geradezu überwältigt.
»Was schlägst du denn
vor?«

Darauf schüttelte
sie den Kopf. »Ich kann
nicht für dich die
Entscheidungen
treffen, aber ich könnte
bei den Vorbereitungen

helfen. Die Hightowers
mussten schon öfter in
einem Krieg
Unterstützung leisten.«
Das war sicherlich
wahr, denn Lord
Hightower befehligte
die Verteidigung von
Albamarl und
kümmerte sich in
Kriegszeiten um die
Planung und den

Nachschub des Heeres.
Das hatte zwangsläufig
auf seine Tochter
abgefärbt.

»Der König sollte
diese Entscheidungen
treffen«, widersprach
ich.

»Sei kein Narr,
Mort«, rief Penny. »In
meiner Vision kamen
die königlichen
Truppen nicht vor. Es

ist deine Pflicht, dies zu melden und den König zu unterstützen, aber bei deiner Planung musst du dich an dieser Tatsache ausrichten. Der König könnte beschließen, die Truppen zurückzuziehen, um vor allem die Hauptstadt zu schützen. Oder er wählt

ein Schlachtfeld, das näher an Cameron liegt als an Lancaster. Doch so oder so wird dein Land zerstört werden, noch ehe der Krieg richtig begonnen hat.«

»Wird er denn keine Truppen schicken, um die Eindringlinge sofort an der Grenze abzufangen?«, fragte

Marc.

»Das weiß ich nicht, aber in meiner Vision habe ich sie nicht gesehen. Was auch geschieht, wir sollten davon ausgehen, dass wir irgendwann in unserem eigenen Land gegen die Feinde kämpfen müssen«, antwortete Penny.

Allmählich war ich

diese sinnlose Debatte
leid und schaltete mich
ein. »Na gut ... dann
planen wir also,
beginnen gleich jetzt
und lassen das
Spekulieren sein. Was
können wir heute
tun?«

»Für einen Krieg
braucht man Geld«,
begann Rose. »Du hast
gestern Abend

herausgefunden, dass du mehr Geld besitzt, als dir bewusst war. Du musst die Königliche Bank von Lothion aufsuchen und alles abheben, was dort auf deinen Namen eingetragen ist. Du wirst es brauchen. Dann musst du den König unterrichten.

Marcus spricht mit
seinem Vater und
erzählt ihm alles, was
wir hier erörtert haben.
Lancaster wird unser
wichtigster
Verbündeter sein, weil
er genauso viel zu
verlieren hat wie du.
Ich spreche mit
meinem Vater und
erkundige mich, welche
Hilfe er beisteuern will.

Ganz gleich, was er sagt, ich werde auch anderswo um Unterstützung und Proviant bitten, um euch zu helfen.«

»Ich dachte, du kommst mit uns nach Washbrook«, erinnerte Penny sie.

»Das war vor einer halben Stunde. Nun hat sich die Lage

geändert«, erklärte Rose. »Mordecai, mir fällt gerade ein, dass du vielleicht doch nicht alles abheben solltest. Nimm nur einen Teil mit und lass mir einen Kreditbrief über den Rest da.«

»Ich weiß nicht einmal, wie viel ich überhaupt besitze. Was

denkst du denn, wie viel du brauchen wirst?«, fragte ich sie.

»Es ist Krieg, mein Lieber. Wir brauchen alles, was du hast, und wahrscheinlich sogar noch mehr. Ich werde auch meine eigenen Ersparnisse einbringen. Ein Heer auszuheben, ist nicht billig.«

»Ein Heer?« Ich

weiß, ich hätte es mir gleich denken können. Nur war ich nicht daran gewöhnt, in solchen Größenordnungen zu denken.

»Meinst du denn, du kannst das Herr aus Gododdin mit deinem beeindruckenden großen Stab und einem bezaubernden Lächeln aufhalten?«, erwiderte

sie. Das würde mich wohl noch länger verfolgen. Wenigstens machte sie recht freundliche Scherze. Es hätte viel schlimmer kommen können.

Ich übergang die Anspielung. »Wie willst du all das deinem Vater erklären? Ich kann mir nicht vorstellen, dass

Lord Hightower
tatenlos zusieht, wie
seine Tochter Männer
für einen Krieg
rekrutiert und dann mit
einer Privatarmee in
die Schlacht zieht.«

Rose schnitt eine
Grimasse. »Das wird
tatsächlich nicht leicht.
Glücklicherweise
besitze ich eigene
Ländereien und einen

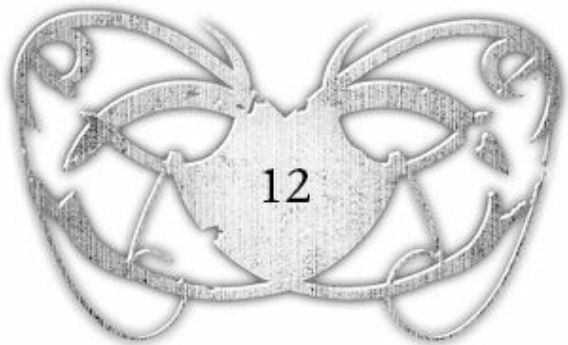
Titel, auch wenn beide eher bescheiden sind. Es wird ihm zwar nicht gefallen, aber er wird tun, was er kann, um mir beizustehen, da er mich sowieso nicht davon abhalten könnte, dir zu helfen.«

»Wir werden nicht scheitern«, verkündete Marc. »Die Göttin wird dich unterstützen,

Mordecai, auch wenn
du nicht an sie glaubst.
Ihre Gunst wird dir
auch andere Türen
öffnen. Sie wird nicht
müßig zusehen, wie
Mal'goroath ihr Volk
vernichtet«, fügte er
fromm hinzu. Ich
fragte mich zwar, wo
die Göttin gewesen
war, als die Kinder des

Mal'goth die
Königsfamilie von
Gododdin getötet und
das ganze Land
versklavt hatten, aber
vielleicht war ich auch
nur undankbar.

Sicherlich konnte ich
jede Hilfe brauchen, die
ich bekam.



Danach trennten wir uns. Rose suchte ihre Familie auf, Marc ging zu seinem Vater, Penny und ich baten um eine

Audienz bei König Edward. Ich bemühte mich, dem Vorsteher der Dienerschaft zu erklären, dass unser Anliegen recht dringend war.

Adam erwiderte mit seinem wie üblich nüchternen Tonfall:
»Ihre Majestät soll sofort erfahren, dass Ihr ihn zu sprechen

wünscht.« Was im Grunde bedeutete, dass wir auf jeden Fall warten mussten, ganz gleich, wie wichtig unser Anliegen unserer Ansicht nach war.

Eine halbe Stunde später schritt ich in dem kleinen Empfangszimmer, in das er uns komplimentiert hatte,

hin und her. »Wir hätten einen Brief schicken sollen. Wir vergeuden hier nur wertvolle Zeit.«

»Beruhige dich«, redete Penny auf mich ein. »Wir haben noch Monate, da kommt es auf ein oder zwei Stunden mehr oder weniger nicht an.«

Ich wollte sie schon gereizt anfauchen, da kehrte Adam zurück, und rasch schloss ich den Mund. »Seine Majestät empfängt Sie jetzt.« Ich musste zugeben, dass eine halbe Stunde doch nicht so lange war.

»Danke, Adam«, erwiderte ich gewandt. Ich hatte mich bereits

umgestellt, die Gereiztheit war verflogen, und ich war der Inbegriff von Eleganz und Höflichkeit. Penny und ich folgten ihm in den kleinen Salon, den Edward für informelle Treffen benutzte.

Nach einigen Formalitäten konnte

ich den Anlass meines
Besuchs endlich
vortragen. »Euer
Majestät, ich habe
einige Dinge erfahren,
von denen Ihr wissen
solltet.«

»Immer nur
freiheraus damit, ich
bin ganz Ohr«,
antwortete er.

Ich hatte
beschlossen, Pennys

Begabung nicht zu
erwähnen, und kam
direkt auf das zu
sprechen, was Marc mir
erzählt hatte. »Marcus
Lancaster suchte mich
heute auf und
überbrachte mir eine
Botschaft von
Millicent.« Darauf zog
Edward die
Augenbrauen hoch. »Er
sagte mir, Gododdin

bereite sich auf einen Krieg vor und werde im Frühling gegen Lothion marschieren.«

Der König hob eine Hand. »Wir haben Berichte erhalten, dass sie militärische Vorbereitungen treffen, Übungen durchführen und so weiter. Wir hätten jedoch nicht

vermutet, dass sie etwas in dieser Art versuchen. Gododdin kann nicht hoffen, einen solchen Krieg zu gewinnen.«

»Sie folgen nicht dem Diktat der Vernunft, Majestät, sondern den Befehlen ihres wahnsinnigen Gottes«, antwortete ich. »Außerdem gehen

in Arundel und auch
auf meinem Land
Shiggreth um. Die
Göttin glaubt,
Mal'goroath habe sie
erschaffen, um vor dem
Krieg Verwirrung zu
stiften.« Ich war nicht
sicher, ob er schon
einmal von den
Shiggreth gehört hatte,
und war bereit, es ihm
zu erklären, falls er

danach fragte.

Edward beugte sich
überrascht vor.

»Shiggreth! Das sind
doch nur Fabelwesen.
Ihr müsst Euch irren.
Laut den
Überlieferungen
wurden sie nach
Balinthors Niederlage
ausgelöscht.«

»Auch ich hätte

Mühe, diese Geschichte zu glauben, Euer Majestät, selbst wenn sie von einer Göttin übermittelt wird. Doch da waren auch meine eigenen Erlebnisse vor der Reise nach Albamarl.« Ich nahm mir einige Minuten Zeit, das Wesen zu beschreiben, das Penny und ich getötet hatten.

Sein Verstand war scharf, und er erfasste rasch, was ich ihm sagte.

»Wie viele Männer könnt Ihr in Cameron aufbieten?«, fragte er.

»Sire, ich habe gerade erst begonnen, das Anwesen meiner Mutter wiederaufzubauen. Im Augenblick verfüge ich

über gar keine
Bewaffneten«,
antwortete ich ehrlich.

»Dann ist Eure
Stadt verloren. Arundel
kann nicht hoffen, so
viele Feinde zu
besiegen, und durch
dieses Gebiet werden
sie als Erstes ziehen.
Selbst mit Lancasters
Hilfe könnt Ihr kaum

mehr tun, als sie eine Weile aufzuhalten. Vielleicht nicht einmal das.«

»Aber Ihr werdet ihnen doch gewiss an der Grenze entgegentreten?« Ich war schockiert, obwohl Rose mich gewarnt hatte, dass seine Reaktion genau so ausfallen konnte.

»Die Grenze selbst kann man nicht verteidigen. Es wäre dumm, den Feind dort zu bekämpfen. Wir werden uns natürlich mit Lord Hightower und den Marschällen beraten, aber höchstwahrscheinlich können wir sie am Trent stellen, wo sie während der

Flussüberquerung
verwundbar sind.

Sofern sie nicht nach
Norden abschwenden
und die Berge
überwinden wollen,
werden sie Euer und
Lancasters Land
überrennen.« Edward
machte offenbar nicht
viel Federlesens, wenn
es darum ging, seinen

Untertanen den Verlust ihres Lebensunterhalts oder gar ihres Lebens zuzumuten.

»Was soll aus meinem Volk werden, Euer Majestät?«

»Ich würde Euch raten, Euer Land aufzugeben. Bringt gleich zu Frühlingsanfang alle fort, die sich bewegen

können. Sobald der Krieg vorbei ist, könnt Ihr ja alles wiederaufbauen.« Edwards Stimme klang hart.

»Euer Majestät, ich bitte um Verzeihung, aber sie werden verhungern. Ich wüsste nicht, wohin mit ihnen ... und wo ich Unterkunft und Essen

für sie finden sollte,
wenn sie alles verloren
haben. Die
Überlebenden werden
zurückkehren und
feststellen, dass ihre
Häuser zerstört sind
und das Vieh
geschlachtet ist, weil
die Eindringlinge sich
ernähren wollten –
sofern wir überhaupt

jemals zurückkehren.«
Gut möglich, dass ich
sehr aufgeregt sprach.

»Maßt Euch nicht
an, uns über unsere
Aufgaben zu belehren,
junger Lord! Uns ist
sehr wohl bewusst,
dass unsere Untertanen
leiden müssen, wenn
der Krieg unser Land
heimsucht. Es ist
unsere Aufgabe, dafür

zu sorgen, dass noch
ein Königreich
vorhanden ist,
nachdem der Krieg
gewonnen wurde. Wir
haben mehr zu
berücksichtigen als nur
Cameron! Wie es
aussieht, könnten wir
Euch sogar bestrafen,
weil Ihr nicht fähig
seid, der Aushebung
Folge zu leisten!« Das

Gesicht des Königs war rot angelaufen. Mit der Aushebung meinte er die Einberufung, bei der alle Adligen Ritter und Bewaffnete für das Heer des Königs abstellen mussten. Da ich über keine eigenen Kämpfer verfügte und dem Ruf nicht nachkommen konnte,

würde ich meinen Eid brechen. »Was wollt Ihr denn nun noch?«, fragte er.

»Ich kann mein Land und die Menschen, die von mir abhängen, nicht im Stich lassen«, antwortete ich.

»Seid vorsichtig, junger Illeniel. Ihr steht im Begriff, die

Grenze zum
Hochverrat zu
überschreiten.«

»Ich bin der letzte
Magier und die einzige
Verteidigung, die diese
Menschen haben.

Wenn niemand sonst
sie beschützen will,
dann werde ich es tun.
Der Feind wird für
jeden Schritt, den er
auf das Land von

Cameron tut, teuer bezahlen. Ihr mögt selbst beurteilen, ob dies Verrat ist oder nicht!« Während ich sprach, nahmen auch meine Erregung und mein Zorn zu. Einen Augenblick lang schien es ganz so, als schläge unter mir in der Erde ein gewaltiges Herz,

dessen Pochen ich
spüren konnte.

Nachdem ich
knirschend die letzten
Worte gesprochen
hatte, setzte ich den
Fuß kräftig auf den
Boden und hatte das
Gefühl, die Erde
bewege sich. Dieses
Gefühl fand ich
erschreckend, und
sogleich fragte ich

mich, ob ich es mir nur eingebildet hatte. Mein Kopf war alles andere als klar.

König Edward war kreidebleich geworden. Von der Decke rieselte etwas feiner Staub herunter. Er packte die Armlehnen, als befürchtete er, gleich vom Stuhl zu fallen. Vielleicht hatte ich es

mir doch nicht
eingebildet. »Nun gut,
wir haben Mitgefühl
für Euer schweres Los.
Wenn es Euer Wunsch
ist, dann habt Ihr
unsere Erlaubnis, auf
diese Weise zu
verfahren.« Sein
Tonfall gab mir zu
verstehen, dass die
Audienz hiermit vorbei

war. Mit dem
Magierblick entdeckte
ich allerdings die Angst,
die er zu verbergen
suchte.

Ich verneigte mich
und richtete mich
wieder auf, um zu
gehen. Als wir fast
schon an der Tür
waren, hielt er mich
noch einmal auf.
»Mordecai!«

»Ja, Euer
Majestät?«

»Der Ausbilder, sein
Name ist Cyhan,
befindet sich bereits im
Schloss. Adam wird
Euch zu ihm führen. Er
wird bei Euch und
Penelope bleiben, bis
die Ausbildung
abgeschlossen und die
Bindung vollzogen ist.
Habt Ihr das

verstanden? «

»Gewiss, Euer
Majestät.« Ich
verneigte mich noch
einmal und ging
zähneknirschend
hinaus. *Natürlich
verstehe ich das. Du
willst dem Hund einen
Maulkorb verpassen,
ehe er die Tollwut
bekommt und dich*

beißt, dachte ich.

Draußen schritt ich so zornig aus, dass Penny kaum noch mithalten konnte. »Du wusstest doch, dass dies geschehen werde. Rose hat es ja gesagt«, erinnerte sie mich.

»Hast du da drin die Erde beben lassen?«

»Das weiß ich nicht genau. Ich habe es zwar

gefühlt, aber ich hatte nicht den Eindruck, dass ich es wirklich getan habe. Der Mann hat mir gesagt, er wolle unser Volk im Stich lassen! Es ist nicht zweckmäßig, ihnen zu helfen. Was ist das nur für ein König?« Ich war sehr verärgert.

Penny sah sich um.

»Sprich leise«, zischte

sie. »Wir sind immer noch im Palast.«

Natürlich hatte sie recht, aber ich war viel zu wütend, um mich darum zu scheren.

Adam kam aus einer Seitentür auf uns zu.

»Wenn Ihr mir folgen wollt, Mylord, dann führe ich Euch zum Ausbilder.« Er war so

leise wie ein Geist.
Hätte ich nicht den
Magiersinn besessen,
ich hätte mich fast zu
Tode erschrocken.

»Führe uns«,
antwortete ich, ohne
mich zu ihm
umzudrehen.

Wir wanderten erst
durch mehrere lange
Gänge und dann eine
Treppe hinunter, bis

wir einen weiteren Warteraum erreichten, in dem sich ein Mann befand. Er war wirklich sehr groß, das musste ich ihm lassen. Etwas mehr als sechs Fuß, was bedeutete, dass er sich auf Augenhöhe mit mir befand. Doch ich war schlank, und er ... er war es nicht. Er war mit Muskeln

bepackt wie ein
Schwein mit Schlamm,
was bedeuten soll, dass
es erheblich mehr gab,
als man für notwendig
halten mochte. Er hatte
dunkelbraune Haare
und eine braune Haut,
so wie ein Mensch, der
sich viel im Freien
aufhielt.

»Dann seid Ihr

mein Dompteur.« Ich war nicht in der Stimmung, besonders höflich mit ihm umzugehen. Obwohl ich so zornig war, entging mir seine Haltung freilich nicht. Er kam mir wie eine gespannte Feder vor, die jederzeit und ohne Vorwarnung mit tödlichen Folgen

losschnellen konnte.
Unwillkürlich fragte ich
mich, wie ein Kampf
zwischen ihm und
Dorian ausgehen
mochte.

Er zuckte mit den
Achseln. »Wenigstens
machen wir uns nichts
vor. Mein Name ist
Cyhan.«

Ich zog eine
Augenbraue hoch.

»Nur ... Cyhan?«

»Jeder andere

Name, den ich einmal hatte, ist schon lange tot. Wenn Ihr mir einen neuen Namen geben wollt, soll es mir recht sein.« Die Miene des Mannes verriet nicht, was in ihm vorging.

»Cyhan ist schon in

Ordnung. Müssen wir sonst noch etwas besprechen, ehe wir losgehen? Ich habe heute noch einiges zu erledigen.« Ich war ungeduldig und wollte mich endlich in Bewegung setzen.

»Eines nur«, erwiderte er. »Bevor wir beginnen, müsst Ihr begreifen, wie die

Dinge zwischen uns stehen. Ich bin nicht Euer Diener. Ich bin auch nicht Euer Freund. Ich bin hier, um eine Aufgabe zu erledigen, und ich kümmere mich um nichts anderes als um diese Aufgabe. Wenn es so aussieht, als käme mir dabei etwas in die Quere, dann Sorge ich

dafür, dass es mich
nicht lange aufhält.
Wenn Ihr mitspielt,
werden wir gut
auskommen. Wenn
nicht, wird meine
Aufgabe rasch beendet
sein.« Selbst als er
mich bedrohte, änderte
sich seine Miene nicht.
Insgesamt fand ich ihn
zwar beängstigend,

aber ich wollte
verdammt sein, wenn
ich mir das anmerken
ließ.

»Habt ihr meinem
Vater das Gleiche
gesagt?«, fragte ich.

»Wie bitte?«

»Ihr habt es gehört.
Ich weiß, dass Ihr
meine Mutter
ausgebildet habt, also
müsst ihr irgendwann

eine ähnliche Unterhaltung mit ihm geführt haben. Ich bin neugierig, wie er darauf reagiert hat.«

»Er war jünger, als Ihr es jetzt seid, aber er wusste bereits, was notwendig war, und deshalb mussten wir ein solches Gespräch nicht führen.

Außerdem hatten wir

bereits begonnen, die Kandidaten auszubilden. Er musste nur noch wählen.«

Seltsam, dass er meine Mutter aus einer ganzen Reihe von Kandidaten ausgewählt hatte. »Habt Ihr mehr als einen ausgebildet?«

»Damals lebten noch mehrere Magier,

und aus diesem Grund hatten wir eine kleine Schule, in der immer einige Kandidaten bereitstanden – für den Fall, dass sie gebraucht wurden.« Auch das erklärte er mir wie alles andere in völlig nüchternem und sachlichem Ton.

Meine Neugierde war nicht mehr zu

bezähmen. »Was ist mit denen geschehen, die nicht ausgewählt wurden?«

»Einige wurden Ritter, andere haben die nächste Generation ausgebildet.«

»Wie Ihr selbst?«

»Ja, nur dass wir nach dem Tod Eures Vaters dachten, es gäbe keine Magier mehr.«

Sein Blick

beunruhigte mich, aber ich konnte den Grund nicht erkennen und schob das Gefühl zur Seite. »Also gut, dann lasst uns gehen. Der Tag währt nicht ewig.«

Cyhan nahm einen schwer aussehenden Packen auf, und wir gingen hinaus.

Unterwegs warf Penny ihm ein paar anerkennende Blicke zu, und ich wurde mächtig eifersüchtig. Dann fielen mir die jüngsten Erlebnisse ein, und ich konnte ihre Gefühle – während ich Rose betrachtet hatte – etwas besser verstehen. Trotzdem gefiel es mir

nicht. Schließlich
ergriff der kräftige
Krieger wieder das
Wort. »Wohin gehen
wir?«

»Zur königlichen
Bank«, erklärte Penny.

Cyhan sah sie an, als
bemerkte er sie erst
jetzt. Langsam
musterte er sie von
oben bis unten. Das
war mir egal, denn so

hätte auch ein
Fleischer eine
Rinderhälfte vor dem
Zerlegen gemustert.
»Entschuldigt meine
Manieren. Wir wurden
uns noch nicht
vorgestellt ...«, sagte er.

»Penelope Cooper«,
antwortete sie rasch.
»Ich werde die Bindung
mit ihm eingehen.« Mit

dem Daumen deutete sie auf mich.

Cyhan grinste und entblöbte dabei seine großen weißen Zähne. Das war der stärkste Gefühlsausdruck, den ich bisher bei ihm gesehen hatte, und er beunruhigte mich sehr. »Freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen, Miss Cooper.

Wir haben noch viel Zeit, einander kennenzulernen, aber ich glaube, Ihr werdet nicht sehr angetan davon sein.«

»Was meint Ihr damit?«, fragte sie unsicher.

Der große Dreckskerl lachte nur.
»Oh, das werdet Ihr noch früh genug

merken. Es wäre nicht schön, Euch jetzt schon den Spaß zu verderben.« Danach gab er kein Wort mehr von sich und weigerte sich, ihre Fragen zu beantworten, obwohl sie ihm unablässig zusetzte, während wir durch die Stadt liefen.

Schließlich hielt ich

es für angebracht, das Thema zu wechseln.

»Cyhan, ich habe eine Frage.«

»Ja?«

»Kennt Ihr den Weg zur königlichen Bank?«

Tatsächlich kannte er den Weg. Wir mussten einige Male abbiegen und hatten unser Ziel nach einer halben Stunde erreicht.

Es war ein großes Gebäude mit einer abweisenden steinernen Front. »Da ist es«, sagte Cyhan.

»Seid Ihr schon einmal dort drinnen gewesen?«

»Sehe ich so aus, als hätte ich Geld?« Ich musste zugeben, dass sein Einwand überzeugend war.

»Und ich? Sehe ich so aus, als hätte ich Geld?«, gab ich zurück.

»Eigentlich nicht. Ich bin gespannt, ob sie Euch überhaupt hineinlassen.«

»Schicken sie denn tatsächlich Leute weg?« Mir war gar nicht in den Sinn gekommen, dass es

schwierig sein könnte, die Bank überhaupt zu betreten.

»Banken sind für die Reichen da. Wenn man nicht dazugehört, wird man schneller eingesperrt, als man zwinkern kann. Warum seid Ihr überhaupt hier? Nicht, dass mich das etwas anginge«, sagte Cyhan.

»Ich habe einen Krieg zu gewinnen. Dazu brauche ich alles Geld, das ich nur in die Finger bekommen kann.«

»Wir werden sehen«, erwiderte er.

Ich hatte freilich nicht die Absicht, mit leeren Händen wegzugehen. Also schritt ich zur Tür, die

mir ein uniformierter Wächter aufhielt. Ich sah mich zu Penny und unserem neuen Freund um. »Kommt mit.« Sie folgten mir hinein. Der Schalterraum war erlesen eingerichtet, unter dem Deckengewölbe standen überall Möbel aus dunklem Holz. Da

ich nicht sicher war,
wohin ich mich wenden
sollte, versuchte ich es
bei dem Mann, der an
dem vordersten
Schreibtisch saß. Er
war gerade emsig damit
beschäftigt,
irgendetwas
aufzuschreiben.

»Verzeihung?«

Es dauerte ein
Weilchen, bis er den

Kopf hob. »Kann ich Euch helfen?« Er wirkte, als interessierte er sich nicht im Geringsten für den Rest der Welt.

Vielleicht kam es mir aber auch nur so vor.

»Ja. Mein Name ist Mordecai Illeniel. Ich bin hier, um meinen Kontostand einzusehen.« Dabei

bemühte ich mich, so aufrichtig und überzeugend zu sprechen, wie es mir nur möglich war. Nicht, dass es irgendetwas geändert hätte.

Der Mann musterte mich. Hinter den Brillengläsern waren seine Augen doppelt so groß wie gewöhnlich.

»Ich erinnere mich nicht, Euch früher einmal gesehen zu haben. Habt Ihr Euer Bankbuch dabei?«

Schon geriet ich ins Schwimmen. »Ich habe keins. Ich bin gerade erst in Albamarl eingetroffen und wusste bis gestern noch nichts von meinem Erbe. Es gibt hier doch

sicher jemanden, der mir helfen kann?«

»Ihr müsstet mit dem Kontenverwalter Master Easley sprechen. Er kann Euch helfen«, antwortete der Mann.

»Ausgezeichnet. Wo finde ich ihn?«

»Sein Schreibtisch steht dort drüben.« Er deutete auf eine Ecke,

in der ein anderer Mann arbeitete. Ich hätte sie für Zwillinge gehalten, doch dieser unglückliche Kerl war obendrein kahlköpfig. Ich trat zu ihm hin und sprach ihn höflich an. »Entschuldigung, man hat mir gesagt, ich solle mich an einen gewissen Master Easley wenden,

um Auskunft über die Konten zu bekommen, die ich geerbt habe.«

Er sah mich an.

»Gewiss. Euer Name, bitte ...« Sein Stift schwebte schon über einem leeren Formular.

»Mordecai Illeniel, Sohn des Tyndal Illeniel und der augenblickliche Graf di'Cameron. Es ist auch

möglich, dass ich mehr als ein Konto besitze.«

Ich gab mir Mühe, zugleich wichtig und nachsichtig zu erscheinen.

Wahrscheinlich gelang mir beides nicht richtig.

»Sehr wohl, Sir. Sagt Euch der nächste Dienstag zu? Ein Uhr am Nachmittag?« Er sah mich nicht einmal

an, als er dies fragte.
Offenbar unterstellte
er, dass mir ohnehin
jeder Zeitpunkt recht
wäre, den sie mir
anbieten konnten.

»Nein, das tut mir
leid. Dann bin ich nicht
in der Hauptstadt. Ich
muss heute mit
jemandem sprechen.«

»Aber Master Easley

ist heute nicht da. Ich fürchte, Ihr müsst so lange warten«, antwortete er. Seine Meine verriet nichts, aber in seiner Aura flackerte etwas, das ich als Blasiertheit zu erkennen glaubte. Ich muss wohl nicht eigens betonen, wie sehr mir das gegen den Strich ging.

»Ist die Bank heute geschlossen?«, fragte ich freundlich.

»Nein, Sir, das könnt Ihr doch sehen«, antwortete er verwirrt.

»Also können die Kunden heute Geld abheben oder einzahlen oder andere Geschäfte tätigen?« Es klang nach einer Frage, bereitete aber nur die Bühne für

meine nächste
Bemerkung. Allmählich
riss mir der
Geduldsfaden.

»Selbstverständlich.«

Ich konnte ihm
beinahe ansehen, dass
er sich über meine
Geistesverfassung
Gedanken machte.
Damit war er von der
Wahrheit gar nicht so

weit entfernt.

»Soweit ich es erkennen kann, besitze ich hier ein Guthaben, wahrscheinlich auf mehrere Konten verteilt. Darauf möchte ich jetzt zugreifen. Da die Bank geöffnet ist, würde ich vorschlagen, dass Ihr jemanden sucht, der mir sofort helfen kann.« Ich

sprach noch
einigermassen ruhig,
doch mein Zorn war
mir sicherlich
anzumerken.

»Wie gesagt, Sir, Ihr
braucht einen Termin
bei Master Easley, der
heute aber nicht hier
ist.« Die gleichgültige
Miene diente lediglich
dazu, meinen Zorn
noch weiter

anzufachen.

Ich beugte mich vor, bis unsere Gesichter nur noch ein paar Handbreit voneinander entfernt waren. »Dann schlage ich vor, dass Ihr den Direktor oder sonst jemanden holt, der mich bedienen kann ... und zwar jetzt gleich.« Immer noch

sprach ich ruhig, übte
mit meinem Geist
jedoch einen stetigen
Druck auf die hinteren
Beine seines Stuhls
aus. Es ist schwieriger,
wortlos Magie zu
wirken, doch ich hatte
mehr Energie als genug
und an diesem Tag
sowieso nichts
Besseres damit vor. Als
ich das letzte Wort

aussprach, brach das
Stuhlbein, und er fiel
ohne jede Eleganz auf
den Boden. Ich blickte
auf den liegenden
Mann hinab. »Ich
glaube, gelegentlich
solltet Ihr das billige
Mobiliar auswechseln.«

Rasch stand er auf
und klopfte sich ab.
Ohne ein weiteres Wort
verschwand er und

suchte hoffentlich
einen Vorgesetzten, der
sich mit mir befassen
wollte. Ich blickte
Penny an, die eine
besorgte Miene
machte.

Wahrscheinlich sagten
ihr meine Methoden
nicht gerade zu. Cyhans
Gesichtsausdruck
verriet keineswegs, was

er dachte. Er blieb so unbeteiligt wie eine Statue.

Gleich darauf kehrte das Wiesel von Schreiber zurück.

»Wenn Ihr mir folgen wollt, Master Aston hat freundlicherweise eingewilligt, Euch heute zu empfangen.« Er sagte es, als erwiese er mir damit einen

Gefallen, was mich in meinem Entschluss stärkte, ein paar Leute auf ihre Plätze zu verweisen. Dabei ahnte ich schon, dass Penny nicht gerade von mir begeistert sein würde, wenn wir die Bank verließen.

Er führte uns an einer Reihe von Schreibtischen vorbei

und dann durch eine Tür. Anschließend ging es eine breite Treppe hinauf, bis wir den zweiten Stock erreichten. Die Bank war ein wirklich beeindruckendes großes Gebäude. In diesem Stockwerk befanden sich offenbar die Büros der höheren

Bankangestellten.
Einer Goldtafel an der
Tür konnte ich
entnehmen, dass ich es
mit »Master Eagin
Aston, Vizepräsident«
zu tun bekam. Ich war
mir zwar nicht sicher,
was ein Bankpräsident
war, aber es klang
wichtig und mit einem
»Vize« davor sogar
noch wichtiger. Der

Bankbeamte öffnete die Tür und ließ uns eintreten.

Drinnen saß ein rotgesichtiger und ziemlich beleibter Mann hinter dem größten Schreibtisch, den ich je gesehen hatte. Das Möbelstück war aus dunkelrotem Holz gezimmert und schien so poliert

worden zu sein, bis es
schimmerte wie Glas.
Er blickte mich an.

»Wenn Ihr
freundlicherweise Eure
Diener draußen warten
lassen könntet,
während ich Euch über
Eure finanzielle Lage
hier in der Bank
aufkläre?«
Übersetzung: Aus

lauter Angst vor Cyhan machte er sich fast in die Hosen. Ich konnte es ihm nicht einmal verdenken.

Cyhan ging wortlos hinaus, während Penny innerlich kochte. Möglicherweise hätte ich die falschen Vorstellungen des Mannes in Bezug auf ihre Stellung

korrigieren sollen, aber irgendwie wollte ich auch nicht, dass sie unsere Verhandlungen beobachtete. »Wenn Ihr so freundlich sein wollt, draußen zu warten, Miss Cooper?«, befahl ich ihr feierlich. Ihr Blick warnte mich, dass dies Folgen haben würde, aber immerhin ging sie. Ich war viel zu

wütend auf die
Bankiers, um mich an
der komischen
Situation erfreuen zu
können. Als sich die
Tür hinter ihnen
schloss, setzte ich mich
vor Master Astons
Schreibtisch.

»Wie ich hörte,
behauptet Ihr, der Erbe
von Tyndal Illeniel und

Miles di'Cameron zu sein. Trifft das zu?« Seine Stimme verriet einen leisen Zweifel.

»Der bin ich, ja.«

Ich nahm die beiden Siegelringe ab, die ich trug, einer gehörte dem Haus Illeniel, der andere den Camerons, und legte sie vor ihm auf den Tisch.

Er betrachtete sie

sorgfältig, ehe er
weilersprach. »Sie
scheinen echt zu sein,
reichen aber nicht aus,
um Eure Ansprüche zu
belegen.«

Es fiel mir immer
schwerer, mich zu
beherrschen. »Ihr wisst
sicher, dass ich gestern
König Edward den
Treueid geschworen
habe, und wollt doch

unseren Herrscher
hoffentlich nicht als
Trottel bezeichnen? «

»Nein, natürlich
nicht, aber ich muss
Eure Identität trotzdem
sorgfältig prüfen.

Würde ich jedem, der
hereinkommt und
behauptet, dieser oder
jener zu sein, einfach
Geld aushändigen,

dann wäre die Bank
kein sicherer Ort mehr,
um besagtes Geld
aufzubewahren.

Beispielsweise muss
ich über Eure
Abstammung
Gewissheit haben, um
sicherzustellen, dass es
keine anderen Erben
gibt, die
möglicherweise sogar
größere Ansprüche auf

die Einlagen haben, zu denen Ihr Zugang begehrt.« Er strahlte eine ruhige Selbstsicherheit aus.

Ich nahm mir einen Augenblick Zeit, meine Familienverhältnisse zu beschreiben, weil ich annahm, dass er wenigstens in dieser Hinsicht berechtigte Einwände erhoben

hatte. Nach einigen Minuten hatte ich ihm alles Wichtige erzählt. Er nickte mitfühlend. »Eine sehr interessante Geschichte, und ich glaube Euch. Keine Frage. Doch ich benötige eine persönliche Bestätigung vom Herzog von Lancaster,

dass Ihr das Recht
habt, Miles
di'Camerons Konto zu
beanspruchen. Was
Tyndal Illeniels
Guthaben angeht, so
brauche ich eine
eidesstattliche
Versicherung Eurer
Adoptiveltern, die Eure
Aussage bestätigen,
sowie einen Erlass vom
König persönlich, um

die Mittel freizugeben. Ihr versteht sicher, dass dies einige Zeit in Anspruch nehmen wird.« Er spreizte die Finger, um mir zu verstehen zu geben, dass er leider nichts für mich tun konnte.

Ich lehnte mich zurück und legte die Füße auf seinen Schreibtisch. Die Zeit

der Höflichkeit war vorbei. »Ihr wisst doch, dass mein Vater ein Magier war, oder?«, fragte ich ihn.

»Selbstverständlich, auch wenn ich nicht genau weiß, wie dies ...« Gereizt musterte er mich und starrte meine Stiefel an. »Ich würde es

begrüßen, wenn Ihr
Euer Schuhwerk vom
Schreibtisch nehmen
könntet. Dieses
Möbelstück war recht
teuer.«

Natürlich leistete
ich seiner Bitte nicht
Folge. »Was glaubt Ihr,
wie viele Magier es
heute noch in Lothion
gibt, Master Aston?«

»Keinen, wenn man

von Euch absieht, und wenn Ihr nicht sofort Eure dreckigen Stiefel von diesem Schreibtisch nehmt, müsst Ihr sicherlich noch erheblich länger warten, bis Ihr Zugriff auf die Konten bekommt.« Sein Gesicht hatte sich verfärbt, und er kniff die Augen zusammen.

»Ich würde behaupten, die Tatsache, dass ich ein Magier bin, ist der stärkste Beweis für meine Abstammung, den Ihr überhaupt bekommen könnt. Außerdem denke ich, angesichts dieser Tatsache könntet Ihr Euch etwas

entgegenkommender
zeigen, statt mir
hinsichtlich meines
Eigentums zu drohen.«
Ich legte die Hände zu
einem Spitzdach
zusammen, starrte ihn
an und tat so, als wäre
ich tief in Gedanken
versunken. »Ich habe
nicht die Absicht, ohne
eine ausführliche
Aufstellung meiner

Guthaben, ein richtiges Bankbuch und eine ansehnliche Abhebung hier wieder zu verschwinden.«

Der fette Mistkerl zitterte fast vor Wut. »Lord Cameron oder Illeniel oder wer zum Teufel Ihr zu sein glaubt ... Ihr denkt doch wohl nicht, Ihr wärt der Erste, der hier

hereinspaziert und die Bank bedroht? Meint Ihr wirklich, ein paar magische Tricks reichen aus, mich einzuschüchtern? In diesem Augenblick sind Euer Wächter und Eure Anath'Meridum von einer recht großen Gruppe von Bankwächtern umringt.

Wenn Ihr auch nur
daran denkt, diese
Einrichtung zu
beschädigen oder mich
zu verletzen, dann seid
Ihr tot, ehe der Kopf
Eures
Bindungsgefährten auf
den Boden fällt.«

Ich muss zugeben,
dass mich dies
überraschte. Bisher war
ich noch nicht auf die

Idee gekommen, dass sie auf eine solche Situation vorbereitet sein oder derart schnell zur Gewalt greifen könnten. Noch schlimmer, der Riese, der uns begleitete, war mir egal, aber ich war nicht sicher, ob ich Penny beschützen konnte. Ich konzentrierte mich

einen Moment lang
und spürte die
Gegenwart einer
großen Zahl von
Männern, die sich aus
mehreren Richtungen
näherten. Penny und
Cyhan konnten ihnen
nicht entkommen. Ich
glaubte auch nicht,
dass ich einen Schild
einrichten und Penny

jenseits der
geschlossenen Tür
beschützen konnte. Er
hatte mich auf dem
falschen Fuß erwischt.
Doch das brauchte er
nicht zu wissen.
Immerhin beruhten
seine Annahmen auf
einem gravierenden
Irrtum.

Ich lachte und
versuchte, das Lachen

nachzuahmen, das James Lancaster vor langer Zeit ausgestoßen hatte, nachdem ich Devon Tremont beim Schachspiel geschlagen hatte. Ich lachte lange und laut und achtete darauf, dass es aus meinem Bauch kam. Schließlich hörte ich auf. »Mein Freund, Ihr begeht einen großen

Fehler. Ich habe noch keinen
Anath'Meridum. Ich
bin immer noch
ungebunden, und es
würde mich vermutlich
sehr verärgern, wenn
Ihr meine Diener
verletzt. Aber das
könnte mich gewiss
nicht davon abhalten,
die ganze Bank

abzureißen. Ich frage mich, wie die Geschäfte wohl laufen würden, wenn Ihr auf einem Schutthaufen säßet.«

*Lass es uns
erschüttern und
zerstören!*

Wie schön, da war schon wieder diese Stimme.

»Jetzt übertreibt Ihr aber! Was für eine

lächerliche
Vorstellung! Das
Gebäude besteht aus
massivem Stein und
steht seit mehr als
vierhundert Jahren
hier. Ihr könnt
vielleicht etwas Holz
verbrennen oder die
Möbel demolieren, aber
glaubt Ihr tatsächlich,
Ihr könntet das
Gebäude selbst

beschädigen?« Er sprach so aufgeregt und laut, dass ihm die Speicheltropfen aus dem Mund flogen. Offensichtlich konnte Master Aston mit solchen Belastungen nicht gut umgehen.

Noch während er sprach, spürte ich unter mir in der Erde ein

riesiges Herz pochen.
Eigentlich hatte ich die
Absicht gehabt, meine
eigenen Kräfte
einzusetzen, um etwas
Drastisches zu tun –
wie beispielsweise
seinen hübschen
Schreibtisch zu
zerstören oder ein paar
Dokumente
herumzuwirbeln. Aber
die Stimme und das

dumpfe rhythmische
Pochen brachten mich
auf eine andere Idee.
Ich griff mit dem Geist
hinaus, spürte den
Herzschlag unter mir
so wie meinen
eigenen ... und dann
lenkte ich die
Gedanken nach außen.
Also los, lasst es beben,
dachte ich.

Ein Grollen ließ das

ganze Gebäude
wackeln, sogar der
Boden zitterte unter
meinen Füßen. Es war
ein dumpfes Geräusch,
fast zu tief, um es mit
den Ohren
wahrzunehmen. Alles
geriet in Bewegung.
Erstaunt verzog Master
Aston das Gesicht und
versuchte aufzustehen.

Prompt fiel er wieder hin, als das Gebäude zu schauern schien und der Boden sich unter ihm wellte. Ich machte mir inzwischen auch selbst Sorgen, denn von der Decke rieselten Staub und Putz herunter, und mein Magen machte Bocksprünge, als das ganze Gebäude erneut

wackelte. *Aufhören!*
Genug!, rief ich
innerlich, auch wenn
ich nicht genau wusste,
an wen ich mich damit
überhaupt wandte. Das
Grollen erstarb, und
das Gebäude beruhigte
sich, doch den
mächtigen Herzschlag
spürte ich immer noch
tief unter mir ... im
Innern der Erde.

Der Bankier hockte auf allen vieren und hielt sich an dem Teppich unter seinem Schreibtisch fest, um nicht wegzurutschen. Ich war nicht sicher, was gerade geschehen war, aber das musste er nicht unbedingt wissen. »Sagtet Ihr nicht gerade etwas über die

Standfestigkeit der
Bank, Master Aston?
Ich glaube, ich habe
Euch nicht ganz
verstanden. Würdet Ihr
noch einmal
wiederholen, was Ihr
gerade gesagt habt?«

Völlig überrumpelt
gab er ein »Äh ...« von
sich. Anscheinend hatte
es ihm die Sprache
verschlagen.

»Solltet Ihr nicht die Kontenbücher holen, um endlich zur Sache zu kommen?«

»Aber ... das kann ich nicht«, setzte er an.

»›Ich kann nicht‹ ist ein so hässlicher Satz, Master Aston. Wir wollen doch zuversichtlich bleiben. Holt die Bücher, und dann seid Ihr mich los.

Ich habe noch so viele andere Dinge zu erledigen.« Dabei schenkte ich ihm ein beruhigendes Lächeln.

Jetzt wurde er kreidebleich.

Manchmal hat mein Lächeln diese Wirkung. Er stand auf und wollte hinaus. »Vielleicht habt Ihr recht, Lord

Cameron. Lasst mich meinen Assistenten rufen, und dann erledigen wir alles so schnell wie möglich.«

»Bitte schickt auch meinen Leibwächter und meine Dienerin herein.« Mit Müh und Not unterdrückte ich ein Kichern, weil ich Penny als meine Dienerin bezeichnet

hatte.

Gleich darauf traten Penny und Cyhan ein. Sobald die Tür geschlossen war, sah sie mich fragend an. »Was hast du getan?« Anscheinend war ihre Verärgerung inzwischen verflogen. Cyhan funkelte mich allerdings an. Ich hatte das Gefühl, dass sich

unser Verhältnis
inzwischen
verschlechtert hatte,
aber ganz sicher war
ich nicht.

»Nichts weiter. Das
war ich gar nicht«,
beruhigte ich Penny.
»Ich habe nur wieder
die Stimme gehört und
ihr dieses Mal gesagt,
sie solle einfach am

Haus wackeln. Ich hatte keine Ahnung, dass es tatsächlich wackeln würde.«

»Hört Ihr jetzt schon Stimmen?«, unterbrach Cyhan. Es klang, als hätte er mit so etwas gerechnet.

»Ab und zu, ja, aber keine Sorge, ich bin nicht verrückt. Ehrlich ... ich weiß ja,

dass es nicht meine eigenen Stimmen sind.« Je mehr ich sagte, desto verrückter klang es, und es trug sicher nicht dazu bei, unser Verhältnis zu verbessern. Ich fragte mich, was passieren würde, wenn er fürchtete, ich hätte tatsächlich den Verstand verloren.

Würde er dann eilig die
Bindung schmieden
oder mich einfach nur
im Schlaf ermorden?
Ehe wir unser
Gespräch fortsetzen
konnten, erschien
Master Aston mit zwei
Assistenten und
mehreren schweren
Kassenbüchern. Für
diese Störung war ich

dankbar.

Die nächste Stunde war ein verwirrendes Durcheinander von Zahlen und Berechnungen. Nachdem er sich zur Zusammenarbeit entschlossen hatte, war Master Aston äußerst höflich und hilfsbereit. Die Firma meines Vaters hatte nach

dessen Tod noch mehr als zehn Jahre lang gewirtschaftet, seinen Anteil am Gewinn an die Bank überwiesen und erst vor einigen Jahren den Betrieb eingestellt. Auch der Graf di'Cameron hatte gespart und für die Zukunft vorgesorgt. Sobald Aston die Gesamtsumme

berechnet hatte,
staunte ich über die
Zahl und begriff sofort,
warum mich die Bank
nicht an mein
Vermögen lassen
wollte.

»Wartet, könntet
Ihr das noch einmal
wiederholen?«, bat ich
ihn.

»Sechszwanzigta

Goldmark an
Barmitteln, hinzu
kommt eine
sechsprozentige
Beteiligung an der
Königlichen Bank von
Lothion«, wiederholte
Aston pflichtbewusst.
»Außerdem müsst Ihr
den Wert Eures
Landbesitzes
hinzuzählen, dazu die
Kupfermine im Süden

des Elentirgebirges und
die Wollkommission in
Gododdin ...«

»Eine
Wollkommission?«

»Eine
Handelsfirma, die
Wolle kauft und
verkauft. Vermutlich
hat Euer Vater dort
investiert, weil hier in
Lothion die Preise für
Wolle recht hoch sind.

Seine andere Firma hat zu einem erheblichen Teil Wolle verschifft. Nach dem Zusammenbruch der Regierung in Gododdin wurden die Lieferungen nach Lothion eingestellt, und mit Trigard Export ging es allmählich bergab. Die beiden

Länder treiben offiziell keinen Handel mehr, aber der Anteil an der Wollkommission ist noch vorhanden. Ich habe zwar keine aktuellen Zahlen, doch die Bank von Gododdin müsste seine Einnahmen dort verbucht haben, wie hoch auch immer sie gewesen sein mögen.«

Offenbar arbeiteten
die Banken trotz
Bürgerkrieg und
Rebellion wie gewohnt
weiter. Wahrscheinlich
waren den Geldhäusern
die Regierungen und
die Religion
einerlei ... das Geschäft
musste weitergehen.
Ich war noch ganz
benommen von dem,
was er mir erzählt

hatte. »Was genau bedeutet ein Anteil von sechs Prozent an der Bank von Lothion? Sind das Zinsen, die auf mein Barvermögen hier aufgeschlagen werden?«

»O nein! Das bedeutet, dass Euch sechs Prozent der Bank gehören. Jedes

Vierteljahr wird eine kleine Dividende auf Eure Konten ausgezahlt. Falls Ihr Euren Anteil an der Bank verkaufen wollt, könnte ich vermutlich sehr schnell einen Interessenten finden ...« Astons Augen glühten vor Gier.

»Nein, es ist schon

gut«, fiel ich ihm ins Wort. »Ich glaube, diese Beteiligungen taste ich vorerst nicht an. Die Zahlen, die Ihr mir genannt habt, sind erheblich größer als erwartet. Sind alle Adligen so reich?« Ich kam mir ein wenig dumm vor, danach zu fragen, aber der Schock hatte meiner

Selbstbeherrschung
einen kräftigen Schlag
versetzt.

Master Aston
schnaubte.

»Schwerlich! Recht
viele stehen sogar bei
der Bank in der Kreide.
Auf der Liste der
reichsten Einwohner
Lothions belegt Ihr
vermutlich die vierte

oder fünfte Stelle. Der König besitzt erheblich mehr, und die Herzogtümer Tremont und Lancaster stehen natürlich ebenfalls recht gut da. Der größte Teil Eures Geldes entstammt den Konten Eures Vaters. Die Konten der Camerons waren zwar ansehnlich, aber die Illeniels haben

ihren Reichtum
angehäuft, seit die
Nation gegründet
wurde.«

Mir fiel noch etwas
anderes ein. Wenn ich
zugelassen hätte, dass
dieses ... was es auch
war ... die Bank
zerstörte, dann hätte
ich damit auch meinen
eigenen Besitz zerstört.
Beinahe hätte ich

gekichert. »Ich möchte etwas abheben und mit nach Hause nehmen. Fünftausend Goldmark sollten ausreichen.«

Der Bankier erbleichte, als er die Zahl hörte, behielt seine Gedanken jedoch für sich. »Sehr wohl.«

»Außerdem stellt Ihr bitte einen

Kreditbrief für Rose Hightower aus, damit sie den Rest beanspruchen kann«, fuhr ich fort.

»Verzeihung?« Jetzt wäre er fast erstickt.

»Welcher Teil meiner Anweisungen war unklar?«

»Welche Summe soll der Dame bitte zur Verfügung stehen?«,

erkundigte er sich
vorsichtig. Er machte
ein Gesicht, als hätte er
einen Knochen
verschluckt.

»Der ›Rest‹
beinhaltet natürlich
alles außer den
Beteiligungen«,
erwiderte ich
sarkastisch.

»Aber ... aber sie
könnte Euch in den

Ruin treiben!« Er
schrie jetzt beinahe.
Trotz unserer
Differenzen bemühte
er sich nun offenbar,
meine Interessen zu
wahren. Ich dachte
darüber nach. Nein, er
schützte sicherlich
auch seine eigenen. Ich
verstand nicht viel von
solchen

Geldgeschäften,
vermutete aber, dass
die Bank einfach nicht
so viel Geld zur freien
Verfügung hatte.
Vielleicht war er
besorgt, Rose könnte
die Bank in die
Zahlungsunfähigkeit
treiben, wenn sie mehr
abhob, als an
Bargeldreserven
vorhanden war. Das

mochte mindestens
teilweise auch seine
anfänglichen
Bemühungen erklären,
mir den Zugang zu den
Konten zu verwehren.

»Master Aston, ich
verstehe Eure
Befürchtungen. Ich
traue Lady Rose
unbedingt, während ich
mir bei Eurer Bank
nicht ganz so sicher

bin. Mir ist durchaus klar, dass sie die Bank in eine ungünstige Situation bringen könnte, würde sie die gesamte Summe auf einen Schlag abheben. Ich glaube allerdings nicht, dass dies nötig sein wird, oder jedenfalls nicht sofort. In der Zwischenzeit

wäre es sicherlich gut,
wenn die Bank im
Laufe des nächsten
Monats darauf achtet,
genügend
Bargeldreserven zur
Verfügung zu haben,
damit sie nicht auf
meine Konten
angewiesen ist, um
flüssig zu bleiben.«

Er errötete. »Falls
Ihr damit andeuten

wollt ...«

Ich fiel ihm ins Wort. »Ich deute gar nichts an, Master Aston. Ihr kennt die Bank viel besser als ich. Sorgt einfach dafür, dass Lady Rose die Mittel bekommen kann. Falls sie auf Schwierigkeiten stößt, wenn sie das Geld von meinen Konten abhebt,

muss ich nach
Albamarl
zurückkehren, und ich
werde nicht erfreut
sein.« Ich sah ihn
scharf an.

»Sehr wohl, Mylord.
Ich glaube, wir
verstehen uns.« Aston
war nicht gerade
begeistert, aber er
merkte es wenigstens,

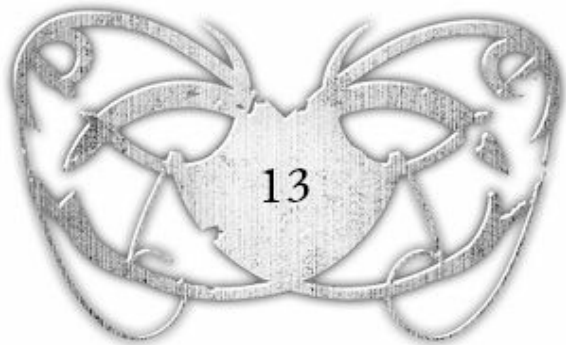
wenn er mit dem Rücken zur Wand stand.

Danach setzte er den Kreditbrief auf, der unterzeichnet und beglaubigt wurde. Die fünftausend Goldmark aus der Bank herauszubekommen, war erheblich schwieriger, als ich es mir gedacht hatte. Die

Münzen wogen
zusammen fast
vierhundert Pfund. Am
Ende mussten wir
gehen und zwei
Maultiere und ein paar
kräftige lederne
Packtaschen kaufen,
um das Geld
einzuladen. Aus
irgendeinem Grund
versetzte mich diese
Aufgabe in gute Laune.

Das Wissen, ein paar
Hundert Pfund Gold
gewissermaßen in der
Tasche zu haben,
erfreute mich sehr. Ich
glaube, ich sagte schon,
dass ich manchmal ein
Dummkopf bin. Ein
vernünftiger Mann
hätte erkannt, wie
gefährlich es ist, so viel
Geld mit sich

herumzuschleppen.



Wir suchten das
Stadthaus der
Lancasters auf. Ich
hatte dort ein Treffen
mit Marcus und Rose

verabredet, ehe wir nach Washbrook aufbrachen. Auch dieses Mal waren wir wieder auf Cyhans Ortskenntnis angewiesen, um das Haus zu finden. Penny und ich waren natürlich nie zuvor dort gewesen.

Cyhan schien die ganze Zeit über recht

gereizt. Er drehte sich um und beobachtete die Straße hinter uns.

»Das ist das Dümme, was ich je einen Mann habe tun sehen«, erklärte er schließlich.

»Versucht einmal, mit ihm zu leben«, meinte Penny darauf.

»Was?« Es klang, als sprächen sie über mich.

Pennys funkelnder Blick traf mich. »Was denkst du dir dabei? Wir laufen mit ein paar Hundert Pfund Gold, das wir einfach so auf zwei Maultiere geladen haben, in der Stadt herum. Das fordert den Ärger doch geradezu heraus.«

Ah, natürlich. Sie

machten sich wegen
des Goldes Sorgen.

»Von außen betrachtet
könnten wir auch
Getreidesäcke geladen
haben. Natürlich
immer vorausgesetzt,
ihr schreit es nicht so
heraus.« Ich hatte uns
bereits mit Schilden
gesichert und war nicht
sonderlich beunruhigt,
da ich mir nicht

vorstellen konnte, dass irgendein Straßenräuber dazu in der Lage war, uns etwas anzuhaben.

»Getreide ist nicht so schwer, Mort. Außerdem wissen viele Leute längst, was wir aus der Bank geholt haben«, widersprach Penny.

»Wer denn?«

»Master Aston und alle, die in der königlichen Bank arbeiten, du Trottel.«

»Ich glaube nicht, dass die Bankiers einen Grund haben, uns auszurauben. Sie scheinen auch nicht aus dem rechten Holz dafür geschnitzt. Was wollen sie denn tun?

Uns mit ihren
Hauptbüchern
drohen?« Ich lachte.

Cyhan schnaubte.
»Eher dingen sie
jemanden, der die
Drecksarbeit für sie
erledigt.«

»Man kann keine
Diebe anheuern, um
Gold zu stehlen. Sie
behalten es für sich
selbst«, wandte ich ein.

»Das stimmt«, erklärte Cyhan. »Sie würden Mörder anheuern und ihnen das Gold als Bezahlung überlassen.«

»Ihr habt wenigstens etwas Verstand im Kopf«, pflichtete Penny ihm bei.

»Was würden sie denn damit

gewinnen?« Ich war wirklich neugierig.

»Der Kreditbrief wäre nicht mehr viel wert, und das restliche Geld bliebe wohlbehalten in der Bank«, antwortete Cyhan sofort.

Ich musste zugeben, da war etwas dran. Anscheinend hatte ich

nicht alle denkbaren
Motive in Betracht
gezogen. Nicht, dass ich
in diesem Augenblick
noch etwas ändern
konnte. Unterdessen
hatte ich mein
Bewusstsein
ausgeweitet, um die
Umgebung zu
überwachen. Auf dem
Heimweg musste ich
noch einmal gründlich

über alles nachdenken.
Die Bankiers kannten
unser Ziel und wussten
auch, wann wir reisen
würden.

Endlich erreichten
wir Lancasters Haus.
Ich hatte immer
erwartet, dass es
prächtig war, und
wurde nicht enttäuscht.
Es stand ein wenig von
der Straße

zurückgesetzt und war
mit einer kleinen
Steinmauer gesichert,
die für
Abgeschiedenheit und
Schutz sorgte. Ein
schweres
schmiedeeisernes Tor
versperrte die Zufahrt.
Daneben war eine
Glocke angebracht, die
man läuten konnte, um

die Bewohner zu rufen, falls niemand Wache hielt. Glücklicherweise stand dort jedoch ein Posten, sodass wir die Glocke nicht benutzen mussten.

»Mordecai, seid Ihr es?«, fragte der Wächter.

Ich betrachtete ihn genau. Es war ein fast vierzigjähriger Mann,

schlank und von der Sonne gebräunt.

»Wallace?« Ganz sicher war ich nicht, denn als Junge war es mir nicht besonders wichtig gewesen, mir die Namen der Wächter einzuprägen.

»Ha, Ihr seid es wirklich, Junge! Wie schön, Euch zu sehen. Wartet, ich öffne gleich

das Tor. Seine
Durchlaucht sagte
schon, Ihr würdet
heute noch kommen.«
Umsichtig entriegelte
er das Tor und fuhr die
Flügel mit einer
kleinen Winde weit auf.
Wir Menschen hätten
zwar auch die kleine
Tür benutzen können,
die seitlich in das Tor

eingelassen war, doch dort hätten die Maultiere mit den dicken Packen nicht hindurchgepasst.

Es tat gut, jemanden zu sehen, den ich seit meiner Kindheit kannte. Das half mir sehr, mich in dieser fremden Stadt heimisch zu fühlen. Bis dahin war mir gar nicht

bewusst gewesen, wie groß mein Heimweh inzwischen geworden war. Als ich mich entspannte, frischte der Wind auf, und ich hatte fast das Gefühl, er flüstere mir etwas zu. Die Luft zupfte an meinen Haaren und ließ kleine Blätter im Hof tanzen. Ich lächelte und atmete tief durch.

Während der Wind
murmelte, beobachtete
ich die Bäume, die sich
im Westen der Stadt
wiegen. Dort reichte
die königliche Jagd bis
fast an die Stadtmauer
heran. Ein leichter
Regen würzte da
drüben die Luft, und
ein frischer Geruch von
Erde und Wachstum

stieg empor.

Penny legte mir eine Hand auf die Schulter und riss mich aus dem Tagtraum. »Mort, geht es dir nicht gut?«

»Doch, warum?«
Ich sah sie an und brauchte einen Augenblick, um mich auf sie zu konzentrieren.

»Du hast nur

herumgestanden,
gelächelt und dir selbst
etwas zugemurmelt.

Mit wem hast du
gesprochen?« Ihre
dunkelbraunen Augen
waren voller Sorge.

»Mit niemandem.

Ich habe nur dem Wind
gelauscht ... er hat vom
Regen erzählt, und ...«
Ich unterbrach mich,
denn sie hatte die

Augen

zusammengekniffen.

»Ich meine, ich konnte den Regen riechen, der gerade erst gefallen ist. Es ist ein schöner Tag. Ich wollte dich nicht beunruhigen«, sagte ich.

»Mordecai!« Marc kam aus dem Haus gelaufen, um uns zu

begrüßen. »Wie ist es dir in der Bank ergangen? Als ich Vater sagte, dass du dorthin willst, dachten wir daran, eine Abteilung Wächter zu schicken, damit du nicht gleich eingesperrt wirst. Er war sicher, dass sie nicht erfreut sein würden, dich zu sehen.« Für einen

Heiligen und Propheten war er dem alten Freund, den ich schon so lange kannte, bemerkenswert ähnlich.

»Ha!«, antwortete ich und vergaß mein Misstrauen angesichts seiner neuen Berufung. »Sie haben uns mit offenen Armen empfangen und ihre

Schatzkisten geöffnet!
Als Geste ihrer
Freundschaft haben sie
uns das hier
mitgegeben.« Ich
deutete auf die
Maultiere und ihre
schwere Fracht.

Penny runzelte die
Stirn. »Damit meint er,
dass sie uns beinahe
hinausgeworfen hätten,

bis er endlich drohte,
die Bank zu einem
Haufen aus Steinen
und Sand zerfallen zu
lassen.«

Marcus lachte,
obwohl es gar kein
Scherz gewesen war.
Penny war über mein
Vorgehen in der Bank
keineswegs erbaut. Ich
fragte mich, warum er
eine derart gute Laune

hatte. »Was macht dich so fröhlich?«, fragte ich. »Hast du dich mit deinem Vater ausgesöhnt?«

Darauf machte er eine betroffene Miene. »Nein, er ist wegen meiner Entscheidung immer noch fuchsteufelswild, allmählich stellt er sich aber darauf ein. Ich bin

ganz einfach glücklich,
und dich zu sehen,
freut mich noch mehr.
Seit ich mich für die
Göttin geöffnet habe,
fühle ich mich in jeder
Hinsicht, die man sich
nur vorstellen kann,
viel besser als früher.
Es ist, als hörte ich zum
ersten Mal Musik,
nachdem ich ein ganzes

Leben lang taub war.«

Er schien wirklich glücklich, auch wenn mir seine Gründe dafür ein wenig aufs Gemüt schlugen. Ich wechselte das Thema. »Ist Rose schon da?«

Marc's Augen veränderten sich und zeigten leises Bedauern.
Wahrscheinlich

trauerte er insgeheim darüber, dass ich nie die Gnade seiner Göttin erfahren würde. »Nein, sie hat sich noch nicht blicken lassen. Wer ist denn dein großer und muskulöser Begleiter?« Er deutete auf Cyhan, der schweigsam bei Penny stand.

»Oh, verzeih mir meine Unhöflichkeit.

Cyhan, ich möchte
Euch meinen guten
Freund Marcus
Lancaster vorstellen.
Marcus, das ist Cyhan.
Der König hat ihn
mitgeschickt, damit er
meinen
Bindungsgefährten
ausbildet.« Ich trat
zurück, und die beiden
schüttelten einander

rasch die Hände.

»Mit dem Bindungsgefährten meint er mich«, verkündete Penny. Sie sorgte dafür, dass ich nicht vergaß, wen ich zu wählen hatte.

»Die Anath'Meridum sind legendäre Kämpfer. Wenn ich Euch sehe, begreife ich den

Grund«, sagte Marc, als er Cyhans große Hand losließ.

»Ich wurde zwar nie erwähnt«, erwiderte Cyhan, »aber ich durfte bei der Ausbildung einiger Krieger mitwirken.«

»Er hat Morts Mutter Elena unterrichtet«, ergänzte Penny. Cyhan schnitt

eine Grimasse, als sie es aussprach.

»Warum verzieht Ihr das Gesicht?«, fragte Marc. »Ihr müsst doch stolz sein, eine solche Schülerin gehabt zu haben. Mein Vater sagte mir, Elena sei die gefährlichste Kämpferin gewesen, die er je gesehen hat.«

»Die

Anath'Meridum

werden nicht nach

ihrer Kampfkunst

beurteilt, sondern

danach, wie gut sie

ihren Eid und ihr

Bündnis erfüllen. In

dieser Hinsicht hat

Elena versagt. Meine

Schande liegt darin,

dass ich die einzige und

erste Anath'Meridum

ausgebildet habe, die bewusst ihren Eid brach.« Cyhan erzählte dies ohne sichtbare Gefühlsregung, doch die Worte trafen mich wie eine Ohrfeige.

»Was soll das heißen?«, fragte ich kalt.

»Nicht mehr als das, was ich gesagt habe.

Ich will niemanden
beleidigen, aber Elena
hat nun einmal ihren
Eid gebrochen und das
in sie gesetzte
Vertrauen enttäuscht.
Für eine
Anath'Meridum gibt es
keine größere Sünde«,
erwiderte der große
Mann kühl.

»Dann wäre es Euch
lieber, sie wäre

geblieben und gestorben? Und ich ebenfalls? Hättet Ihr das gewollt?«

»Es steht mir nicht zu, über so etwas zu urteilen. Sie hat versagt, und nun steht uns ein Krieg bevor, weil Gododdin sich bemüht, einen ungebundenen Magier in die Hand zu

bekommen.« Cyhans Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

»Wenn es nach Euch ginge, sollte ich wohl am besten sofort sterben.« Ich war verärgert, hielt meine Gefühle aber zurück.

»Offenbar wisst Ihr nichts über die Anath'Meridum«,

erwiderte der Krieger.

»Und Ihr wisst nichts über mich«, gab ich hitzig zurück.

»Ihr seid zornig, weil ich behauptete, Eure Mutter habe versagt. Doch wenn Ihr Euch selbst genau prüft, dann werdet Ihr mich wenigstens teilweise verstehen. Es ist Euer Freund, der vor Euch

steht, und doch ist er
beinahe das geworden,
was die
Anath'Meridum
verhindern sollen.
Könnt Ihr ihm noch
trauen, obwohl Ihr
doch wisst, dass in ihm
ein Wesen lebt, das
auch Euch besitzen
will? Hat er Euch nicht
auf ganz ähnliche
Weise im Stich

gelassen?« Er sprach ruhig, was den Schmerz, den ich im Herzen spürte, nur noch schmerzhafter machte.

Mir platzte der Kragen.

»Überheblicher Dreckskerl!« Ohne nachzudenken, schlug ich mit der Faust nach

ihm. Aus solcher Nähe
und ohne Vorwarnung
hätte sogar jemand wie
ich ihn treffen
müssen ... und doch
gelang es mir nicht. Mit
einer fast
unmerklichen
Bewegung wich der
Krieger aus, und meine
Faust traf nur die leere
Luft. Lächelnd fing er
meinen Ellenbogen ab

und versetzte mir mit der anderen Hand einen Schlag gegen die Schulter. Ein paar Sekunden später blickte ich vom Boden zu ihm auf.

»Wenn Ihr mich angreifen wollt, wäre die Magie der bessere Weg. Euer Zorn ist kein guter Ratgeber.« Auch dies sagte er ohne

sichtbare Regung, was mein Gefühl, verspottet zu werden, sogar noch verstärkte.

»Einen Dreck werde ich tun.« Ich holte mit den Beinen aus, um ihm die Füße wegzutreten. Das war jedenfalls mein Plan. Er war bereit, und statt sich umwerfen zu

lassen, sprang er hoch und auf mich zu. Als er landete, rammte er mir den rechten Stiefel in den Bauch. Trotz des Schildes spürte ich immer noch den Aufprall. Er wollte mir die Luft aus den Lungen treiben.

Marcus war kein Mann, der in einer solchen Situation

untätig herumstand.
Als er sah, dass Cyhans
Tritt meinen Bauch
traf, kam er mir zu
Hilfe. Er bewegte sich
so anmutig wie ein
geborener Boxer und
ließ eine Hand
vorschnellen, um dem
größeren Mann einen
Hieb auf den Magen zu
versetzen. Er war
schnell und hätte

beinahe Erfolg gehabt, doch der ältere Krieger war noch schneller, zog eine Hand herunter und lenkte Marcs Schlag ab. Ich rollte mich ab, um den Füßen zu entgehen, während die Kämpfer Schläge austauschten. Marc war gewandt, er war schon immer ein guter Athlet

gewesen, aber für den älteren Krieger stellte er keinen ernst zu nehmenden Gegner dar.

Eine kleine Weile duckten sie sich und wichen einander aus, niemand schien einen Vorteil zu haben. Dann zog Cyhan das Bein hoch, um einen raschen Tritt

anzubringen. Instinktiv nahm Marc die Hand herunter, weil er seinen Rumpf schützen wollte, und drehte sich zugleich, um dem Tritt auszuweichen. In diesem Augenblick schoss Cyhans rechte Hand vor und traf seine Schläfe. Wie ein gefällter Baum ging Marc zu Boden.

Ich war nicht
untätig geblieben,
sondern hatte mich
längst wieder
aufgerappelt und griff
den Gegner nun von
hinten an. Da er sich
auf Marc konzentrierte,
hätte er mich nicht
bemerken dürfen, und
doch spürte er mich
irgendwie. Er wich mir

blitzschnell aus, und ich stürmte auf die Stelle zu, wo er gerade noch gestanden hatte. Allerdings ließ er mich nicht ungeschoren davonkommen. Er packte den Rücken meines Hemds, verstärkte meinen Vorwärtsdrang und schleuderte mich mit dem Kopf voran gegen

das Gebäude, das
neben dem Tor stand.
Als ich mit dem Gesicht
gegen die Steinmauer
prallte, verlor ich trotz
des Schildes fast das
Bewusstsein. Wäre
nicht mein magischer
Schutz gewesen, ich
hätte mir
wahrscheinlich den
Hals gebrochen.
Benommen lag ich am

Boden. Mir war
schwindlig, und es
schien mir ganz so, als
griffen zwei oder drei
verschiedene Penelopes
mit Gehstöcken
mindestens zwei riesige
Männer an. Oder
handelte es sich um
meinen Stab? Das war
schwer zu erkennen.
Ich sah alles doppelt

und obendrein
verschwommen.

Auch Wallace hatte
sich mit gezogenem
Schwert in das
Getümmel gestürzt.
Cyhan nahm ihm die
Waffe weg, als wäre er
ein Kind, und brachte
den Wächter mit einem
einfachen Schlag mit
der flachen Hand zu
Fall. Mithilfe des

Schwerts blockte er dann Pennys nächsten Hieb mit dem Stab ab. »Es ist Zeit, dass die Lektionen beginnen«, sagte er ungerührt.

»Fahr zur Hölle! Du bist nur ein übergroßer Rüpel!« Penny stieß nach seinem Bauch, als führte sie einen Speer, doch er trat ihr entgegen, und die

Spitze verfehlte ihn. Als er das Schwert am Stab entlanggleiten ließ, musste Penny ihre Waffe fallen lassen, weil sie sonst ein paar Finger verloren hätte. Sofort schlug sie mit den Fäusten auf ihn ein. Ich musste zugeben, dass sie viel Kampfgeist hatte.

Cyhan ließ das
Schwert fallen und
wehrte ihren Hieb
müheless ab. Fast
beiläufig versetzte er
ihr eine Ohrfeige. Ihr
Kopf flog zur Seite. Ich
wollte mich aufrappeln,
aber meine Beine
waren weich wie
Pudding, und ich hatte
schon Mühe, nicht
gleich wieder

ohnmächtig zu werden.
Marc war tatsächlich
bewusstlos.

Penny gab immer
noch nicht auf. Auf
einer Wange hatte sie
einen roten Abdruck,
doch sie ließ nicht
locker. Knurrend ging
sie wieder auf den
kräftigen Krieger los.
Er sprang leichtfüßig

hin und her, sodass ihr erster Angriff ins Leere lief, und versetzte ihr eine weitere Ohrfeige. »Gut! Du hast den richtigen Kampfgeist. Ich dachte schon, du bist ein verwelktes kleines Blümchen«, stichelte er.

Der Schlagabtausch ging weiter. Nun ja, das ist ein viel zu höflicher

Ausdruck. Sie schlug
vergeblich nach ihm,
und er traf
sie ... mehrmals. Jedes
Mal, wenn sie ihm zu
nahe kam, klatschte
seine Hand auf ihr
Gesicht. Inzwischen
hatte sie auf beiden
Wangen rote Abdrücke,
und obwohl ich immer
noch nicht klar sehen
konnte, hatte ich den

Eindruck, dass auch ihre Lippe aufgesprungen war. Doch sie beobachtete ihn genau. Ihr nächster Angriff war eine Finte. Sie tat so, als wollte sie seinen Bauch treffen. Er versuchte sich zurückzuziehen, doch sie setzte ihren Fuß fest auf den seinen, hielt

ihn so und schlug ihm die Faust ins Gesicht.

Der Treffer zeigte keine große Wirkung. Cyhan hielt inne und betrachtete sie gelassen.

»Ausgezeichnet, du hast schon etwas gelernt.«

Darauf stieß Penny ein wildes Heulen aus. Eins musste ich ihr

lassen, dieses Mädchen
war zu einem
vorzüglichen
Kampfschrei in der
Lage. Ohne die Position
zu wechseln, schlug sie
noch einmal zu, doch er
zog nur den Fuß hoch
und hebelte damit ihr
Bein aus. Ein kleiner
Stoß, und sie fiel
rückwärts um und
landete auf dem

Hinterteil. »Die
Lektion ist vorbei,
Mädchen. Wir fahren
heute Abend fort, wenn
du dich etwas beruhigt
hast.« Damit drehte
sich Cyhan um und sah
nach Wallace, der
gerade wieder aufstand.
»Tut mir leid. Alles in
Ordnung?« Er bot dem
älteren Mann die Hand.

Ehe Wallace

antworten konnte, ließ sich eine neue Stimme am Tor vernehmen. »O du meine Güte! Störe ich euch schon wieder bei irgendetwas?« Rose Hightower stand im offenen Eingang. Ich versuchte, es ihr zu erklären, da ich ihr am nächsten war. »Keine Sorge, Rose, wir

werden nur gerade
schrecklich
verprügelt.« Leider
gehorchte mir der
Mund noch nicht
richtig. Ich bekam bloß
ein paar
unverständliche Laute
heraus.

Nun schaltete sich
Penny ein, die offenbar
peinlich berührt war.

»Äh, Rose ... wir ... äh.«
Auch ihr fehlten die
Worte.

»Es hat gerade eine
Lektion im Nahkampf
gegeben, und bei der
Gelegenheit haben wir
auch einige persönliche
Differenzen beigelegt«,
antwortete Cyhan.

Unterdessen versuchte
er, Marc aufzuwecken.

»Vielleicht habe ich bei

ihm etwas zu fest
zugelangt. Hat jemand
Wasser?«

Zu fest zugelangt?
Er hatte ihn bewusstlos
geschlagen und
anschließend mich als
Rammbock eingesetzt.
Der Krieger neigte
wirklich zu
Untertreibungen.
»Mgnach gnass gna
gnich gnochmal«, sagte

ich. Die Übersetzung
schenke ich mir hier.
Jedenfalls war es eine
ernste Warnung, die
sich an ihn richtete.

»Das solltest du dir
noch mal in Ruhe
überlegen, wenn du
wieder bei Sinnen
bist.« Cyhan sah mich
an. Anscheinend
beherrschte er die

Sprache der vor Wut
Tobenden recht gut.
Entweder das, oder er
hatte erkannt, dass
meine Worte nur eine
Drohung bedeuten
konnten.

»Was ist hier los?«

James Lancaster war
auf den Hof getreten.
Ich hatte ihn noch
nicht bemerkt, aber
meine Wahrnehmung

war in diesem Moment auch nicht die schärfste. Mehrere Minuten voller Erklärungen waren erforderlich, bis er sich zufriedengab. Ein Eimer Wasser half Marc auf die Beine, und anschließend war er ebenfalls dazu in der Lage, ein paar Fragen zu beantworten.

Schließlich hatte der Herzog genug erfahren und konnte sich ein Bild machen.

»Demnach habt Ihr meinen Sohn bewusstlos geschlagen ...« Er sah Cyhan scharf an.

Der erfahrene Ausbilder war keineswegs verlegen.

»Ja, Durchlaucht.«

»Vor einer Woche
noch hätte ich Euch für
eine solche
Vermessenheit
auspeitschen lassen.«

James trat einen
Schritt vor und streckte
die Hand aus. Cyhan
schlug ein, und die
Männer fassten sich an
den Armen. »Danke«,
sagte James. Ich hätte

ihm beinahe
zugestimmt, wäre ich
nicht immer noch
benommen gewesen.

Eine halbe Stunde
später saßen wir alle
wohlbehalten im Haus
des Herzogs, tranken
Tee und leckten unsere
Wunden. Ich hatte am
meisten abbekommen,
mir war immer noch
schwindlig. Auch Marc

stand noch nicht ganz
sicher auf den Beinen.
Penny hatte die
stärksten äußeren
Blessuren
davongetragen. Nach
den wiederholten
Schlägen waren ihre
Wangen stark gerötet,
die Unterlippe war
sogar angeschwollen.
Die Blicke, die sie

Cyhan über den Tisch hinweg zuwarf, hätten ein Loch in die Wand brennen können. Ich werde nie begreifen, wie Frauen dies fertigbringen, aber nachdem ich in der Vergangenheit bereits das Ziel ähnlicher Blicke geworden war, fand ich es beunruhigend.

»Ich entschuldige mich, wenn ich dich beleidigt habe, Mordecai«, begann Cyhan völlig unerwartet. »Ich habe zwar die Wahrheit gesagt, aber meine wirkliche Absicht war es, dich auf die Probe zu stellen.«

»Ich lasse mich nicht gern auf diese

Weise prüfen«, gab ich zurück. »Hoffentlich hast du erfahren, was du wissen wolltest. Beim nächsten Mal wirst du mir nicht mehr so leicht davonkommen.« Was bedeutete, dass ich keine Hemmungen mehr haben würde, die Magie gegen ihn

einzusetzen. Mir war ja klar, dass der Mann in einer rein körperlichen Auseinandersetzung so gut wie unbesiegbar war.

Er lachte. »Wenn du dich recht Erinnerst, habe ich dich gleich am Anfang davor gewarnt, die Magie einzusetzen. Ich habe jedenfalls erfahren, was ich

wissen wollte.«

Rose wurde neugierig. »Was war es denn?«

»Dass er keine Angst hat, einen stärkeren Feind anzugreifen, wenn er das Gefühl bekommt, man habe ihm ein Unrecht angetan. Viele Männer scheuen vor einem solchen Kampf

zurück.«

Mir wurde etwas besser, als ich dies hörte, bis Rose fortfuhr: »Ist das gut?«

Cyhan runzelte die Stirn. »Wenn man über die Mehrheit der Menschen spricht, sicherlich. Wenn er ein Soldat oder ein Ritter wäre, sogar ganz

bestimmt. Für einen
Anführer und Magier
ist es aber nicht so gut.
Er hat sich von seinen
Gefühlen leiten lassen,
und die haben sein
Urteilsvermögen
beeinträchtigt.«

Rose grinste
schalkhaft. »Gilt das
nicht auch für
andere?«

»Keineswegs«,

antwortete Cyhan
sofort. »Jeder hat aus
unterschiedlichen
Gründen gekämpft.
Marcus beispielsweise
hat erst in dem
Augenblick
eingegriffen, als
deutlich wurde, dass
ich seinen Freund
ernstlich verletzen
konnte. Das ist ein
Ausdruck seiner großen

Loyalität und seines
Gerechtigkeitssinns.
Andererseits kämpfte
er so, als mischte er
sich in einen Boxkampf
ein. In einer Schlägerei
gibt es aber keine
Regeln. Seine
Dummheit hat ihm
Kopfschmerzen
eingebracht, und so
musste er etwas Dreck

kosten.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt etwas ausrichten könnte. Du hast gekämpft wie ein Löwe«, warf Marc ein.

»Ich habe nie zuvor gesehen, dass sich jemand so gewandt bewegt hat.«

»Du hast eine natürliche Begabung

und könntest mit etwas Ausbildung wirklich gefährlich werden«, erwiderte Cyhan.

»Penny dagegen war mein Hauptziel bei dieser Prüfung, und ich bin über das Ergebnis sehr erfreut.«

Sie fletschte die Zähne. Ich schwöre, dieses Mädchen ist eine halbe Wildkatze. »Beim

nächsten Mal wirst du dein blaues Wunder erleben«, drohte sie ihm.

»Du meinst, in einer Stunde?« Er lächelte sie an.

Das nahm ihr den Wind aus den Segeln.

»Was?«

»Von jetzt an üben wir jeden Abend. Auf

unserer Reise wirst du auch trainieren, während wir rasten. Du hast zwar einen guten Instinkt, ein gutes Auge und auch viel Mut, aber du kämpfst wie ein Kind. Das muss sich ändern.«

»Mir ist nicht klar, warum sie wie ein Soldat ausgebildet werden muss«, warf ich

ein. »Wir können die Bindung doch auch ohne die Ausbildung eingehen.«

Cyhan zog eine Augenbraue hoch. »Es hat tatsächlich mit der Bindung zu tun, aber nicht aus den Gründen, die du dir vielleicht vorstellst.« Er stand auf. »Folgt mir, es ist Zeit für die zweite

Lektion.«

Ich zuckte
zusammen, denn ich
ahnte schon, dass es
gleich wehtun würde.

Draußen im Hof
stellten Penny und ich
uns nebeneinander auf,
weil er es aus
irgendeinem Grund so
verlangte. Unsicher
suchte ich seinen Blick.

»Also gut, was willst du uns nun lehren, o weiser Meister?« Mein Sarkasmus ist weithin berühmt. Es störte ihn aber nicht.

»Wir wollen für den Augenblick annehmen, ihr wärt schon verbunden. Was glaubst du, warum die Anath'Meridum das Kämpfen lernen?«,

fragte er.

»Wahrscheinlich, um ihren Magier vor rücksichtslosen Schlägern zu beschützen«, antwortete ich und sah ihn scharf an. »Aber ich brauche nicht den Schutz eines anderen Menschen. Meine Magie schirmt mich viel besser ab.«

Der große Krieger kicherte. »So, tut sie das? Dann mach dich bereit, denn ich werde dich töten. Wappne dich, so gut du kannst, und zeig mir, dass es unmöglich ist.« Sein Selbstvertrauen ging mir auf die Nerven.

Ich hatte schon einen Schild um mich

herum errichtet, den ich nun noch zusätzlich verstärkte, um ganz sicherzugehen. Solange er mich nicht wieder gegen Steinwände schleuderte, war es schwierig, mich zu verletzen, und wenn ich die Magie gegen ihn einsetzte, würde er nie wieder eine Gelegenheit

bekommen, es noch einmal zu versuchen.

»Bereit?«, fragte er. Ich versicherte ihm, dass dem so war.

Blitzschnell und ehe ich mich versah, setzte er sich in Bewegung. Er stellte ein Bein hinter mich und riss mich mit einem recht geringen Kraftaufwand um. Ich schlug schwer auf dem

Boden auf, doch mein
Schild schützte mich.

»Das reicht aber
nicht«, fauchte ich ihn
an, als ich mich
abrollte. Er antwortete
nicht, doch dafür stieß
Penny einen spitzen
Schrei aus.

Sofort kam ich mir
ausgesprochen dumm
vor. Er stand noch dort,

wo er mich eben
umgeworfen hatte,
hielt jetzt jedoch eine
scharfe Klinge an
Pennys Hals. Ohne den
kalten Stahl
wegzunehmen, sagte
er: »Du bist tot.«

Ich starrte ihn an
und war noch nicht
sicher, ob ich es
wirklich begriffen
hatte. Der Angriff auf

mich war ein
Ablenkungsmanöver
gewesen, um sich ihr
zu nähern. Endlich
nahm er das Messer
weg und zog sich
zurück. »Verstehst du
es jetzt? Es geht nicht
um dich. Deine
Anath'Meridum wird
ausgebildet, um sich
selbst zu schützen.
Sobald die Bindung

entstanden ist, stellt sie den einfachsten Weg dar, dich zu töten, und es gibt tausend Arten, dies zu tun.«

»Warum sollte sich ein Magier auf eine solche Bindung einlassen, wenn es ihn doch nur behindert?«, platzte ich heraus.

»Weil alle Magier

sonst verrückt
werden ... sie ist deine
einzige Hoffnung,
geistig gesund zu
bleiben. Die Bindung
schließt eure Geister
zusammen. Der
Wahnsinn trieb Jerod
Mordan dazu, einen
Pakt mit Balinthor
einzugehen, was unsere
Welt beinahe
vernichtet hätte. So

unterwarfen sie sich
der Bindung, um zu
verhindern, dass so
etwas jemals wieder
geschieht. Die Bindung
sorgt nicht nur dafür,
dass du geistig gesund
bleibst, sondern
hindert auch jedes
andere Wesen daran,
jemals in euer
Bewusstsein
einzudringen. Sag mir

die Wahrheit,
Mordecai ... du hörst
bereits Stimmen,
oder? «

Verblüfft starrte ich
ihn an. Wie ich genau
wusste, sagte er die
Wahrheit, aber mir war
nicht klar, dass er auch
von den Stimmen
wusste.

»Nein ... eigentlich

nicht.«

»Die Bank hat gebebt, als wir dort waren. Ich weiß nicht, was du dem dicken Bankier erzählt hast, aber wahrscheinlich hast du ihm gedroht, das ganze Gebäude zu zerstören. Das ist nicht gerade das, was ein vernünftiger Mann sagen würde. Vor

gerade mal einer
Stunde, als wir
hergekommen sind,
hast du mit dir selbst
gemurmelt ... du hast
mit Wesen geredet, die
nur du wahrnehmen
kannst. Lüg mich nicht
an, du bist schon fast
dem Wahnsinn
verfallen. Was passiert,
wenn das zu weit geht?
Wen wirst du töten?

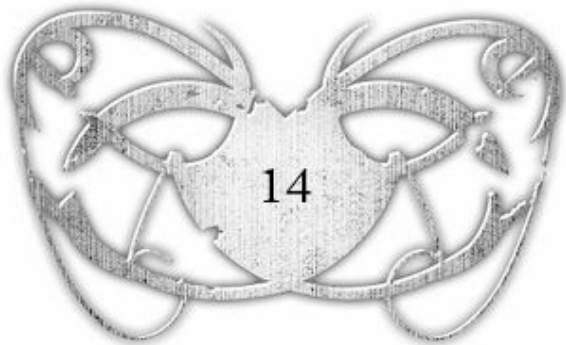
Du könntest sogar
deine Freunde
verletzen. Aus diesem
Grund haben deine
Vorfahren in die
Bindung eingewilligt.«

Ich hörte zu, und
noch während ich
sprach, nahm ich unter
mir ein mächtiges
Trommeln wahr. Die
Erde lebte, auch wenn

ich der Einzige war, der
es spüren konnte.

*Lügen. Hör nicht zu, sie
wollen dich nur
kastrieren. Du darfst
ihnen nicht trauen.* Ich
schloss die Augen und
wünschte, ich könnte
die Stimme
ausblenden. Aber dann
flüsterte wieder der
Wind mit mir. Im
Geiste sah ich den

Wald jenseits der Stadt,
wo der Wind zwischen
den Bäumen spielte,
während die Vögel
unablässig
zwitscherten. Vielleicht
verlor ich tatsächlich
den Verstand.



14

Die Nacht verbrachten wir im Haus der Lancasters. Cyhan begann ernsthaft mit Pennys Ausbildung,

während ich meist in
dem Zimmer blieb, das
sie mir gegeben hatten.
Ich meditierte und
hoffte, meinen Geist zu
beruhigen und die
Stimmen
auszublenden, die mich
fast ständig
heimsuchten. Die
meisten waren sanft
und so wenig fassbar
wie der Wind. Eine

aber war stärker und warnte mich davor, mich zu binden. Diese Stimme sprach klar und deutlich, als stünde jemand neben mir und flüsterte mir ins Ohr. Die anderen, erheblich weniger klaren Stimmen benannte ich nach ihrer vermeintlichen Herkunft: Wind,

Bäume, das riesige
schlagende Herz der
Erde. Sie waren nicht
menschlich und
benutzten eine
Sprache, die keine
Worte brauchte. Es war
etwas sehr
Urtümliches.

Die wortlosen
Stimmen beruhigten
mich, denn sie

schienen natürlich zu sein und keinerlei Ziele zu verfolgen. Diese eine Stimme aber ängstigte mich. Sie klang recht menschlich und vertrat ohne Zweifel eine Meinung. Ich fürchtete, sie sei ein Zeichen dafür, dass mir allmählich die Realität entglitt.

Nach dem

Abendessen planten wir unsere nächsten Schritte. Marc wollte uns begleiten, und ich vertraute ihm, obwohl ich seine Göttin fürchtete. Allem Anschein nach wollte er uns wirklich helfen, und seine Göttin bestärkte ihn darin. Rose wollte nach wie vor bleiben. Ich hatte

ihr den Kreditbrief
übergeben und erklärt,
was ich über die
Bankiers und ihre
Motive dachte.
Wahrscheinlich
erfasste sie es sogar
viel besser als ich.
Jedenfalls war sie
überrascht, als sie sah,
wie viel Geld ihr zur
Verfügung stand.

»Wer hätte gedacht, dass Tyndal Illeniel so reich gewesen ist?«, erklärte sie. »Er hat nie damit angegeben und ließ sich nichts anmerken, als er noch lebte. Nicht, dass ich ihn persönlich kannte, aber wenn jemand gewusst hätte, dass er ein so großes Vermögen besaß, hätte

ich sicherlich viel
früher davon gehört.«

»Die wirkliche
Frage ist aber doch die,
was du mit dem Geld
tun wirst. Geld allein
hält kein Heer auf«,
warf Marc ein.

»Soweit ich es
überblicke, braucht
Mordecai mehrere
Dinge: Männer und

Waffen, Rohmaterial,
Vorräte und Proviant,
und zwar von allem so
viel, wie er nur
bekommen kann«,
erwiderte sie. »Ich
werde Wagen mit
Material und den
nötigen Waren
schicken, sobald ich
meine Vorbereitungen
getroffen habe. Später
werden dann die

Männer folgen.«

Ich war immer noch unsicher. Ein großes politisches Genie stellte ich ganz gewiss nicht dar, und Söldner hatte ich noch nie gemocht. »Bist du sicher, dass es eine gute Idee ist, Schwertkämpfer einzukaufen? Nach allem, was ich gehört

habe, sind sie für ihre Auftraggeber so gefährlich wie für den Feind. Wenn nicht noch gefährlicher ...«

Rose sah mich an.

»Das wollte ich gerade mit dir besprechen. Söldner sind viel unzuverlässiger als Männer, die für ihre Heimat kämpfen, das

ist auf jeden Fall wahr.
Ich frage mich, ob du
ihnen nicht etwas mehr
als nur Gold bieten
könntest.«

Ich war nicht sicher,
was sie meinte. »Was
sonst hätte ich denn zu
bieten?«

»Land«, bemerkte
sie einfach. »Biete
ihnen Land für Gehöfte
und Häuser und dazu

Geld, um alles aufzubauen, sobald der Kampf vorüber ist. In Lothion gibt es zahlreiche Männer, die ein solches Angebot gern annehmen würden: die Armen, die Arbeitslosen, die Enteigneten, jüngere Söhne von Bauern, die nichts erben können. Die Aussicht, ein

Freisasse mit eigenem Landbesitz zu werden, wäre ein starker Anreiz für sie. Damit hätten sie einen guten Grund zu kämpfen und zu siegen, statt einfach nur lange genug zu leben, um ihren Sold einzuheimsen.«

Darauf war ich noch gar nicht gekommen.

Tatsächlich war der größte Teil des Landes von Cameron unbewohnt und dies umso mehr, als sich seit siebzehn Jahren kein Lehnsherr mehr darum gekümmert hatte. Neue Siedlungsplätze brachten außerdem Steuern ein, mehr Landwirte produzierten

Lebensmittel, und es
gäbe mehr Männer, die
das Land in der
Zukunft und nicht nur
heute verteidigen
konnten. Wenn
Dorians Bemerkungen
über die Kraft eines
Herrn, die auf der
Stärke des Volks
beruht, zutrafen, dann
war ich ein sehr
schwacher Herr. Sobald

mehr Menschen dort lebten, würde sich das nachhaltig ändern.

»Ich glaube, das ist eine ausgezeichnete Idee«, stimmte ich nach kurzem Überlegen zu. *Ein Mann kann die Erde nicht besitzen, er kann sie nur für eine Weile teilen.* »Halt den Mund!«, rief ich der

Stimme zu. Dann fiel mir auf, dass mich alle anstarrten. »Tut mir leid, damit warst nicht du gemeint, Rose.«

Sie musterte mich einen Augenblick lang. Ich konnte förmlich hören, wie ihr scharfer Verstand arbeitete.

»Die Stimmen werden stärker, nicht wahr, Mordecai?« Ihr war

anzumerken, wie sehr sie sich sorgte.

»Nein, eigentlich ... ich weiß nicht. Lasst uns bitte fortfahren. Mir geht es gut, außerdem müssen wir noch viele Entscheidungen treffen.« Die Diskussion ging weiter, aber ich bemerkte die heimlichen besorgten

Blicke meiner Freunde,
wenn sie dachten, es
falle mir nicht auf.

*Du bist nicht
verrückt. Das scheint
nur so, weil sie nicht
die Wahrheit
anerkennen wollen.
Hör auf, es zu
verleugnen, und nimm
es hin. Du bist, wie du
bist. Der einzige*

*Wahnsinn besteht
darin, sich der Realität
zu verweigern.*

Ich schloss die
Augen, während die
anderen darüber
redeten, mit welchen
Mitteln man die
Truppen von Gododdin
am besten aufhalten
könnte. Meine Augen
füllten sich mit Tränen.
Jetzt werde ich direkt

*unter ihren Augen
verrückt, dachte ich.
Die Stimme war so
deutlich, ich konnte
sogar erkennen, dass es
eine Frau war.*

*Einst war ich eine
Frau, beantwortete sie
meine
unausgesprochene
Frage.*

*Was bist du jetzt?,
fragte ich freiheraus.*

*Das weiß ich nicht
genau. Die Zeiten
haben sich geändert.
Niemand kann mich
hören, ein Zeitalter ist
vergangen, und die
Menschen haben mich
vergessen.*

*Wer bist du?, fragte
ich weiter.*

*Ich erinnere mich
nicht. Aber früher*

*einmal habe ich einen
Mann geliebt – er trug
deinen Namen.*

Er war ein Illeniel?

*Ja, Mordecai Illeniel
war sein Name. Die
Stimme hielt inne. Ich
spürte fast die
Schmerzen, mit denen
die Erinnerungen
verbunden waren. Er
war dir sehr ähnlich.*

Mordecai?

»Mordecai!«

Jemand schüttelte mich.

»Mordecai, schau mich an!« Ich öffnete die Augen. Penny hockte vor mir und hielt meinen Kopf zwischen den Händen. So bekümmert hatte ich sie nicht mehr erlebt, seit ich vor einem Jahr vom Pferd

gefallen war. »Komm zurück, Mort.

Konzentrier dich ... bleib bei mir. Kannst du mich hören?«

»Ich bin nicht taub, Penny.«

»Du bist auch nicht normal. Du hast mit geschlossenen Augen am Tisch gesessen und

geweint.« Sie beugte sich vor und küsste mich, ohne sich um die anderen zu kümmern, die uns beobachteten. »Wir müssen etwas tun, Mort. Ich glaube, wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Ich war jetzt ruhiger. Nach dem Austausch mit der Stimme fühlte ich mich

besser, und dies versuchte ich ihr zu vermitteln. »Schon gut, Penny. Ich glaube, mir geht es jetzt besser. Ich begreife auch ein wenig mehr. Die Stimme hat zu mir gesprochen und mir etwas erklärt. Es ist nicht so finster, wie ich dachte. Ich glaube, wir können uns gut verstehen, wenn ich

mehr Zeit bekomme.«

Cyhan schaltete sich ein. »Es ist schon fast zu spät. Das ist bei ihm viel weiter fortgeschritten, als ich angenommen hatte. Ihr müsst die Bindung jetzt sofort eingehen, ehe sein Bewusstsein völlig dahinschwindet.«

»Aber ich bin noch

nicht richtig
ausgebildet«, wandte
Penny ein.

»Das ist auch nicht
nötig, um die Bindung
einzugehen. Den
größten Teil wird er
ohnehin selbst
erledigen. Die
Ausbildung sorgt nur
dafür, dass du danach
am Leben bleibst«,
erwiderte er.

»Ehrlich gesagt, ich halte das für völlig überflüssig«, widersprach ich.

Er achtete nicht auf mich. »Penelope, hast du ein Schwert?«

Sie besaß tatsächlich eines, allerdings hatten wir es nach der Ankunft in der Hauptstadt eingepackt. Rose lief los und holte

es, während Cyhan einen durchsichtigen Edelstein aus einer Gürteltasche zog. Marc kam näher. »Kann ich irgendwie helfen?«

Cyhan funkelte ihn an. »Geh jetzt. Deine Göttin könnte versuchen, die Bindung zu stören. Während dieses Vorgangs ist er

verletzlich. Wenn sie dies zu ihrem Vorteil nutzt, ist es unser Untergang.«

Marc reagierte empört. »So ist meine Herrin nicht. Sie wünscht ausschließlich das Beste für uns. Wenn die Menschen doch nur einsehen wollten, wie sehr sie uns helfen kann!«

»Du kannst dich
jetzt entscheiden«,
erwiderte Cyhan.

»Entweder du gehst,
oder ich entferne dich.«
Er überließ es unserer
Phantasie, wie genau
dies vonstattengehen
mochte.

Marc verließ den
Raum, war
offensichtlich aber
nicht erbaut. Gleich

darauf kehrte Rose mit Pennys Schwert zurück. Es war die schlanke Klinge, die sie auch bei dem Kampf gegen den Shiggreth benutzt hatte. Vorsichtig übergab ihr Rose die Waffe.

Penny wandte sich an Cyhan. »Und was jetzt?«

»Nichts. Du legst einfach die Klinge auf die flachen Hände, als wolltest du sie ihm geben.«

»Ich will das nicht tun«, warf ich ein.

»Dir bleibt aber gar nichts anderes übrig. Entweder dies, oder ich Sorge dafür, dass du diesen Raum nicht mehr lebend verlässt.

Hast du das
verstanden?« Er sprach
vollkommen ruhig,
doch ich erkannte die
Gewalt, die in seinem
großen Körper lauerte.
Der Mann war bereit,
seine Drohung in die
Tat umzusetzen, sobald
er irgendeinen
Widerstand spürte.

Nein! Sie werden

dich kastrieren! Das ist falsch ... lass das nicht zu!

»Ich verstehe.« Ich hatte mich entschieden. »Was muss ich tun?«

Cyhan zog eine kleine Schriftrolle aus der Gürteltasche.

»Kannst du die lycianische Sprache lesen?« Ich nickte. »Sie

leistet ihren Eid vor dir,
und du wirst
antworten. Leg deine
Hände auf ihre,
während sie dir das
Schwert anbietet«,
sagte er.

Ich folgte den
Anweisungen, und wir
hielten gemeinsam die
Waffe. Cyhan legte den
durchsichtigen
Edelstein auf die flache

Seite der Klinge.

Nein!

Wieder hörte ich die Stimme, und unter uns bebte die Erde. Der mächtige Herzschlag wurde schneller. Der Edelstein fiel von der Klinge und rutschte herab.

»Was war das?«, fragte Penny.

Cyhan hob den Stein rasch auf und wickelte dieses Mal ein ledernes Band darum, damit er nicht mehr herunterfiel. »Ich glaube, er verliert die Kontrolle. Wir müssen uns beeilen.«

»Das war ich nicht«, beharrte ich, aber niemand hörte mir zu.

Verstehst du es

nicht? Das wird dich umbringen!, rief mir die Stimme zu.

»Die Stimme sagt, es bringt mich um ... das kann doch nicht sein, oder?«, wollte ich von den anderen wissen.

»Dein Geist zersplittert, Mordecai. Er kämpft gegen sich

selbst. Du musst dich auf das konzentrieren, was wir jetzt tun.«

Cyhan war sichtlich besorgt, doch dieser Gesichtsausdruck passte überhaupt nicht zu ihm.

»Aber ich kann nicht die Erde beben lassen. Das ... das ist unmöglich. Sie ist viel zu groß, so etwas wird

kein Magier tun können«, protestierte ich.

Er hatte Penny bereits ihre Rede überreicht, die sie ohne zu stocken vortrug:
»Ich, Penelope Cooper, gelobe feierlich, dir, Mordecai Illeniel, meinen Glauben und mein Vertrauen zu schenken. Mein Leben

gehört dir, und du
kannst darüber
verfügen, wie du willst.
Ich bin dein Schwert,
ich werde dich
schützen und deine
Bürde mittragen. Im
Licht werde ich neben
dir schreiten und deine
Feinde bekämpfen, und
falls die Dunkelheit in
dein Herz eindringt,

werde ich ...« Nun
zauderte sie einen
Moment. »Falls die
Dunkelheit in dein
Herz eindringt, werde
ich dir den Tod
bringen.« Stolz sprach
sie die Worte und
blickte mir fest in die
Augen. Natürlich sah
ich, wie sehr der letzte
Teil sie schmerzte.

Cyhan hielt mir die

Schriftrolle hin, damit
ich antworten konnte.
»Lies die Antwort auf
Lycianisch, und leg
dein ganzes Herz
hinein.«

Die Erde vibrierte
jetzt gleichmäßig, bis
mir die Zähne
klapperten und das
Haus leise bebte. *Nein!*
Du bist die letzte
Hoffnung! Sie werden

*alles zerstören, wenn
du dies tust!* Vom
Boden wallte eine
Gestalt empor, die ihre
Form aus dem
Fundament des Hauses
gewann, als wäre der
Felsen flüssig
geworden.

»Du musst uns
abschirmen,
Mordecai!«, rief Cyhan.

Ich sprach und erschuf
gleichzeitig einen
Schild aus reiner
Energie, der uns
umgab.

»Ich kann nur
immer wieder sagen,
dass ich es nicht bin.
Unmöglich kann ich die
Erde auf diese Weise
beben lassen.« Ich
nickte in die Richtung
des Körpers, der sich

außerhalb meines
Schildes bildete.

»Außerdem habe ich
keine Ahnung, was das
da ist.«

»Du bist viel
stärker, als dir selbst
bewusst ist. Dein
schlafender Geist
kämpft, um es zu
verhindern ... beginne
mit der Anrufung, ehe
es zu spät ist!«, rief er

zurück.

Die Angst vor dem Unbekannten ist ein starker Antrieb. Ich las die lycianische Antwort vor: »Ich, Mordecai Illeniel, nehme dich, Penelope Cooper, als meine Bindungsgefährtin an. Unsere Seelen werden vereint und unsere

Lebenswege verknüpft
sein, von jetzt an bis zu
unserem Tod ...«

Während ich sprach,
schälte sich die Gestalt
vor meinem Schild
immer deutlicher
heraus, bis sie einer
jungen Frau glich.

*Wenn du dies tust,
kann ich dir nicht mehr
helfen. Dein Leben wird
kurz sein, und die*

*Dunkelheit, die kommt,
wird dich und alles
andere auf dieser Welt
verschlingen. Hör auf!*

Der Boden schlug
Wellen wie Wasser,
stieg empor und stürzte
auf meinen Schild
herab. Die Gewalten
hätten mich beinahe
umgeworfen, als ich
fortfuhr: »Dein Leben
ist mein Leben, und ich

werde dein
Bewusstsein als
meinen Schild
benutzen und dir dafür
größere Kräfte
schenken. Solange wir
beide leben, werde ich
nicht zulassen, dass das
Böse in mir Zuflucht
findet, und wenn du
stirbst, will ich dir in
den tiefen Schlaf

folgen.« Als ich endete,
spürte ich den
Energiestrom, der
durch unsere
Handflächen lief und
uns verband. Der
Edelstein auf der
Klinge glühte jetzt
dunkelrot, und das
Licht strömte über den
Stahl. Ich spürte, wie
etwas zwischen uns hin
und her ging, und

nahm Penelopes
beschleunigten
Herzschlag wahr. Das
Gefühl war dem vor
einem Jahr ähnlich, als
wir unsere Geister zum
ersten Mal für einen
Moment miteinander
verbunden hatten.

Der Stein war
emporgewachsen, bis
er meinen Schild auf
drei Seiten fast

vollständig umschloss,
aber jetzt zerbröselte er
und rieselte herab. Die
Frau stand immer noch
auf einer Seite und
beobachtete uns.

»Es ist getan«,
deklamierte Cyhan und
band den Edelstein los.
Er glühte noch, als er
ihn in die Gürteltasche
schob. Die Frau vor

dem Schild wandte sich
zwar noch in unsere
Richtung, doch rührte
sie sich nicht mehr,
und ihre Miene zeigte
eine unendliche Trauer.
Tränen aus reinem
Kristall strömten aus
den Augen und fielen
klirrend zu Boden, und
dann regte sich
überhaupt nichts mehr.
Mir war, als müsste ich

mit ihr weinen.

Penny sah mich an.
»Mort! Was ist mit
deinen Augen
passiert?«

Blinzelnd sah ich sie
an. Auch sie hatte sich
verändert. Genau
genommen wirkte die
ganze Welt etwas
trüber als zuvor, aber
ich konnte nicht genau
erkennen, was sich da

eigentlich verändert
hatte. Schließlich
bemerkte ich, dass
Pennys Augen nicht
mehr braun, sondern
blau waren. »Meine
Augen? Schau dir erst
mal deine eigenen an!«

Sie richtete sich auf,
um einen Spiegel zu
holen, und wäre
beinahe gestrauchelt.

Die Bewegung hatte sie ein paar Handbreit vom Boden hochschnellen lassen, und auf die anschließende Landung war sie nicht vorbereitet. »Was, zum Teufel?« Danach bewegte sie sich vorsichtiger. »Ist es denn da draußen sicher?«

Sie deutete auf den

steinernen Halbkreis,
der meinen Schild
teilweise umgab.
Fragend blickte ich
Cyhan an. »Was meinst
du?«

»Da dein
Bewusstsein jetzt
wieder dir selbst
gehört, haben wir nicht
mehr viel zu
befürchten. Spürst du
etwas außerhalb des

Bereichs, den du schützt?«, fragte er.

Ich tastete durch meinen Geist umher und spürte den Raum, sonst aber nichts. Die Frau aus Stein war jetzt tatsächlich nur noch eine Statue. »Ich glaube, sie ist fort«, erwiderte ich.

»Du sprichst immer

von einer ›Sie‹, aber das war doch nicht mehr als ein tieferer Teil deines zersplitterten Geistes«, sagte Cyhan.

Mit dieser Einschätzung war ich nicht einverstanden. So mühelos hätte ich niemals so viel Stein bewegen können. Zumindest hätte ich die

Anstrengung spüren
müssen. Doch es war
wohl aussichtslos, ihn
davon überzeugen zu
wollen. Ich ließ den
Schild fallen, und wir
traten in die Trümmer
des ehemaligen
herzoglichen
Frühstückszimmers
hinaus. Der Boden
hatte sich verlagert und
wies nun Dellen auf,

Möbelstücke waren umgekippt, Türen aus den Rahmen gesprungen. Die teuren Glasfenster waren geborsten.

Das Erstaunlichste in diesem umgestalteten Raum war jedoch, von der Statue einmal abgesehen, der

Halbkreis aus
zerfallenem Stein, der
den Schauplatz unserer
Bindung umgab. Die
Statue selbst war die
makellose Darstellung
einer schönen jungen
Frau. Sogar die Zöpfe
waren sauber
herausgearbeitet, und
selbst die Fingernägel,
obwohl winzig, konnte
man deutlich erkennen.

Ich bückte mich und hob eine Kristallträne auf, die auf den Boden gefallen war. »Ich frage mich, was das ist«, überlegte ich.

»Wenn ich raten sollte ... Quarz oder vielleicht Diamant«, meinte Cyhan. Ich nahm mir vor, die Steine schätzen zu lassen. Zumindest

waren sie eine schöne Erinnerung an dieses Erlebnis.

»Oh du meine Güte!« Penny kam zurückgerannt. Sie war aber zu schnell und prallte gegen die Wand, ehe sie bremsen konnte. Dann klopfte sie sich ab und kam etwas vorsichtiger zu

mir. »Mort, ich habe einen Spiegel gefunden. Meine Augen sind blau!« Sie zitterte fast vor Erregung.

»Ich weiß ... ich habe es gerade gesehen.«

»Aber deine sind braun!«, rief sie.

»Was?«

Cyhan schaltete sich ein. »Das ist eine

seltene Nebenwirkung
der Bindung. Der
Magier und sein
Anath'Meridum
tauschen manchmal
gewisse Eigenschaften
aus. Der Wechsel der
Augenfarbe ist zwar
selten, aber eigentlich
nichts Neues. Es gibt
noch weitere
Veränderungen, die ihr
sicher bald bemerken

werdet.«

»Falls ich herausfinde, dass ich jetzt auf Männer stehe, werde ich dem sofort ein Ende setzen«, verkündete ich entschlossen.

»Ich fühle mich schon anders«, meinte Penny begeistert.
»Stärker. Und die Welt

sieht anders aus. Mort,
du strahlst
richtig ... alles ist
so ... so hell.« Sie
lächelte mich an. »Und
blaue Augen wollte ich
sowieso schon immer
haben.«

»Ich mochte deine
Augen, wie sie waren«,
nörgelte ich. Mit diesen
blauen Diamanten, die
da unter dem dunklen

Haar blitzten, sah sie beinahe unnatürlich aus.

»Die Bindung macht dich stärker und schneller, und du bist eine bessere Kämpferin als zuvor. Die Wirkung steht in direktem Verhältnis zur Stärke des Magiers, mit dem du die Bindung eingehst.

Möglicherweise bist du jetzt sogar stärker als ich«, erklärte ihr der erfahrene Krieger.

Daraufhin versetzte sie ihm ohne Vorwarnung eine Ohrfeige. Die Bewegung war so schnell gekommen, dass ich kaum die Bewegung der Hand

verfolgen konnte. »Das ist für vorhin«, sagte sie.

Der Krieger rieb sich grinsend die Wange.

»Damit sind wir wohl quitt.«

»Schwerlich. Ich bin dir noch ein Dutzend schuldig, aber das kann bis zum Training warten.«

»Freu dich nicht zu

früh. Du bist immer noch so unbeholfen wie ein kleines Hündchen. Es dauert eine Weile, bis du dich an die neue Stärke und Schnelligkeit gewöhnt hast.«

Ich dagegen fühlte mich überhaupt nicht besser. Es kam mir wie eine sehr einseitige Abmachung vor. Die

Stimmen waren
verschwunden. Ich
hörte nicht mehr das
Murmeln des Windes,
den Herzschlag der
Erde oder die sehr reale
Frauenstimme. Kaum
waren sie
verschwunden, schon
vermisste ich sie.
Inzwischen musste ich
mich wohl an sie

gewöhnt haben. Die Welt schien leerer und steriler, als wäre das Leben aus ihr gewichen. Dann fiel mir etwas ein. »Wo ist Rose?«

Wir wechselten betroffene Blicke. Am Anfang war sie noch bei uns gewesen, aber jetzt nirgendwo mehr zu entdecken. »Sie ist

einen Schritt
zurückgetreten,
nachdem sie mir das
Schwert gegeben hatte,
aber ich habe nicht auf
sie geachtet«, gestand
Penny.

Ich griff mit dem
Geist hinaus und
erkundete das ganze
Haus. Marc fand ich
sofort, auch seinen
Vater James und noch

ein paar andere Leute.
Nur Rose war nicht da.
Dann untersuchte ich
den Raum, in dem wir
uns befanden, etwas
genauer, und entdeckte
sie unter einem
Schutthaufen, wo eine
Wand
zusammengebrochen
war. Da ihr Herz rasend
schnell schlug, lebte sie

offenbar noch. »Sie ist da drüben.« Ich trat zu dem Durcheinander von Balken und Steinen hinüber. »Sie ist verschüttet, lebt aber noch.«

Ich wartete nicht, bis Penny und Cyhan die Trümmer wegzuräumen begannen, sondern sprach ein paar Worte

und setzte meine Willenskraft ein, um die großen Granitblöcke und das Holz zur Seite zu schieben. Darunter entdeckte ich eine Kapsel aus hartem Stein. Es sah aus, als wäre der Boden emporgeströmt und hätte sich um sie gelegt, um einen Schild

aus Stein zu bilden. Ich war nicht sicher, wie ich diesen Fluss rückgängig machen konnte, daher tastete ich weiter, bis ich Rose' Körper gefunden und ihre Position in der Kapsel bestimmt hatte. Sobald ich ein klares Bild hatte, erzeugte ich in dem freien Raum

einen Kraftschild, der sich zwischen sie und den Stein legte. Dann führte ich mit dem Geist einen kräftigen Schlag aus – wie mit einem Hammer –, um den steinernen Sarkophag zu zertrümmern. Als der Stein zerbrach, sah ich sofort Rose' erschrockene Miene.

Sobald die Bruchstücke herunterfielen, wollte sie sich aufrichten, stieß aber mit dem Kopf an den harten Schild, mit dem ich sie umgeben hatte.

»Aua!«, rief sie.

Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, ich hätte gelacht. Ich merkte mir dies als Möglichkeit vor, in

Zukunft jemanden zu
ärgern, und hob den
Spruch wieder auf.

»Rose, wie hast du das
denn zuwege
gebracht?«

Sie klopfte sich
gründlich ab und ging
dabei so gewissenhaft
vor, dass ich an eine
Katze denken musste,
die sich das Fell

säuberte. »Ich habe mich zurückgezogen und euch zugesehen, und dann hat sich ganz plötzlich der Boden bewegt. Da drüben bin ich hingestürzt, und dann ist die Wand über mir zusammengebrochen. Ich dachte schon, sie werde mich zerquetschen.«

»Irgendwie hast du überlebt. Wie hat sich nur der Stein auf diese Weise um dich gelegt?«

»Ich nehme an, das war die Steinfrau. Als die Wand zusammenbrach, sah sie mich, und ich glaube, sie ließ den Boden aufsteigen oder so. Ganz sicher bin ich mir aber nicht, weil

alles so schnell ging«, schloss sie.

Ich funkelte Cyhan an. »Das war sicher auch wieder nur mein schlafender Geist.« Ich weiß auch nicht, warum ich es bei ihm überhaupt noch mit Sarkasmus versuchte. In dieser Hinsicht war er anscheinend völlig

immun.

»Höchstwahrscheinl
bekräftigte er.

Ich kaufte es ihm
aber nicht ab. Wer die
Frau auch gewesen sein
mochte, sie war gewiss
keine Ausgeburt
meiner unbewussten
Gedanken. Vielmehr
war sie real, und wenn
ihre Handlungen
irgendeinen Beweis

darstellten, dann konnte sie nicht böse sein. Natürlich hatte nach dieser Definition auch Marcs Göttin das Herz am rechten Fleck, denn sie war offenbar jederzeit gern bereit, die Kranken zu heilen und gute Werke zu vollbringen. Ich beschloss, das Urteil auf einen späteren

Zeitpunkt zu verschieben. Die steinerne Frau mochte ebenso wie die Götter verborgene Motive haben.

Nun erschien James Lancaster. »Darf man eintreten, ohne Schaden zu nehmen?« Er spähte durch den geborstenen

Türrahmen.

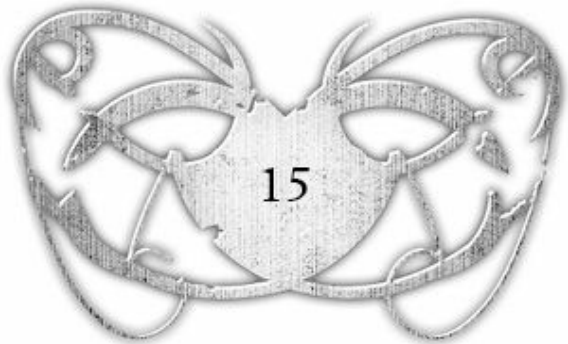
»Verdammt! Mordecai, jedes Mal, wenn ich Euch in mein Haus lasse, passiert irgendetwas. Ich will doch hoffen, dass Ihr eine gute Entschuldigung dafür habt?« Er tat nur so, als wäre er wütend, aber ich ließ mich nicht täuschen.

»Tut mir leid. Penny und ich haben Händchen gehalten, und das hat mich wohl ein bisschen zu sehr erregt, Durchlaucht.«
War das unangemessen? Ganz bestimmt, aber nach allem, was geschehen war, vermutete ich, dass es letzten Endes ohnehin gleichgültig

war.

James starrte mich einen Augenblick verblüfft an, dann kicherte Cyhan leise in sich hinein. Ich hatte ihn noch nie lachen hören, aber er löste damit eine Kettenreaktion aus, bei der sich die Anspannung aller

Anwesenden endlich löste. Wie üblich lachte James am lautesten. Es war ein gewaltiges Lachen, das aus dem Bauch kam. Ich passte genau auf, um es beim nächsten Mal imitieren zu können.



Am nächsten Morgen
waren wir schon früh
auf den Beinen. Ich bot
James an, den Schaden
an seinem Haus zu

bezahlen, doch er lehnte ab und erklärte, er sei mir noch eine Menge schuldig, da ich ihm das Leben gerettet habe. Dem widersprach ich zwar, doch ich musste noch viel zu viele andere Dinge erledigen, um meinen Standpunkt mit besonderem Nachdruck zu vertreten.

Schließlich ritten wir gemächlich los. Allein wären wir zwar zügiger vorangekommen, doch die Maultiere, die das Gold trugen, konnten nun einmal nicht schneller laufen. Penny hatte sich mit dem Kettenhemd über dem gepolsterten Gambeson wieder als reisende

Kriegerin ausstaffiert
und ritt ganz hinten.
Jetzt trug sie das
Schwert stolz und
offen. Die Bindung
hatte die Waffe
offenbar auch
verbessert. Ich hatte sie
nicht verzaubert, doch
nun war sie so scharf
wie das Schwert, das
ich für Dorian

behandelt hatte.

Darüber dachte ich nach, während wir ritten. Vermutlich erneuerte die Bindung zwischen uns ständig die Magie, die dem Schwert die Schärfe verlieh. Das bedeutete, dass uns die Bindung einen gewissen Preis abverlangte. Ein geringer Teil unserer

persönlichen Kraft
musste hineinfließen,
um sie zu erhalten. Ich
fragte mich, ob es noch
einen anderen Preis zu
bezahlen gab, wusste
aber zu wenig über die
Angelegenheit, um mir
eine Vorstellung davon
machen zu können.

Penny war guter
Dinge. Begeistert,
könnte man sogar

sagen. So war sie schon, seit wir die Bindung eingegangen waren. Ihre neu entdeckte Kraft und Energie erfüllte sie zudem mit großer Lebensfreude. Ich bin recht sicher, dass sie sich auf die abendliche Übungsstunde mit Cyhan freute. Im

Grunde hatte sie deutlich erklärt, dass sie noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen habe. Hoffentlich fügten sich die beiden keine Verletzungen zu, die ich nicht heilen konnte.

Cyhan lenkte sein Pferd näher an meines heran. »Halt die Augen offen. Wenn sie uns

Leute
hinterhergeschickt
haben, dann werden sie
heute Abend oder
morgen angreifen.«

Ich hatte unsere
vorherige Unterhaltung
nicht vergessen. »Ich
weiß. Ich erkunde
ständig die Hügel in der
Nähe. Wenn jemand
herankommt, spüre ich
ihn. Wir müssten früh

genug vorgewarnt werden.«

»Das wäre gut, aber ich würde mich nicht darauf verlassen. Man erlebt immer wieder Überraschungen. Vielleicht kennen sie einen Weg, der Entdeckung zu entgehen, der dir noch nicht bekannt ist«,

antwortete er.

Das war typisch.

Hätte ich ihm gesagt, dass sie nackt und nur mit Löffeln bewaffnet angreifen wollten, dann hätte er mir erklärt, wie gefährlich ein Löffel sein konnte. Offenbar litt er unter Verfolgungswahn.

Marc beugte sich zu mir herüber. »Mort, du

musst dich entspannen.
Du wirkst so nervös.«

»Ich bin gar nicht so nervös, oder ich wäre es nicht, wenn er nicht ein solcher Schwarzmaler wäre.«

Um die Mittagszeit rasteten wir, um etwas zu essen. Als wir anhielten, sprang Penny demonstrativ mit einem großen Satz

von ihrem Pferd
herunter und hüpfte
aus dem Stand wieder
hinauf. Das machte ihr
so großen Spaß, dass
sie es mehrmals
wiederholte. Als sie
Anlauf nahm, um ganz
über das Pferd
hinwegzuspringen,
stieg das Tier, dem ihr
seltsames Verhalten

offenbar nicht geheimer war, beinahe hoch. Sie musste mehrere Minuten auf das Pferd einreden, um es zu beruhigen.

»Das macht dir viel zu viel Spaß«, bemerkte ich kurz danach, als wir Brot und Käse aßen.

»Und du, mein süßer Mann, bist eifersüchtig«, gab sie

zurück.

»Schwerlich. Ich könnte das Pferd über dich hinwegfliegen lassen, aber im Gegensatz zu dir denke ich dabei vor allem an die Angst, die das arme Tier ausstehen müsste«, erwiderte ich unwirsch.

»Wenn ihr zwei mit Essen fertig seid, ist es

Zeit für die nächste
Lektion meiner
Schülerin.

Offensichtlich muss sie
einen Überschuss an
Energie abarbeiten«,
schaltete sich Cyhan
ein.

Die beiden übten
auf einer kleinen
Lichtung neben der
Straße. Ich war

neugierig, wie es
ausgehen werde. Penny
legte offensichtlich
mehr Kraft und
Beweglichkeit an den
Tag, als man es von
irgendjemandem – ob
Mann oder Frau –
erwarten konnte.
Trotzdem war der
ältere Krieger mein
Favorit, weil er dank
Erfahrung und

ständiger Übung so gut geworden war, wie es ein normaler Mensch überhaupt nur werden konnte.

Sie kämpften mit bloßen Händen, denn Cyhan war der Ansicht, es sei zu gefährlich, mit Waffen zu üben, solange sich Penny nicht an ihre neuen Fähigkeiten gewöhnt

hatte. Das kam dem Eingeständnis gleich, dass er fürchtete, sie könne ihn verletzen, oder er könnte gezwungen sein, bei seiner Verteidigung zu weit zu gehen.

Natürlich wusste ich nicht, welche der beiden Möglichkeiten zutraf.

Sobald er »Bereit!«
sagte, ging sie schneller
als eine

Dschungelkatze auf ihn
los. Mit bloßem Auge
konnte ich ihren eiligen
Bewegungen kaum
folgen, doch gleich
darauf flog sie an ihm
vorbei und landete im
Gras auf dem Bauch.
Ich dachte, das ließe sie
einen Moment

innehalten, doch da irrte ich mich. Sie war kaum aufgeschlagen, da sprang sie schon wieder hoch und ging erneut auf ihn los. Er war bereit, und Sekunden später flog sie in eine andere Richtung.

»Verdammt, pass auf!«, schrie er sie an.

»In einem echten Kampf wären du oder Mordecai längst tot, wenn du dir so viel Zeit dafür nimmst, einfach rumzutrampeln und auf dem Arsch zu landen!«

Das reizte sie erst recht. Sie kam hoch, als hätte sie Sprungfedern in den Beinen, drehte sich dabei und wollte

einen Überschlag
möglicherweise
anschließen. Doch
dann übersteuerte sie
die Bewegung. Beinahe
stürzte sie wieder hin
und wäre mit dem
Gesicht voran
aufgekommen. Nur
ihre schnelle Reaktion
rettete sie. Sie streckte
beide Hände aus, fing
sich und stieß sich

wieder ab. Das
Ergebnis war eine Art
taumelnder
Überschlag, der sie
über seinen Kopf
hinwegtrug.
Leichtfüßig landete sie
hinter ihm, doch ehe
sie angreifen konnte,
keilte er nach hinten
aus und traf ihren
Bauch. Ich zuckte

zusammen, als ich hörte, wie ihr der Tritt die Luft aus den Lungen trieb. Sie flog mehrere Schritte weit und brach schließlich würgend und nach Luft schnappend zusammen.

Vor Wut hüpfte Cyhan beinahe auf und ab. Das hätte lustig sein können, doch er war

fuchsteufelswild, und sie war auch nicht in der Stimmung, in meine Belustigung einzustimmen. Er machte zwei Schritte auf sie zu und zog sie an den Haaren hoch. »Etwas so Dummes habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

Penny wollte etwas erwidern, erbrach dann

jedoch eine hässliche Mischung aus Brot und Käse auf ihn. Hätte ich mir ihretwegen nicht solche Sorgen gemacht, so hätte ich auch darüber lachen können. Ich eilte sofort zu ihr.

»Verdammt!«, schrie er sie an. Darauf folgte ein langer Strom von Beschimpfungen,

die ich mir leider nicht einprägte. Einige hatte ich noch nie gehört.

Inzwischen war ich ganz und gar sicher, dass er eine Weile zur See gefahren war.

Einige Flüche hatten jedenfalls deutliche Bezüge zur Seefahrt.

»Vielleicht sollten wir eine Pause einlegen ...«, schlug ich

vor.

»Halt du dich da raus!«, brüllte er mich an und sah aus, als wollte er sie verprügeln und es »Training« nennen, nur um sich für die stinkende Brühe zu rächen, mit der sie ihn angespuckt hatte. Doch er stampfte in Richtung der Pferde davon und beschaffte

sich ein Handtuch.

»Alles klar, Penny?«
Ich versuchte, ihr beim
Aufstehen zu helfen.

»Lass mich bloß in
Ruhe!« Sie stieß mich
weg. Ich glaube nicht,
dass sie mich wirklich
so fest anrempeeln
wollte, aber dann flog
ich mehrere Schritte
weit und landete auf

dem Hintern. »Ich will deine Hilfe nicht, Mort! Ich komme ganz gut selbst zurecht.« Sie entfernte sich in eine andere Richtung, und ich blieb allein auf der Lichtung sitzen.

»Teufel auch, was war das denn jetzt wieder?«, sagte ich zu mir selbst. Offenbar gab es Tage, an denen

ich lieber darauf
verzichten sollte,
meiner mörderischen
Freundin zu helfen,
nachdem sie sich
verletzt hatte. Und das
Wort »mörderisch«
war gewiss keine
Übertreibung. Sie hatte
mir ja anvertraut, dass
sie schon einmal einen
Mord begangen hatte,
wenn auch unter ganz

außergewöhnlichen
Umständen.

Marc, der den Streit
schweigend beobachtet
hatte, kam zu mir. »Sie
war schon immer sehr
stolz, Mort. Und wenn
jemandes Stolz verletzt
ist, dann lässt man ihn
am besten in Ruhe«,
meinte er.

»Ich wollte ihr doch

nur helfen.«

Er seufzte. »Seit du deine magische Begabung besitzt, dreht sich alles um dich.

Dann hast du herausgefunden, dass du nicht nur eines, sondern gleich zwei Vermögen geerbt hast, ganz zu schweigen davon, dass du nun zum Adel gehörst. Was

glaubst du, wie sie sich da fühlt?«

»Glücklich?«, fragte ich.

»Nein, du Trottel ... unterlegen natürlich. Zuerst war sie dir ebenbürtig. Jetzt ist sie die junge Frau, die das Glück hatte, dich als Erste zu packen zu kriegen«, erwiderte er scharf.

»Ich kann doch nichts gegen meine Herkunft tun ... und gegen alles andere auch nicht. Nicht, dass mir das alles noch wichtig wäre, wenn sie nicht mehr da wäre«, sagte ich nachdrücklich.

»Das weißt du doch.«

»Das Wissen allein reicht manchmal nicht.

Die Menschen denken
mit dem Kopf und
leben mit dem Herzen.
Dies ist das Erste, was
wirklich ihr
gehört ... damit ist sie
etwas Besonderes. Für
dich ist es vielleicht nur
eine Bürde, aber für sie
ist die Bindung
vielmehr eine Ehre.
Deshalb fühlt sie sich
gut. Wenn ihr dieser

Grobian den Arsch versohlt, ist ihr das peinlich, und du bist der Letzte, der so etwas beobachten sollte.«

»Warum denn ich?«, beklagte ich mich. »Ich bin doch derjenige, der sie am lautesten anfeuert.«

Marc schüttelte den Kopf. »Wie konntest du im Leben nur so weit

kommen, ohne das Wichtigste über Frauen zu verstehen? Warum du es nicht sehen sollst? Weil du derjenige bist, den sie vor allen anderen beeindrucken will. Du sollst aber nicht beobachten, wie sie gedemütigt wird.«

Ich musste zugeben,

dass Marc die
Menschen – und ganz
besonders Frauen –
schon immer besser
verstanden hatte als
ich. »Was soll ich denn
jetzt tun?«, fragte ich
ihn.

»Nichts. Wenn du
solche Übungskämpfe
noch öfter siehst, hältst
du einfach den Mund
und greifst nicht ein.

Lass ihr viel
Freiraum.«

»Und wenn sie sich
gut macht? Sollte ich
sie nicht loben, wenn
sie Erfolg hat?«

Er schnaubte. »Jetzt
noch nicht. Später
vielleicht. Wenn du sie
zu diesem Zeitpunkt
wegen eines kleinen
Fortschritts lobst, wird
sie glauben, du wolltest

sie verspotten. Ihr Selbstwertgefühl wird sie sowieso daran hindern, dir zu glauben. In der nächsten Zeit wird sie sich selbst die schärfste Kritikerin sein.«

Anscheinend hatte er jede Menge gute Neuigkeiten. »Wann wird das denn besser?«

»Wenn *er* sie lobt«,
erwiderte Marc.

Irgendwie gefiel es
mir überhaupt nicht,
dass ich herumsitzen
und warten musste, bis
ein anderer Mann sie
lobte. »Wenn ich sie
ermutige, ist es Spott,
und wenn er das tut,
dann wird ihr vor
Freude schwindlig?«
»Natürlich«,

erwiderte er prompt.

»In der wilden Zeit vor meiner Berufung habe ich diese Taktik ständig angewandt, um Frauen für mich zu gewinnen. Du beginnst distanziert und desinteressiert ... sogar kalt. Wenn du ihnen dann ein freundliches Wort schenkst, werden

ihnen die Knie weich.
Das läuft hier ganz
genauso. Es ist die
schnellste Möglichkeit,
eine Frau ins Bett zu
bekommen.« Er hielt
inne und bedachte
noch einmal, was er
gerade gesagt hatte.
»Nicht, dass es in
diesem Fall in eine
solche Richtung laufen
könnte. Du musst dir

wegen Penny wirklich keine Sorgen machen«, fügte er hinzu.

»Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«, fauchte ich.

»Auf deiner, mein Freund. Immer auf deiner«, antwortete er lächelnd.

Eine Stunde später waren wir wieder unterwegs. Unsere

Reise verlief nun viel angenehmer, weil überhaupt niemand mehr redete. Vielmehr hing das Schweigen wie eine dunkle Wolke über uns. Ja, es mochte wirklich eine großartige Reise werden.

Als die Abenddämmerung kam, schlugen wir

unser Lager auf. Nach einem schweigsamen Mahl erklärte Cyhan, die abendliche Übungsstunde falle diesmal aus. Ich war nicht sicher, ob Penny Zeit brauchte, um sich zu erholen, oder ob er sich selbst nicht traute und womöglich zu unvorsichtig mit ihr umgehen würde.

Jedenfalls hatte ich nichts dagegen, die Ruhephase etwas zu verlängern.

»Hast du jemanden in der Nähe gespürt?«, fragte er mich sicherlich zum zehnten Mal.

»Nein, ich habe den ganzen Tag über gar nichts aufgefangen«, erwiderte ich.

»Das macht mir Sorgen«, sagte er. Dies überraschte mich nicht, denn er machte sich immer Sorgen, ganz gleich, was ich ihm mitteilte. »Ich werde mich besser fühlen, wenn es vorüber ist. Diese Warterei ist doch das Schlimmste«, fügte er hinzu.

Da waren wir schon zwei, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Ich sparte mir die Mühe, ihm zu sagen, dass ich mich sofort melden würde, wenn ich etwas bemerkte. Er würde trotzdem weiter fragen. Ich war allerdings der Ansicht, dass die Bankiers es ganz sicher

nicht gewagt hatten, etwas so Finsteres wie einen Hinterhalt zu planen. »Stellen wir Wachen auf?« Ich bin nicht sicher, warum ich überhaupt fragte, denn die Antwort lag auf der Hand.

»Normalerweise würde ich vorschlagen, dass deine

Anath'Meridum mit Marcus die eine und wir die zweite Wache übernehmen. Ihre Sinne sind jetzt so scharf, dass sie jeden Feind beinahe so schnell bemerkt wie du.« Das überraschte mich; mir war nicht bewusst gewesen, dass sich ihre Sinne ebenfalls verstärkt

hatten. Er fuhr fort:
»Ehrlich gesagt, ich
traue ihr aber noch
nicht so weit. Deshalb
wirst du mit Marcus die
erste Wache
übernehmen. Ich bleibe
dann zusammen mit
ihr wach und Sorge
dafür, dass sie keine
Dummheiten macht.«

»Ich bin nicht
taub«, grollte sie.

»Das solltest du auch hören. Vielleicht lernst du dann mal endlich was.«

»Also gut, also gut, ich übernehme die erste Wache und wecke euch zwei nach Mitternacht«, willigte ich rasch ein. Ich wollte unbedingt vermeiden, dass zwischen ihnen

ein neuer Streit
entbrannte.

Sie suchten sich
Schlafplätze an
unserem kleinen
Lagerfeuer, und bald
darauf lagen sie mit
dem Rücken zum Feuer
da und rührten sich
nicht mehr. Marc und
ich unterhielten uns
noch eine Weile, meist
über die alten Zeiten,

aber dabei mussten wir leise sein, um die schlafenden Gefährten nicht zu wecken.

Schließlich hörten wir zu reden auf und saßen uns schweigend am Feuer gegenüber.

Dadurch hatte ich eine Menge Zeit zum Nachdenken.

Ich hatte schon eine Vorstellung davon, wie

ich mit möglichen Dieben umgehen wollte, falls wir überhaupt auf Räuber stießen. Allerdings war ich nicht ganz sicher, ob es funktionieren würde. Ich ergriff diese Gelegenheit, die Idee weiter auszuarbeiten und mir die Worte zurechtzulegen, die ich

sprechen wollte, wenn so weit war.

Die Zeit verging nur langsam, und bald hatte ich keine Dinge mehr, über die ich nachdenken konnte. Ich stand auf und umrundete einige Male das Lager, um die Müdigkeit zu vertreiben. Unterwegs sammelte ich kleine

Steinchen auf. Falls wir
in einen Hinterhalt
gerieten, würde ich sie
später noch brauchen.
Allmählich wurde ich
sehr müde. Irgendwann
erreichte der Mond
einen Punkt am
Himmel, der mir
verriet, dass meine Zeit
verstrichen war.
Deshalb ging ich zum
Feuer und weckte

zuerst Penny.

Sanft schüttelte ich
sie an der Schulter.

»Wach auf, du
schlafende Schönheit.«

Im schwachen Licht
schlug sie langsam die
Augen auf. »Mort?«

»Ich bin es«,
bestätigte ich leise.

»Tut mir leid, wie
ich mich vorhin

verhalten habe. Ich war wütend auf mich selbst, nicht auf dich. Ich hätte dich nicht so anfahren dürfen.«

»Mach dir keine Sorgen, du stehst ja unter einer großen Belastung«, sagte ich.

»Ich will nur möglichst schnell lernen. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Ich wusste, was sie meinte. »Ja. Aber mach dir in der kurzen Zeit, die wir noch haben, nicht noch ständig Selbstvorwürfe.«

»Ich schaffe das, Mort. Es ist keine Zeitverschwendung«, sagte sie scharf.

»Das weiß ich. Aber uns bleiben nur noch einige Monate«,

antwortete ich hastig.
Etwas zu hastig
vielleicht.

»Was soll das jetzt
heißen?«, fragte sie
misstrauisch.

Ich war der
Meinung, dass dies
offensichtlich war.
Warum Frauen in
einfachen Aussagen
immer nach tieferen

Bedeutungen suchen müssen, wird mir ewig ein Rätsel bleiben.

»Damit meine ich, dass ich es verstehe. Nur ist es so, dass das, was du lernen willst, nicht leicht ist. Du solltest dich nicht zu sehr antreiben.«

»Findest du etwa, ich sollte einfach aufgeben?« Es klang

zornig.

Wie war sie nur so schnell von Schuldgefühlen zu Empörung gewechselt? »Penny, ich habe doch nicht gesagt ...«, begann ich so ruhig wie möglich.

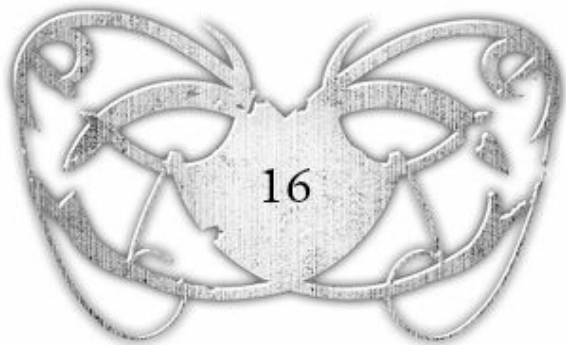
Sie stand mit einer fließenden Bewegung auf, allerdings so energisch, dass sie

beinahe gestolpert
wäre. Das machte die
Sache nicht besser. »Da
ist dein Nachtlager. Ich
fürchte, dieses
Gespräch führt zu
nichts«, knurrte sie.

Die Antwort darauf
schenkte ich mir.
Zweifellos würde ihr
verdrehtes
Selbstwertgefühl auch

meine nächsten
Bemerkungen in eine
Kritik an ihren
Fähigkeiten
ummünzen, ganz
gleich, was ich sagte.
Sie marschierte zu
Cyhan hinüber und
weckte ihn, ehe ich
mich hinlegte. Ich hatte
eine Ahnung, dass ich
schlecht schlafen
würde. *Dieses*

störrische Mädchen,
dachte ich.



Tatsächlich brauchte
ich eine ganze Weile,
um einzuschlafen, und
kaum war es mir
gelungen, da schüttelte

mich Cyhan schon wieder wach. »Was ist los?«, fragte ich benommen.

»Es ist Morgen. Zeit aufzubrechen«, erklärte er.

Das schien mir zwar ausgeschlossen, doch der helle Himmel gab ihm recht. Wenn der Morgen jemals einen Komplizen gehabt

hatte, dann war es Cyhan. Die beiden mussten sich eindeutig verschworen haben, mir den Schlaf zu rauben. Ich stand auf und packte unsere Sachen. Dabei war ich keineswegs mürrisch. Ehrlich.

Penny hatte in der Glut des Lagerfeuers einen großen Topf

Haferbrei gekocht.
Beim ersten Löffel
wurde mir klar, dass
jemand vergessen
hatte, Zucker und
Gewürze einzupacken.
Ich sagte nichts zu ihr,
denn nach den
Erlebnissen des
vergangenen Abends
hätte das ihre
Stimmung gewiss nicht

verbessert.

»Wie ist der Haferbrei?«, fragte sie. Es war nicht klar, ob sie mich oder uns alle meinte.

»Geht so«, antwortete Marc.

»Hab schon schlimmere Sachen gegessen«, meinte Cyhan.

»Entschuldigung,

ich habe vergessen, die Gewürze einzupacken«, sagte sie.

»Das ist gar nicht so übel. Ich mag ihn«, sagte ich und hoffte, dass sie sich damit besser fühlte.

»Danke für den Spott. Es ist so schon schlimm genug, du musst nicht auch noch den Neunmalklugen

spielen.« Dabei funkelte sie mich böse an.

Erschrocken riss ich den Mund auf. Ich hatte es überhaupt nicht sarkastisch gemeint. Hilfe suchend wandte ich mich an Marc, denn offensichtlich wurde ich zu Unrecht

beschuldigt. Er
schüttelte jedoch nur
enttäuscht den Kopf.
Cyhan kicherte leise.
*Wenigstens einer, der
gute Laune hat*, dachte
ich verdrossen.

Marc half mir nach
dem Essen, die Schalen
zu säubern. Da es in
der Nähe keinen Bach
gab, mussten wir den
Sand aus einem

trockenen Wasserlauf
in der Nähe benutzen.

»Du hast gestern
überhaupt nicht
zugehört, was?«

»Ich hätte nicht
gedacht, dass es so
schlimm ist«, log ich.

»Es gibt doch keinen
Grund, außerdem auch
noch grausam zu sein.«

»Falsch«,
entgegnete er.

»Hätte ich denn
über das Essen
schimpfen sollen, so
wie Cyhan?« Wenn ich
jetzt darüber
nachdachte, fiel mir
auf, dass sie sich
tatsächlich nach seiner
Bemerkung
entschuldigt hatte.

»Nein, sie ist
sowieso schon wütend

auf dich. Du hättest dich auf eine neutrale Antwort beschränken sollen – wie ich. Ich glaube kaum, dass du im Moment fähig bist, sie da herauszuholen.«

»Wenn es ihr hilft, wenn ich mich wie ein Arschloch benehme, dann kann ich auch gleich ...« Ich ließ den Satz unvollendet. Es

hatte ja sowieso keinen Zweck.

Diese Gelegenheit ließ Marc sich nicht entgehen. »Sieh mich nicht so an! Nur weil ich jetzt Geistlicher bin, heißt das noch lange nicht, dass ich in Zukunft Männer bevorzuge!« Dabei lachte er.

Ich wollte ihm eine

ungeheuer
schlagfertige und kluge
Antwort geben, doch
mich rettete eine
Ablenkung. Nicht, dass
es eine gute war. Ich
hielt inne und schloss
die Augen, um mich zu
konzentrieren. In der
Ferne, an der Grenze
meiner Wahrnehmung,
spürte ich mehrere

Männer. Nach dem
Aufbruch aus
Washbrook hatte ich
Menschen in fast einer
Meile Entfernung
wahrgenommen, wenn
ich mir Mühe gegeben
und meine Gedanken
beruhigt hatte. Jetzt
stellte ich fest, dass ich
höchstens noch eine
halbe Meile schaffte.

»He, nun sei doch

nicht so!«, sagte Marc.
»Mort?«

»Warte. Da draußen ist jemand.« Ich hob eine Hand und strengte mich an, um meine Wahrnehmung auszudehnen, doch es nützte nichts. Die Gestalten, es waren fünf oder sechs, entfernten sich, bis ich sie nicht mehr spüren

konnte. Schließlich
öffnete ich die Augen
und sah meinen
Freund an.

»Also? Was hatte
das zu bedeuten?«,
fragte er.

»Etwa eine halbe
Meile entfernt waren
Leute auf der Straße.«
Ich deutete in die
Richtung, in die wir

bald aufbrechen
würden.

»Andere

Reisende ... oder
jemand, der auf uns
wartet?«

»Das kann ich nicht
erkennen. Lass es uns
den anderen sagen.«

Cyhan und Penny
übten, als wir
zurückkehrten. Dieses
Mal war Penny zwar

vorsichtiger, doch die Ergebnisse waren die gleichen wie zuvor. Ganz gleich, wie schnell sie sich bewegte und zuschlug, sie konnte den alten Krieger nicht erreichen. Allerdings gab sie ihm auch nicht mehr die Gelegenheit, sie umzuwerfen.

»Ihr solltet euch die

Kräfte aufsparen«, riet ich den beiden.

»Hast du etwas gespürt?«, fragte Cyhan, als sie sich voneinander lösten.

Ich berichtete, was ich entdeckt hatte. »Es könnten natürlich ganz einfach andere Reisende sein«, sagte ich.

»Das könnte sein.«

Er überprüfte bereits seine Waffen. »Aber wir gehen besser von der Annahme aus, dass sie einen Hinterhalt planen.«

»Vielleicht könnten wir die Straße verlassen und ihnen ausweichen«, schlug Penny vor.

»Das ist keine gute

Idee«, schaltete sich Marc ein. »Ich bin schon oft auf dieser Straße gereist. Wenn wir die Räuber umgehen wollen, verlieren wir mehrere Tage.« Er deutete auf die Hügel, die steil vor uns anstiegen. »Ich bin nicht einmal sicher, ob wir dort zurück auf die

Straße kommen.«

»Lieber das, als tot zu sein«, meinte Cyhan. »Ich kenne die Wildnis im Norden. Wenn wir die dortigen Hügel umgehen, erreichen wir eine tiefe Schlucht. Wir müssten ihr ein Dutzend Meilen folgen, ehe wir sie wieder verlassen können, aber das wäre

machbar. Jedenfalls haben wir genug Zeit.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass du einem Kampf ausweichst«, bemerkte ich.

»Dann kennst du mich schlecht«, erwiderte er freiheraus. »Ich kämpfe nur, wenn die Aussichten günstig für mich sind oder wenn es keinen

anderen Weg gibt. Wir haben aber noch weitere Möglichkeiten.«

»Ich würde lieber auf der Straße bleiben.«
Ich starrte ihn an.

»Ich glaube, du hast nicht richtig zugehört.«
Er wich meinem Blick nicht aus.

»Doch, ich habe es

gehört. Ich bleibe auf der Straße. Wenn du einen anderen Weg einschlagen willst, darfst du das gern tun.«

Die Spannung, die nun in der Luft lag, war fast körperlich zu spüren. »Mit dir wird es noch mal ein schlimmes Ende nehmen, Junge, und wahrscheinlich wirst

du dabei vielen Leuten wehtun.«

Ich kehrte ihm den Rücken zu und ging zu meinem Pferd. Mit einem Blick über die Schulter sagte ich:

»Man hat mir sowieso schon einen schlimmen Tod vorhergesagt, aber die Verabredung ist nicht für heute geplant.« Dabei suchte

ich Pennys Blick. Das einzig Gute, wenn man weiß, dass man sterben muss, ist die Gewissheit, wann man *nicht* stirbt.

Penny sprang mir bei. »Er hat recht. Heute werden wir nicht sterben.«

»Ist das eine deiner Visionen?«, fragte

Cyhan. Es überraschte mich, dass sie ihm schon so viel über sich erzählt hatte.

»Ja.«

»Das ist ja alles gut und schön, aber mir ist völlig gleich, wann ihr beiden sterbt. Ich mache mir vor allem Gedanken über meine eigene Lebensdauer. Ich möchte wetten,

darüber hat deine
Vision nichts
verraten.«

»Da kannten wir
uns noch nicht«,
erwiderte Penny
zögernd. »Er hat recht,
Mort. Wir dürfen die
anderen nicht wegen
einer Vision in Gefahr
bringen, die nur uns
zwei betrifft.«

Dieser schnelle

Sinneswandel ärgerte mich. Vor ein paar Tagen hatte sie angenommen, ich würde verrückt werden, aber sie wäre mir auf diesem Weg ohne nachzudenken gefolgt. Jetzt war ich angeblich geheilt, und sie war meine Anath'Meridum, und doch war seine

Meinung wichtiger als meine. Vielleicht war das irrational, aber ich konnte nichts gegen meine Gefühle tun.

»Ich sag euch was«, erwiderte ich. »Da ich sicher bin, dass ich überleben werde, gehe ich allein. Wenn ich mich vergewissert habe, dass die Luft rein ist, komme ich zurück

und hole die Damen ab.« Ja, es war natürlich dumm, so etwas zu sagen, aber inzwischen war ich auf zwei meiner Reisegefährten ziemlich wütend.

»Wenn du dich mehr als zweihundert Schritte von Penelope entfernst, werdet ihr beide durch die

Belastung eurer
Bindung sterben«,
erwiderte Cyhan.

»Was?«, riefen
Penny und ich
gleichzeitig.

Über diese kleine
Einschränkung hatte
uns noch niemand
informiert.

»Das ist doch
lächerlich! Lass es uns

aufheben ... so können wir doch nicht leben«, verlangte ich aufgeregt.

»Mort«, antwortete Penny leise.

»Es ist möglich, Penny. Wir müssen nur beide einverstanden sein, dann ist es vorbei.«

»Nein, Mort. Das werde ich nicht zulassen. Ich meinte

den Eid ernst ... jedes Wort davon. Es ist wichtig.« In ihren blauen Augen sammelten sich schon die Tränen.

»Außerdem ...«, begann Cyhan.

Allmählich war ich die ständigen Unterbrechungen leid. Er hatte es bereits geschafft, meine

zukünftige Frau gegen mich einzunehmen.

»*Kyrtos!*«, fauchte ich ihn an. Mit diesem Spruch konnte man Menschen zum Schweigen bringen.

»Das funktioniert bei mir auch nicht.« Er zog den glühenden Stein hervor, der durch die Bindungszeremonie

entstanden war.

»Solange ich den besitze, kann mir deine Magie nichts anhaben.«

Es war ein Tag voller Überraschungen.

»Gibt es sonst noch etwas, das ich wissen sollte?«, schimpfte ich. Inzwischen war ich über alle Maßen wütend. Er hatte mir

absichtlich
verschwiegen, welche
Folgen unsere Bindung
für mich haben würde.
Ehe er etwas sagen
konnte, ergriff Penny
das Wort.

»Ja«, sagte sie. »Der
Edelstein ist ein
Schlüssel, ein
unentbehrlicher Teil
der Bindung. Er glüht,
solange die Bindung

existiert, aber ...«

»Aber was?«

»Sie will dir

erklären, dass ich den Edelstein zerstören kann, wenn ich den Eindruck gewinne, dass du eine Gefahr darstellst. Das ist eine zusätzliche Absicherung für den Fall, dass ihr beide den

Verstand verliert«,
beendete Cyhan die
Erläuterung.

»Und was passiert
dann?«, fragte ich.

»Wir sterben,
Mort.« Penny war
inzwischen ganz außer
sich.

»Und das hast du
schon vorher
gewusst?«, rief ich.

»Ja. Es ging nicht

anders, Mort. Du hast den Verstand verloren. Ich konnte es nicht ertragen, tatenlos dabei zuzusehen«, klagte sie. »Ich habe es zu deinem Besten getan.«

»Es war wohl nicht nötig, mich nach meiner Meinung zu fragen, was?«

Marcus kam zu uns. »Es ist gar nicht so

schlimm, wie es zu sein scheint. Du ...«

»Und ob es das ist!«, brüllte ich zurück.

»Mort, ich liebe dich. Für mich war das der einzige Grund, so etwas überhaupt zu tun«, fügte Penny hinzu, als könnte das etwas ändern.

»Du kannst deine Liebe nehmen und zur Hölle fahren!«, fauchte ich. Kaum dass ich es gesagt hatte, bereute ich es schon wieder, aber ich war zu aufgebracht, um innezuhalten. »Du kannst auch die Hochzeit vergessen.« Ich zog einen kleinen Beutel vom Gürtel ab.

Er enthielt den Ring,
den ich vor mehr als
einem Monat bestellt
hatte.

»Hier, den kannst
du behalten. Verkauf
ihn oder tu damit, was
du willst, es ist mir
egal. Wir sind fertig
miteinander.« Ich warf
ihn ihr vor die Füße.

Sie kniete nieder,

um den kleinen Beutel
aufzuheben, und spürte
mit den zitternden
Fingern natürlich
sofort, was sich darin
befand. »Mordecai!
Nein, du verstehst es
nicht! Das ist falsch,
ich liebe dich doch!«

»Mein Vater und ich
haben eins gemeinsam,
Penelope. Keiner von
uns kann einen Lügner

ertragen.« Meine Stimme war jetzt kälter als Eis. »Wenn du nicht auch in Bezug auf deinen Eid gelogen hast, dann solltest du dich jetzt um deine Aufgaben kümmern. Ich gehe die Straße hinunter, und du kommst mit ... hast du das verstanden?«

»Glaube ja nicht,

dass mich dein Ärger
umstimmen kann,
Junge. Oder hast du
das hier vergessen? «
Cyhan hielt den
Edelstein mit zwei
Fingern hoch.

Die Wut fegte wie
ein schneidend kalter
Winterwind durch
mich hindurch. Ohne
ein weiteres Wort ließ

ich eine Bö auf seine Hand los, und der Edelstein flog ihm aus den Fingern. »*Grabol ni'targoth. Forzen!*«, sprach ich direkt danach. Unter ihm entstand ein Loch im Boden, und Cyhan stürzte in eine flache Grube. Ehe er reagieren konnte, schloss sich die Erde um ihn.

Unterdessen ging ich
gemächlich zu dem
Edelstein und hob ihn
auf.

»Was tust du da,
Mort?«, rief Marcus.

»Du bleibst hier und
passt auf ihn auf. Sorg
dafür, dass niemand
kommt und dem
Narren den Kopf
abhackt, ehe wir zurück
sind.« Seine Frage ließ

ich unbeantwortet.

Auch Penny versuchte, mich zu besänftigen.

»Mordecai, das ist verrückt. Beruhige dich doch, und dann lass uns darüber reden.«

Ich marschierte an ihr vorbei, ohne darauf einzugehen. »Ich erinnere mich nicht,

dich nach deiner
Meinung gefragt zu
haben. Komm mit. Wir
haben etwas zu
erledigen.«

Fassungslos sah sie
mich an. Offenbar war
sie nicht sicher, wie sie
sich jetzt verhalten
sollte. Erst ging ich
weiter. Schließlich blieb
ich aber doch kurz
stehen. »Was hast du

neulich gesagt? ›Mein Leben gehört dir, und du kannst darüber verfügen, wie du willst.« Das hattest du doch geschworen, oder? Es ist Zeit, dass du deine Arbeit aufnimmst. Es sei denn, du hast beschlossen, dass du meinem Leben jetzt lieber ein Ende setzt.«

Ich ging weiter, stieg jedoch nicht auf ein Pferd. Die Tiere konnten sich als hinderlich erweisen, falls tatsächlich jemand einen Hinterhalt vor uns geplant hatte.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich bewegte. Inzwischen hatte ich mich auf der

Straße schon fast
hundert Schritte
entfernt. Schließlich
rannte sie los und holte
mich rasch ein. »Du
bist entsetzlich«, sagte
sie, als sie nur noch ein
paar Schritte entfernt
war.

»Und du bist der
Leibwächter und
Scharfrichter des
Entsetzlichen«,

erwiderte ich
sarkastisch.

Wir gingen weiter,
bis wir die Stelle
erreicht hatten, wo ich
zuvor die Männer
aufgespürt hatte. Als
wir uns näherten,
entdeckte ich die
Räuber, die sich etwa
hundert Schritte vor
uns am Straßenrand
versteckt hatten.

Meiner ersten Zählung nach waren es fast zwanzig. »Halt!«, fuhr ich Penny an.

Knurrend und zähneknirschend wandte sie sich an mich. »Wenn du glaubst ...«

»Halt den Mund. Vor uns auf der Straße ist eine Falle. Ich

glaube, sie haben ein Loch ausgehoben.« Es war ein unbefestigter Weg voller Staub, unter dem ich jedoch einen großen leeren Raum spürte. Ich konzentrierte mich ... und entdeckte das Holz und das Segeltuch unter dem Straßenstaub. Sie hatten ihre Sache gut

gemacht. Obwohl ich inzwischen Bescheid wusste, konnte ich keinen Unterschied zwischen der Straße und der Fallgrube erkennen.

Da ich ohnehin gerade wütend war, formte ich in dem Bereich, wo sich die Falle befand, einen flachen Schild, über

den wir laufen
konnten. Ich war
sicher, dass er mein
Gewicht tragen würde.

»Sagtest du nicht,
dort sei eine Falle?«,
fragte Penny unsicher.

»Richtig, aber jetzt
wollen wir mal sehen,
wie sie sich fühlen,
wenn wir mühelos
darüber

hinwegspazieren.

Komm, es ist sicher.«

Ich drehte mich um und ging weiter. Penny folgte mir eilig.

»Was tust du, wenn wir sie finden?«

»Ich rede mit ihnen und versuche, sie umzustimmen«, erwiderte ich. Die Tatsache, dass es nur noch fünfzig Schritte

waren, hatte ich ihr
nicht eigens mitgeteilt.
Mit einer raschen
lycianischen
Beschwörung schützte
ich Penny mit einem
Schild. Ihr Kettenhemd
mochte zwar Pfeile
abhalten, aber ein
Zufallstreffer konnte
sie dennoch töten,
wenn er eine
ungeschützte Stelle

traf.

»Ich glaube, ich höre sie«, flüsterte sie. Anscheinend waren ihre Ohren inzwischen besser als meine, denn ich vermochte nichts aufzufangen, obwohl ich wusste, dass die Gegner links und rechts neben der Straße nur noch zwanzig

Schritte entfernt waren.

»Ja, da sind sie ...«, begann ich, aber die Räuber warteten nicht, bis ich den Satz beendet hatte. Aus mehreren Richtungen zugleich prasselten Pfeile auf uns ein, die jedoch harmlos von den Schilden abprallten. Penny hatte das Schwert gezogen,

ehe ich auch nur blinzeln konnte. Sie war so schnell, dass sie beinahe einen Pfeil im Flug zerschnitten hätte, wenn auch immer noch etwas ungelenk.

»Das musst du noch üben«, bemerkte ich und holte meinen kleinen Beutel mit Steinen hervor. Ich griff hinein, zog einen

in der Größe meines
Daumens heraus und
drehte ihn zwischen
den Fingern hin und
her. »Wer ist euer
Anführer? Ich möchte
euch ein Angebot
machen!«, rief ich den
Bäumen am
Straßenrand zu. Bisher
hatten sich die
Banditen noch nicht

gezeigt.

Die Antwort bestand aus einem weiteren Pfeilhagel. »Na gut«, sagte ich. »*Tielen striltos!*« Ich blies auf den Stein in meiner Hand, der davonsauste, als wäre er aus einer Schleuder abgeschossen worden. Er flog in einem Bogen und folgte der

unsichtbaren Linie, die
ich im Geiste
vorgezeichnet hatte, bis
er den Kopf eines
Bogenschützen traf, der
sich zwischen den
Bäumen versteckt
hatte. Ich hörte ein
Klatschen und sah mit
dem Magiersinn, wie
der Mann in seinem
Versteck
zusammenbrach.

Die Pfeile flogen unablässig, deshalb wiederholte ich den Angriff mit drei weiteren Steinen. Drei Räuber gingen im Zwielficht zwischen den Bäumen zu Boden.

»Wir sollten uns wirklich unterhalten! Es muss doch nicht so enden!«, rief ich noch

einmal. Penny sah mir genau zu und war nicht ganz sicher, was hier vor sich ging.

Wahrscheinlich erkannte sie nicht, wie wirkungsvoll die Steine waren.

Ein paar weitere Pfeile kamen geflogen. Ich prägte mir den Ursprung ein und zielte zunächst auf die

Männer, die sie
abgeschossen hatten.
Drei Steine, vier,
fünf ... ganz sicher war
ich mir nicht, aber
schließlich meinte ich
doch, ich hätte die
Bogenschützen
erledigt. »Ich werde
dieses Angebot nicht
wiederholen! Streckt
die Waffen und kommt
heraus, damit wir reden

können!«

Ich hörte Flüche, als sie bemerkten, wie viele ihrer Kameraden bereits ausgeschaltet waren. Dann rannten sie durch das dichte Unterholz davon.

»Verdammt«, schimpfte ich.

»Was ist los?«, fragte Penny. »Laufen

sie vor den Steinen
weg? «

»Es scheint so. Ich
wollte sie nicht alle
verletzen, aber ich kann
sie doch auch nicht
entkommen lassen. Es
könnten noch mehr
unterwegs sein.« Die
fliehenden Männer
waren noch sehr nahe,
soweit es meine
Magiersinne betraf.

Selbst in vollem Lauf
würden sie noch ein
oder zwei Minuten
brauchen, um außer
Reichweite zu
gelangen. Ich schickte
ihnen Steine hinterher
und traf sie
nacheinander, bis sie
reglos am Boden lagen.

»Ich glaube, das
waren jetzt alle«, sagte
ich, während ich die

restlichen Steine in den Beutel zurückschob.

»Lass uns nachsehen, wer sie sind. Vielleicht finden wir heraus, wer sie angeheuert hat.«

»Sehr wohl, Durchlaucht.«

»Das heißt eigentlich ›Euer Gnaden‹. Ich bin Graf und kein Herzog«,

antwortete ich
außerordentlich
humorlos. Dabei
verkrampfte sich zwar
mein Herz und stach,
aber ich gab trotzdem
nicht nach.

Penny antwortete
nicht, doch ich hatte
gespürt, wie sie bei
meiner kalten Antwort
zusammengezuckt war.
Wir suchten den

Straßenrand ab. Sie bemerkte als Erste einen toten Räuber. »Mort, hier ist einer ... oh! O mein Gott!« Mit angewidelter Miene wandte sie sich ab.

Sobald ich neben ihr stand, sah ich den Grund. Es war ein grässlicher Anblick. Der Kopf des Mannes

erinnerte an eine
geplatzte Melone. Blut
und Gehirnmasse
waren in alle
Richtungen gespritzt.
Offenbar hatte ich
mehr Wucht hinter die
Steingeschosse gelegt,
als mir bewusst
gewesen war. Wir
suchten die anderen,
aber bald wurde klar,

dass allen das Gleiche passiert war. Sie sahen aus, als hätte ihnen ein mächtiger Hammer den Kopf zermalmt.

Irgendwann überwältigte es mich, und ich würgte. Natürlich hatte ich schon vorher viele Tote gesehen, genau genommen erst vor einem Jahr, aber dies

hier war etwas anderes.
Das letzte Mal hatte ich
mich verzweifelt
gewehrt, um zu
überleben, und dann
gleich nach der
Schlacht das
Bewusstsein verloren.
Die Leichen waren
entfernt worden, ehe
ich eine Gelegenheit
fand, sie zu betrachten.
Dieses Mal lagen die

Männer, die ich auf brutale Weise getötet hatte, direkt vor mir. Die Gehirnmasse auf dem Boden bewies, was ich angerichtet hatte.

Noch schlimmer, ich hatte es getan, ohne selbst wirklich in Gefahr zu schweben. Gewiss, ich hatte nicht gewusst, wie tödlich

und wirkungsvoll
meine Geschosse
waren, aber ich hatte
die Männer völlig
gelassen einen nach
dem anderen erledigt.
Es hatte sie hinterrücks
und unvermutet
getroffen. Irgendwann
war mein Magen leer,
und ich bemerkte, dass
Penny mir mitfühlend
den Rücken streichelte.

»Das ist nicht deine Schuld«, sagte sie leise.

Und ob es meine Schuld war. Ich wusste, was ich getan hatte, und jetzt erkannte ich sogar noch besser, was ich vor einem Jahr getan hatte. Ich hatte mehr als hundert Männer getötet und kaum eine Sekunde lang darüber

nachgedacht. Wenn
ihre Vision der
Wahrheit entsprach,
dann würde ich es
wahrscheinlich wieder
und immer wieder tun.
Ich richtete mich auf
und spuckte aus, um
den Mund zu reinigen.
»Gut, dass ich dich
habe.«

»Tut mir leid, dass

ich es dir nicht gesagt habe, Mort. Ich dachte, du verlierst den Verstand. Ich hätte wirklich alles getan, um das zu verhindern.« Sie sah mich besorgt an.

Mehr als alles andere auf der Welt wollte ich ihre Entschuldigung annehmen und mich mit ihr aussöhnen. Ich

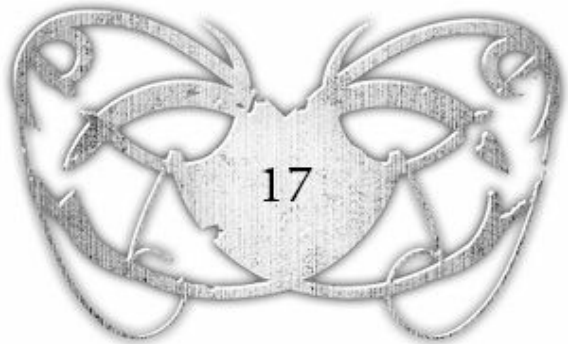
brauchte ihre Liebe
mehr denn je, aber jetzt
war ich voller
Selbsthass wegen der
Dinge, die ich getan
hatte. Es wäre so leicht
gewesen, alles
loszulassen. Aber ich
wusste auch, dass mich
der Tod holen würde,
und bis dahin würde
ich noch viel
schlimmere Dinge tun.

In mir formten sich bereits die Umrisse eines Plans ... wie ich die Bindung loswerden konnte, ehe das Ende kam, um sie zu retten. Ich würde ihr keinen Gefallen tun, wenn ich ihre Liebe für mich verstärkte, nur um sie dann allein zurückzulassen.

»Das meinte ich nicht.« Ich stieß ihre Hand weg. Ihr verletzter Gesichtsausdruck war fast mehr, als ich ertragen konnte. Deshalb ließ ich sie einfach stehen, wandte mich ab und kehrte auf die Straße zurück. Erst als ich ihr den Rücken zuwandte, sagte ich

wieder etwas. »Ich
meine, es ist gut, dass
ich dich habe, damit du
mich töten kannst, falls
ich mich in ein
Ungeheuer verwandle.«
Ohne auf sie zu warten
und ohne mich
umzudrehen, kehrte
ich in unser Lager
zurück. Ich wagte es
nicht, auch nur ein

weiteres Wort zu sagen.



17

In freundschaftlichem
Ton unterhielt sich
Marc mit Cyhan. Der
große Krieger steckte
immer noch bis zum

Hals in der Erde, also blieb ihm auch kaum etwas anderes übrig. Er hätte mir leidtun können, aber Marc war ein ausgezeichneter Geschichtenerzähler. An Langeweile hatte Cyhan sicher nicht gelitten.

»Wie war es? Ist die Straße frei?«, fragte Marc.

»Jetzt schon«,
antwortete ich knapp.
Die Frage, ob Cyhan
sich inzwischen
benommen habe,
schenkte ich mir und
öffnete mit ein paar
Worten die Erde, damit
er herausklettern
konnte. Ich ging davon
aus, dass er vernünftig
war und sich mit dem
abfand, was nun einmal

geschehen war, zumal wir die Situation jetzt bereinigt hatten. »Lasst uns aufbrechen. Wir haben noch einen langen Tag vor uns.«

Der große Mann betrachtete mich gründlich, als er aus dem Loch stieg. Etwas angespannt wartete ich ab, was er tun würde.

»Bist du sicher, dass es klug ist, mich nach alledem herauszulassen?«, fragte er ruhig.

»Ich habe getan, was notwendig war«, antwortete ich. »Es besteht kein Grund, darum ein großes Aufhebens zu machen. Oder möchtest du lieber ins Loch

zurück?« Ich hatte große Mühe, gleichmütig zu sprechen.

»Wenigstens lernst du schnell«, antwortete er.

»Was denn?«

»Du hast keine Zeit verschwendet und mich nicht mit den Fäusten angegriffen. Du hast nicht gezögert, und du

hast meine Fähigkeit,
dich zu bedrohen, mit
dem geringsten
Aufwand
ausgeschaltet.« Er
klopfte sich den Staub
von der Kleidung.
»Wenn du mein
Schüler wärst, würde
ich mich freuen.«

»Und da ich nicht
dein Schüler bin?«

»Ich werde dafür sorgen, dass du nicht noch einmal eine solche Gelegenheit erhältst.« Er grinste böse. Das war bei diesem großen Mann ein ungewöhnlicher Anblick, der mich an ein gefährliches, zähnefletschendes Tier erinnerte.

Kurz darauf ritten

wir, die Maultiere im Schlepp, die Straße hinunter. Als wir den Schauplatz des Hinterhalts erreichten, bestand Cyhan darauf, die Toten zu untersuchen. Ich widersprach nicht. Er sollte ruhig wissen, mit wem er da unterwegs war. Marc leistete ihm

Gesellschaft, Penny blieb auf dem Pferd sitzen, weil sie ohnehin schon genug hatte. Wir schwiegen.

Als die beiden zurückkehrten, machte Marc ein schockiertes Gesicht. Cyhan war zurückhaltender. »So etwas habe ich noch nie gesehen«, erklärte der Veteran. »Was hast du

eingesetzt? «

»Steine.« Ich zog einen aus der Tasche und warf ihn hinüber. Geschickt fing er ihn auf.

»Wie bist du auf diese Idee gekommen?«, fragte er.

»Ich habe eine lebhaft Phantasie.« Sarkasmus ist auf jeden Fall eine meiner

Stärken.

»Einige

Wegelagerer sehen so aus, als wären sie weggelaufen.«

»Ich dachte, sie haben Freunde«, erwiderte ich. Meine Selbstzweifel wollte ich ihm nicht zeigen.

»Das könnte sein«, antwortete er. »Ein

paar von ihnen hatten gewiss Familien. Der Ausrüstung und Kleidung nach zu urteilen, waren wohl Wächter aus der Stadt dabei.«

Ich bekam Schuldgefühle, als ich an die Frauen und Kinder dachte, doch dieses Gefühl kämpfte ich nieder. »Sie hätten

sich eben einen
anderen Nebenerwerb
suchen sollen.« Er
grunzte, sagte aber
nichts weiter dazu.

Danach ritten wir
schweigend weiter.
Marc versuchte
mehrmals, ein
Gespräch in Gang zu
bringen, doch nicht
einmal er konnte die
dicke Wolke vertreiben,

die über uns hing.
Penelope antwortete
auf keine seiner
Fragen. Cyhan war
nicht ganz so
zurückhaltend,
beschränkte sich aber
auf einsilbige
Antworten. Marc sparte
sich die Mühe, es auch
bei mir zu versuchen.

Am Abend schlugen

wir das Lager auf,
nachdem uns keine
weiteren Menschen auf
der Straße begegnet
waren. Penny übte mit
ihrem Lehrer, und
sogar ich konnte sehen,
dass sie besser wurde.
Sie nahm ihre Aufgabe
besonders ernst. Nach
dem Essen schlug
Cyhan vor, dass sie mit
mir Wache hielt. Ich

glaube, damit wollte er uns eine Gelegenheit geben, uns auszusöhnen.

»Lieber nicht«, sagte sie einfach nur, und das war es dann.

Als ich meine Schicht hinter mir hatte, schlief ich schlecht. Ich wachte oft auf und träumte von den Männern, die ich

getötet hatte.

Irgendwann erschien mir auch die versteinerte Frau. Sie blickte auf die von mir umgebrachten Männer hinab, ging langsam von einem zum anderen, beugte sich über sie und legte ihnen die Hand auf die Oberkörper. Bei dieser

Berührung sanken sie
in die Erde hinunter,
bis sie nicht mehr zu
sehen waren. Als sie
fertig war, blickte sie
mich an, und ich
entdeckte Tränen in
ihren Augen.

Schimmernde Kristalle,
die unablässig auf die
stille Erde fielen. Sie
öffnete den Mund und
wollte schon etwas

sagen, doch ich konnte
die Worte nicht
verstehen. Sie wirkte
zugleich schön und
bekümmert. Auch
wenn ich es nicht
hören konnte, dachte
ich, sie flehe mich an
und bitte um etwas,
doch was es auch sein
mochte, es lag nicht
mehr in meiner Macht,
ihr den Wunsch zu

erfüllen.

Plötzlich wachte ich schwitzend auf und sah mich im Lager um.

Penny saß neben Cyhan. Sie redeten leise, er hatte sie in den Arm genommen.

Wahrscheinlich wollte er sie nur trösten, doch der Anblick entfachte ein böses Feuer in

meinem Bauch. Ich
schloss die Augen, um
es nicht zu sehen. Es
ging mich sowieso
nichts mehr an, und sie
brauchte doch
jemanden, wenn ich
nicht mehr da war.
Vorausgesetzt
natürlich, ich fand
einen Weg, unsere
verfluchte Bindung
loszuwerden.

Wie üblich kam die Morgendämmerung viel zu früh. Wir brachen das Lager ab und machten uns auf den Weg. Vögel zwitscherten, und ein milder Wind wehte, der die angenehmen Gerüche von Blumen und anderen Pflanzen mit sich trug. Kurz und gut, es war ein elender

Tag. Ich habe nie
verstanden, warum
Mutter Natur so wenig
Rücksicht auf meine
Stimmungen nimmt.
Frauen besaßen doch
angeblich ein
hervorragendes
Einfühlungsvermögen.
Andererseits hatte ich
schon lange das Gefühl,
dass Mutter Natur von

Natur aus ein
Miststück ist.

Nach unserem Streit
am Vortag hatte sich
Penny etwas erholt. Sie
plauderte freundlich
mit Marc, was ihm
sicher gelegen kam. Es
war ihm noch nie
leichtgefallen, längere
Zeit zu schweigen.
Sogar Cyhan wirkte
etwas geselliger und

hatte seine Antworten von einzelnen Silben auf mehrere Worte erweitert. Manchmal machte er sich sogar die Mühe, ganze Sätze zu formulieren.

Alles in allem bildete die freundliche Atmosphäre einen starken Kontrast zu meinem abweisenden Verhalten. Irgendwann

ritt Marc neben mir.
Allerdings dauerte es
einen Augenblick, bis
ich erkannte, dass er
mit mir sprach.

»Was?«, fragte ich,
da ich bislang nicht auf
ihn geachtet hatte.

Er seufzte
dramatisch. »Ich habe
gefragt, ob du dich
freust, wieder nach

Hause zu kommen.«

»Nicht besonders«, antwortete ich. Der Gedanke an die Heimat erinnerte mich daran, dass ich mit Penny gebrochen hatte.

Nachdem ich es mehr als ein Jahr mit ihr geteilt hatte, wäre mein Bett ohne sie furchtbar leer.

»Worüber brütest

du denn?«, wollte er wissen.

Die Frage reizte mich zur Weißglut. Er wusste doch ganz genau, warum ich derart neben mir stand. Ebenso musste er wissen, dass eine Unterhaltung in aller Öffentlichkeit die Dinge auch nicht zum Besseren wenden

konnte. »Ich habe über
verschiedene
Methoden
nachgedacht, möglichst
viele Menschen
umzubringen. Wenn
der Krieg unser Land
heimsucht, brauche ich
neue Ideen. Ich bin
sicher, dass ich die
Steine nicht benutzen
kann, um sie einen

nach dem anderen zu töten. Also brauche ich etwas, um Menschen in größeren Gruppen zu erledigen.«

»Das ist eine verdammt kranke Art und Weise, den Morgen zu verbringen«, spottete er.

»Ich würde es eher als sachdienlich bezeichnen.«

»Es wäre noch sachdienlicher, wenn du über einen Weg nachdenken würdest, dich mit Penny auszusöhnen«, gab er sofort zurück.

Die anderen lauschten aufmerksam. Auf keinen Fall wollte ich darüber reden, solange Penny zuhören konnte. »Reitet

weiter.« Ich winkte ihnen. »Ich muss mit meinem Freund hier ein paar Dinge klären.«

»Klar«, sagte Cyhan.

Penny tat so, als hätte sie überhaupt nichts bemerkt. Die beiden ritten unausgesetzt vorwärts, während ich mein Pferd anhielt und mich zu Marc

herumdrehte.

»Du gehst also davon aus, dass ich mich mit Penny aussöhnen will«, begann ich, sobald die beiden außer Hörweite waren.

Er beäugte mich neugierig. »Lass diesen Unsinn, Mordecai. Ich bin der König des Unsinnns, und wir

kennen uns schon viel zu lange.«

»Ist deine Göttin besorgt, ich könnte ihre Pläne gefährden, wenn ich mich nicht mit Penny vertrage?« Es war wirklich Unfug, aber ich wollte ihn aus dem Gleichgewicht bringen.

»Der Mann, mit dem zusammen ich

aufgewachsen bin,
würde sich niemals so
verhalten, wie du es
gestern getan hast. Es
sei denn, es gibt einen
wirklich triftigen
Grund dafür. Was du
auch tust, du musst
unbedingt mit
jemandem sprechen.
Wie willst du sonst
erkennen, ob du

vernünftig bist oder dir
bloß etwas
vormachst?« Auf
meine Beleidigung ging
er mit keinem Wort
ein.

»Warum sollte ich
einem Heimatlosen
trauen, der sich in den
Klauen einer Göttin
befindet?«

»Weil ich dein
Freund bin,

verdammt!«

Irgendetwas in mir zerbrach in diesem Augenblick. »Na gut, wenn du wissen willst, was ich denke, musst du mir versprechen, dass es unter uns bleibt.«

»Das ist die erste echte Beleidigung, die du heute ausgesprochen hast«,

antwortete er kühl.
Zwischen uns hatte es
niemals irgendwelche
Vorbehalte gegeben,
und er hatte zu keinem
Zeitpunkt mein
Vertrauen gebrochen.

»Ich werde bald
sterben, Marc. Penny
hatte vor einer Weile
eine Vision.«

»Was? Bist du

sicher? «

»Sie ist sicher, und ich glaube ihr. Das ist einer der Gründe dafür, dass ich sie nicht als Bindungsgefährtin haben wollte.«

Das Verständnis dämmerte in seinem Gesicht. Er dachte eine Weile darüber nach, ehe er weitersprach. Er brauchte nicht lange,

denn er besaß einen
scharfen Verstand.

»Dann glaubst du also,
du könntest sie
bewegen, die Bindung
aufzuheben, wenn du
dich wie ein Arschloch
benimmst?«

»Das weiß ich nicht.
Entweder dies, oder ich
finde selbst einen Weg,
die Bindung zu
beseitigen. Auf jeden

Fall wird es nach
meinem Tod für sie
leichter sein, wenn sie
nicht bis über beide
Ohren in mich verliebt
ist. Und für mich wird
es auch leichter.«

»Nein, wird es nicht.
Ich muss schon sagen,
manchmal bist du der
größte Idiot, den ich je
gesehen habe«,

erwiderte er traurig.

»Irgendwann im Laufe der nächsten sechs Monate werde ich eine ganze Armee umbringen müssen. In einem halben Jahr bekommen wir sicher nicht genug Männer und Vorräte, um den Angriff eines großen Landes aufzuhalten. Was denkst du, was das

aus mir machen wird,
Marc? Vielleicht sollte
ich froh sein, dass ich
sterbe. Glaubst du,
jemand kann so etwas
tun und danach wieder
ein ganz normales
Leben führen?«

»Genau deshalb
brauchst du sie doch.
Du brauchst deine
Freunde und deine
Angehörigen. Du

brauchst Pennys
Unterstützung. Wenn
du dich von alledem
abschneidest, wirst du
dich tatsächlich noch in
ein Monster
verwandeln«, erklärte
er nachdrücklich.

»Das ist doch egal!
Ich werde tot sein! Was
hast du daran nicht
verstanden?«, rief ich.

»Mir kommst du gar nicht so tot vor. Ich weiß natürlich nicht, was in sechs Monaten geschehen wird. Vielleicht stirbst du, vielleicht aber auch nicht. Falls es dir entgangen ist, ich glaube seit kurzer Zeit an Wunder. Aber ob du es nun akzeptierst oder nicht, das Wichtigste

ist jedenfalls, dass du schon jetzt so gut wie tot bist, wenn du dich von allen lossagst, die dich lieben. Warum denn die Dinge überstürzen? Lebe doch! Mach das Beste aus der Zeit, die du noch hast!«

»Sie ist wichtiger als dies«, wandte ich ein.

»Läuft es also
darauf hinaus? Auf sie?
Dann bist du ein
doppelter Narr! So
bekommst du sie ganz
bestimmt nicht dazu,
ihren Eid zu brechen.«

»Schön! Du bist ja
wirklich ein Genie,
wenn es um Frauen
geht. Dann sag mir
doch, wie ich sie
bewegen kann, sich

darauf einzulassen«,
fauchte ich.

Marc lächelte
düster. »Denk nach,
Mort. Erinnerere dich an
die Vergangenheit.«

»Was?«

Er beugte sich
herüber, bis unsere
Gesichter nur noch ein
paar Handbreit
voneinander entfernt

waren, und erklärte mir
in allen Einzelheiten,
wie ich ihre
Zustimmung
bekommen konnte. Die
Kühnheit dieser Idee
erschreckte mich.

»Ich kann
unmöglich mit
Sicherheit sagen, dass
dies geschehen wird!«,
rief ich.

»Du musst auch

nicht sicher sein. Lüge einfach. Schließlich bist du der mächtige Magier. Niemand hat eine Ahnung, was du tun kannst und was nicht ... oder was du weißt.« Er schenkte mir sein strahlendstes Lächeln.

»Ich soll sie anlügen?« Das hätte ich nie in Betracht

gezogen. »Es kommt mir ... falsch vor.«

»Vergiss nicht, du tust es, um ihr das Leben zu retten.«

»Das war auch ihr Grund, mich anzulügen. Wo ist da der Unterschied?«, fragte ich.

»Es gibt keinen. Aber vielleicht fällt es

dir damit in der
Zwischenzeit leichter,
zu vergeben und zu
vergessen.« Er richtete
sich im Sattel auf und
streckte sich, um zu
erkunden, wie weit sich
unsere Gefährten
entfernt hatten. »Nur
eines darfst du nicht
vergessen, Mort.«

»Was denn?«

»Du warst immer

mein bester Freund.
Für mich bist du wie
ein Bruder. Mann, du
stehst mir sogar näher
als mein Bruder. Ich
bin auf deiner Seite,
also sperr mich nicht
wieder aus. Wenn es
irgendetwas gibt, das
ich tun kann, um den
Gang der Dinge zu
beeinflussen, dann
werde ich das tun, und

ich habe jetzt eine
ziemlich starke
Verbündete. Solange du
lebst, gib nicht die
Hoffnung auf.« Er stieg
ab und kam zu mir
herüber.

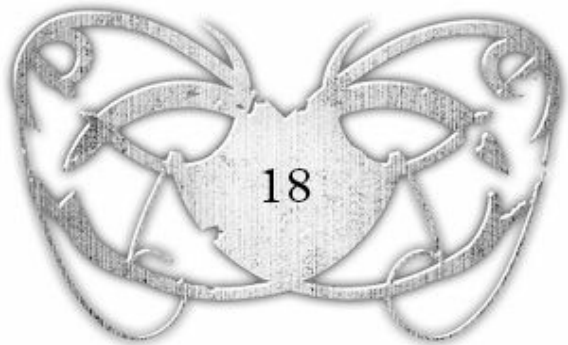
Auch ich sprang
vom Pferd und
umarmte ihn endlich
so, wie ich es schon bei
unserer ersten

Begegnung in der Hauptstadt hätte tun sollen. Was immer er jetzt auch war, er war nach wie vor mein Freund. Dann stiegen wir wieder auf und trieben unsere Pferde an, um Cyhan und Penny einzuholen.

Weder Cyhan noch Penny fragten danach, was wir besprochen

hatten, und von mir
aus sagte ich nichts
dazu. Den Rest des
Tages hörten wir Marcs
Geschichten über seine
Abenteuer mit den
Damen von Albamarl
zu. Für einen Heiligen
hatte er wirklich einige
deftige Abenteuer zu
berichten. Manchmal
lachten Penny und ich,
aber wir redeten immer

noch nicht
miteinander. Mein
Herz war etwas leichter
geworden, weil ich ein
wenig Hoffnung hatte.
Wenigstens für sie.



Der Rest unserer Reise
verging ereignislos, bis
wir zwei Tage später
Washbrook erreichten.
Ich war überrascht,

dass zwei Männer das äußere Tor bewachten. Wie es schien, nahmen sie ihre Aufgabe sehr ernst.

»Hallo, Torwächter!«, rief ich.

»Hallo! Wer kommt des Weges?«, antwortete einer der beiden, in dem ich Cecil Draper erkannte.

»Wenn Ihr mich

schon nach ein paar Wochen nicht wiedererkennt, frage ich mich, ob es eine kluge Idee war, Euch an dieses Tor zu stellen!«, antwortete ich freundlich.

»Euer Lordschaft! Entschuldigung, ich habe nur meine Aufgabe erfüllt. Ich hoffe, Euch und der

Lady geht es gut?« Er nickte in Penelopes Richtung.

»Uns geht es gut.« Ich wagte nicht, sie anzublicken. »Was ist hier nach unserer Abreise geschehen?«

»Wir hatten eine Menge Aufregung«, erklärte er.

»Was ist passiert?«,

hakte ich sofort nach.

»Ihr solltet lieber mit Lord Dorian oder Joe McDaniel sprechen, Euer Lordschaft. Sie wollen es Euch sicher selbst erzählen«, antwortete er unsicher.

»Wisst Ihr, wo ich sie jetzt finde?«

»Wahrscheinlich auf der Burg«,

erwiderte er.

Ich bedankte mich,
und wir ritten durch
das Tor. Seit unserer
Abreise hatte sich zwar
nicht viel verändert,
und doch sah alles nach
fieberhaften
Aktivitäten aus. Im
großen Hof schnürten
Kinder Fackeln zu
Bündeln zusammen,
einige Männer liefen

hin und her und kümmerten sich um verschiedene andere Aufgaben. Auch die wenigen Frauen, die ich entdeckte, waren stark beschäftigt.

»Lasst uns in unser Haus gehen.« Ich wendete mein Pferd, um zum Bergfried zu reiten.

»Du meinst dein Haus«, warf Penny verbittert ein.

»Penny, darüber müssen wir noch reden ...«

»Keine Sorge, Mordecai. Ich ziehe zu meinem Vater«, erwiderte sie.

»Das geht nicht«, gab ich zu bedenken.
»Die Bindung

verhindert es. Du
musst mit Cyhan im
Bergfried bleiben. Dort
sollte es allerdings
genug Platz geben.« Ich
wollte mit ihr darüber
sprechen, aber nicht
vor all den anderen und
natürlich nicht in
Cyhans Gegenwart.

»Solange ich nicht
in deiner Nähe schlafen

muss«, entgegnete sie schroff.

Ich hielt den Mund, und wir ritten weiter. Das Torhaus der Burg war nicht besetzt, was mich nicht weiter überraschte. Es gab kaum genügend Leute, die Tore zu bewachen. Ich wunderte mich sogar, dass sie überhaupt den Zugang

zum Dorf sicherten.
Die Leute mussten
essen, und jeder Mann
hatte wichtige
Aufgaben. Als wir die
Haupttür beinahe
erreicht hatten, kam
Dorian bereits
herausgeschossen.

»Mordecai!«, rief er.

Dann sah er die
anderen an. »Penny,
Marcus ... ich bin ja so

froh, euch zu sehen.
Wer ist euer neuer
Freund?« Er deutete
auf den riesigen
Krieger.

Ich wollte ihm
schon antworten, doch
Penny kam mir zuvor.
»Oh, Dorian, das ist
Master Cyhan, mein
neuer Lehrer.«

»Lehrer?«, fragte

Dorian verwirrt.

»Ich musste mit Mordecai die Bindung eingehen. Ich bin jetzt eine Anath'Meridum. Das Wichtigste ist nun, dass ich unter Master Cyhans kundiger Anleitung zu kämpfen lerne. Er ist wirklich erstaunlich. Ihr zwei solltet euch mal austauschen. Ich bin

sicher, dass sogar du noch einiges von ihm lernen könntest, Dorian. Er hat schon sein ganzes Leben lang die Anath'Meridum ausgebildet.« Die Worte sprudelten förmlich aus ihr heraus.

Ich konnte mich nicht erinnern, sie jemals im Leben wegen

eines anderen
Menschen so erregt
gesehen zu haben.
Sicherlich wollte sie
nur das Beste für mich.
Das sagte mir meine
Vernunft. Der Rest von
mir lief grün an.

Dorian ging Cyhan
entgegen und bot ihm
die Hand. »Es ist eine
Ehre für mich, dich

kennenzulernen. Die
Kampfkunst der
Anath'Meridum ist
legendär. Ihr Lehrer
muss ein
außergewöhnlicher
Krieger sein.« Der
ältere Mann schlug ein.
Die beiden Männer
begegneten sich auf
Augenhöhe, man
konnte nicht erkennen,
wer von ihnen größer

war.

»Angenehm,
Dorian. Du tust mir zu
viel der Ehre an. Ich
bin nur einer in einer
langen Reihe von
Lehrern«, antwortete
Cyhan.

»Du bist zu
bescheiden. Ehrlich,
Dorian, er hat mich
schon so viel gelehrt.«
Fast besitzergreifend

legte sie Cyhan die Hand auf den muskulösen Unterarm. Unterdessen litt ich an einem Anfall heftiger Eifersucht. Dorian suchte einen Moment lang meinen Blick und stellte mir eine stumme Frage. Sogar er konnte erkennen, dass da etwas im Gange war.

»Lasst uns
hineingehen«, schlug
er vor. »Marc, wir
haben uns ja seit einer
Ewigkeit nicht mehr
gesehen. Du hast doch
bestimmt hundert neue
Geschichten zu
erzählen.«

Ein paar Minuten
später saßen wir an der
Haupttafel im großen
Saal. Ich hatte noch nie

den Vorsitz bei einem offiziellen Essen auf der Burg gehabt, aber die Größe und die zentrale Position des Tisches bewiesen, welche Rolle er in Zukunft spielen sollte. »Dorian, ehe wir uns unterhalten, musst du mir erklären, was hier geschehen ist. Cecil

deutete an, nach
unserer Abreise habe es
einige Aufregung
gegeben.«

Dorians Miene
verdüsterte sich. »Ich
hatte endlich
Gelegenheit, deinen
Ungeheuern zu
begegnen.« Das weckte
unsere
Aufmerksamkeit, und
Dorian verbrachte die

nächste halbe Stunde damit, uns alles zu berichten. Er spielte seine eigene Rolle in der Schlacht herunter, doch mein Vater kam hinzu, ehe er fertig war, und korrigierte diese Unterlassungssünde.

»Hör nicht auf ihn, mein Sohn. Dorian hat wie ein Löwe gekämpft. Wäre er nicht gewesen,

diese Ausgeburten der Hölle hätten uns überrannt«, sagte Royce, als er zu uns an den Tisch trat. Ich stand auf und umarmte ihn.

»Ich hätte dies sowieso vermutet, auch wenn du es nicht gesagt hättest«, erwiderte ich.

»Dein Vater hat mir

das Leben gerettet,
Mort«, fügte Dorian
hinzu. Er schilderte
Royce' Plan, ihn aus
der Meute der Untoten
zu befreien, die ihn
überwältigt hatten.
Insgesamt erhielt ich
von den beiden einen
recht vollständigen
Eindruck von den
Geschehnissen.

»Das war also vor

fast einer Woche.

Haben sie sich seitdem noch einmal blicken lassen?«, fragte ich.

»Wir haben nichts mehr von ihnen gesehen«, erwiderte mein Vater.

»Ich glaube, dein Vater hat sie abgeschreckt«, bemerkte Dorian lachend.

»Ich wünschte, das wäre wahr.« Dann erzählte ich ihnen, was ich über die Shiggreth und ihre dunklen Ursprünge erfahren hatte.

»Woher weißt du das?«, fragte Dorian.

»Marc hat es mir erzählt, aber auch Rose wusste über sie

Bescheid. Offenbar handelt es sich dabei um eine Einzelheit aus unserer Geschichte, über die ich noch nicht im Bilde war.«

Dorian wandte sich an Marc. »Ich wusste noch gar nicht, dass du dich so für die Geschichte interessierst.«

»Mein Wissen

stammt von einer
höheren Quelle«,
antwortete er feierlich.
Dies führte zu einer
ausgiebigen Erörterung
von Marcs neuer
Berufung. Darüber
freute sich Dorian. Die
Thornbears waren
schon immer ergebene
Anhänger der Herrin
des Abendsterns
gewesen, und Dorian

bildete in dieser
Hinsicht keine
Ausnahme. In der
Neuigkeit, dass einer
seiner besten Freunde
ein Heiliger der Lady
geworden war, sah er
einen Anlass zum
Feiern. Royce grunzte
etwas, ohne sich
festzulegen. Für die
Götter hatte er noch

nie viel übrig gehabt.

»Übrigens, Dorian«, fuhr Marc fort, »Rose lässt dich grüßen. Sie hat sich sehr für deine Erlebnisse seit ihrem letzten Besuch interessiert und bittet dich um Verzeihung, weil sie nicht mitkommen konnte.«

Dorian strahlte. Es war ihm schon immer

schwergesunken, seine
Gefühle zu verbergen.

»Geht es ihr gut?«

»Wir sollen dir
ausrichten, dass sie bei
bester Gesundheit ist
und sich darauf freut,
dich bald
wiederzusehen. In ein
paar Monaten kommt
sie her und wird eine
Weile bleiben«,
antwortete Marc. Er

genoss seine Rolle als Botschafter viel zu sehr.

»Warum erzählst du mir das überhaupt? Sollte sie solche Botschaften nicht an Mort schicken?«
Dorian war nach diesen Neuigkeiten von Rose schrecklich verlegen und hatte völlig

vergessen, dass ich auch dabei gewesen war, als sie Marc die Botschaften aufgetragen hatte. Ich lächelte in mich hinein.

»Er war dabei,

Dorian«, seufzte Marc.

»Und sie hat sich sehr bestimmt ausgedrückt. Ich sollte dir persönlich mitteilen, dass sie herkommt und sich

darauf freut, die Unterhaltungen mit dir fortzusetzen.«

Penny lachte über Dorian's Verwirrung.

»Gib es auf, Marcus. Er wird es nie begreifen, solange sie ihm nicht eine große Keule über den Schädel zieht und ihn in ihren Bau schleppt.«

Dorian funkelte sie

an. Er fühlte sich mit dem Verlauf, den die Unterhaltung genommen hatte, nicht wohl und suchte das Thema zu wechseln.

»Penny, du wirst dich freuen, wenn du deine Gemächer siehst. Wir haben die Möbel aufgestellt, und die Arbeiter sind auch

schon mit dem Boden fertig.«

Der Glanz in ihren Augen erlosch. »Es ist bestimmt sehr schön geworden, Dorian, aber ich werde dort nicht wohnen. Mordecai hat beschlossen, unsere Verlobung aufzulösen.«

»Was?«, rief Dorian aufgebracht. Er sah uns entsetzt und

erschrocken an. Auch
mein Vater war
überrascht, äußerte
sich jedoch nicht. Er
war so klug,
abzuwarten und mich
später auszufragen.
Dorian fing sich wieder.
»Was hast du getan?«
Natürlich meinte er
mich. Ich machte mir
Sorgen, er könnte mich
erwürgen.

»Immer mit der Ruhe! Beruhige dich, Dorian. Darüber können wir später noch reden«, schaltete sich Marc ein. Er hoffte, offenbar, einen hässlichen Streit beizulegen, ehe er überhaupt begonnen hatte. Dorian blickte zwischen Marc und mir

hin und her. Seine Miene sagte überdeutlich, dass wir uns unterhalten müssten, und zwar sehr bald.

Penny brach das drückende Schweigen. »Ich brauche also eine andere Unterkunft, Dorian. Mein Gebieter ...«, dabei warf sie mir einen

ungeheuer
verächtlichen Blick zu,
»verlangt, dass ich
mich niemals weiter als
zweihundert Schritte
von ihm entferne.«

Das ärgerte mich
sehr. »Nun hör aber
mal auf, Penelope!« Ich
spie ihren Namen aus
wie einen Fluch.

»Diese zweihundert
Schritte sind die Folge

der Bindung, über die du mich angelogen hast, also versuch bitte nicht, mir die Schuld daran zuzuschieben.«

»Dann nehme ich das zurück. Bitte verzeiht mir, Euer Gnaden«, verspottete sie mich. »Dorian, wie du siehst, wünscht Seine Lordschaft mich

nicht mehr in seiner
vortrefflichen
Gegenwart zu behalten,
weshalb ich einen
andern Raum
benötige.«

Der arme Dorian
steckte zwischen uns in
der Klemme und
konnte überhaupt nicht
damit umgehen. »Im
Augenblick haben wir
leider keine freien

Räume. Ich wollte Cyhan und Marcus anbieten, in eurem alten Haus zu wohnen, aber wenn du es brauchst ...«

»Das ist zu weit für sie«, warf Cyhan ein.

»Aber mir wäre es recht.«

»Was ist mit den anderen Quartieren?«, erkundigte sich Penny.

In dem Stockwerk, wo sich unsere Räume befanden, gab es auch einige Gästezimmer.

»Alle Dorfbewohner übernachteten im Schutz der Mauern. Die Zimmer sind belegt, aber wir könnten vielleicht eine Familie in die Kaserne ...«, schlug Dorian vor.

»Nein, schon gut«, unterbrach ihn Penny.

»Für Cyhan ist die Kaserne in Ordnung, denn er hat ja eine militärische Ausbildung. Wir können dort beide unterkommen.« Cyhan zog die Augenbrauen hoch.

»Ich könnte auch in der Kaserne schlafen«,

bot Marc an.

»Du kannst bei mir bleiben«, sagte ich.

»Schließlich habe ich ja jetzt genug Platz.«

Sobald die Schlafplätze verteilt waren, wollten sie hinausgehen. Ich hatte jedoch noch etwas zu verkünden. »Ehe ihr aufbrecht ... ich habe

schlechte
Neuigkeiten.«

»Hatten wir davon
nicht schon genug für
einen Abend?«,
erwiderte Dorian.

»Ich fürchte, es wird
noch schlimmer
kommen. Das
Königreich Gododdin
wird im nächsten
Frühling nach Lothion
einmarschieren.

Arundel, Cameron und Lancaster werden die ersten Gebiete sein, die unter dem Vorstoß leiden müssen«, unterrichtete ich sie.

»Woher weißt du das?« Dorian runzelte die Stirn.

»Penelope hatte eine Vision, und hinzu kamen auch noch Erkenntnisse von der

Lady des Abendsterns.«
Ich nickte in Pennys
und Marcs Richtung.

Alle redeten
durcheinander, und ich
musste rufen, um mir
Gehör zu verschaffen.
»Ich weiß, wie
unerwartet dies
kommt, aber hört mir
zu!« Sobald sie sich
beruhigt hatten,

erläuterte ich, was wir wussten, konnte außer dem Zeitpunkt und dem Ort jedoch nicht viel ergänzen.

Außerdem gab ich meine Unterhaltung mit König Edward wieder. Sie mussten doch wissen, dass wir von dort keine Hilfe erwarten durften. Sobald ich fertig war,

ging das Durcheinander wieder los.

Royce meldete sich zu Wort. Obwohl er ruhig sprach, hielten die anderen sofort inne und hörten ihm zu.

»Ich habe einen Vorschlag. Warum schlafen wir nicht erst einmal darüber? Du hast uns mitgeteilt, was du weißt, und darauf

müssen wir uns nun einstellen. Wir sollten bis morgen früh warten, ehe wir Pläne schmieden, weil unser Kopf dann klarer ist.«

Das war ein guter Vorschlag, den ich sofort unterstützte. Einige wanderten schon hinaus. Penny fasste Cyhan am Arm.

»Ich zeige dir, wo die Kaserne steht.«

Der alte Veteran hätte die Kaserne ganz bestimmt auch ohne ihre Hilfe gefunden, aber ich sagte nichts dazu. Marc und Dorian gingen zur Treppe. Sie warfen mir Blicke zu, die mir wohl sagen sollten, dass sie mich in der Abgeschiedenheit

meiner Gemächer über
dem Feuer rösten
würden. Ich stand auf,
um ihnen zu folgen,
doch mein Vater hielt
mich auf. »Ich muss
mit dir reden, mein
Sohn«, sagte er.

Ich rief Dorian zu,
ich würde gleich folgen,
und schenkte meinem
Vater die
Aufmerksamkeit.

Natürlich gab es keinen Zweifel, was er mit mir besprechen wollte.

Nachdenklich sah er mich an, doch ich schwieg beharrlich. Er hatte eine Begabung, sich auch ohne Worte auszudrücken. Nach einem langen Schweigen sagte er schließlich: »Nun?«

»Nun was?«,
erwiderte ich und
fühlte mich wieder wie
ein aufsässiger
Jugendlicher, was
seltsam war, da ich
diese Trotzphase nie
durchgemacht hatte.
Aber wenn ich ein
widerborstiger
Jugendlicher gewesen
wäre, dann hätte es
sich vermutlich so

angefühlt.

»Was soll ich deiner Mutter sagen?«, fragte er.

»Warum ist sie eigentlich nicht da?«

»Weil du dir nicht die Mühe gemacht hast anzuhalten und ihr zu sagen, dass du zurückgekehrt bist. Du hast Glück, dass ich

zufällig in der Nähe war, sonst hätte auch ich angenommen, dass du dich noch in der Hauptstadt aufhältst.« Das war eine unmissverständliche Zurechtweisung.

»Entschuldige, dass ich nicht daran gedacht habe. Mir geht in der letzten Zeit so viel im Kopf herum. Ich werde

morgen früh
vorbeischaun und sie
besuchen.« Schon hatte
er mich dazu gebracht,
mich zu entschuldigen.
Ich habe nie
verstanden, wie er das
immer schaffte.

»Was ist mit dir und
Penny los?«

»Ich verstehe es
selbst nicht richtig. Sie
hat mich in Bezug auf

die Bindung
angelogen ...« Ich
berichtete ihm einige
Einzelheiten. Vorher
hatte er wahrscheinlich
nicht gewusst, was ein
Anath'Meridum
überhaupt war.

Außerdem erzählte ich
ihm von den Stimmen
und der Steinfigur. Es
dauerte nicht lange, bis

ich ins Stottern kam. Es fiel mir schwer, über meine Gefühle zu sprechen. Wenn ich ihm davon erzählte, kam mir alles so bedeutungslos vor.

Über ihre Vision konnte ich natürlich nichts sagen, daher musste ich ihm auch meine Gründe dafür verschweigen, dass ich

die Bindung auflösen wollte. Deshalb redete ich vor allem von meinen Erfahrungen mit den Stimmen und dem, was alle anderen als den Beginn meines Wahnsinns bezeichnet hatten.

Er hörte wortlos zu, bis ich nichts mehr zu sagen wusste. Dann wartete ich noch eine

Weile und fragte mich schon, ob er überhaupt noch etwas beisteuern wollte. Endlich begann er: »Ich will dir nicht empfehlen, was du in Bezug auf das Mädchen tun sollst. Das musst du dir selbst überlegen, auch wenn ich sicher bin, dass deine Mutter eine Menge

beizusteuern hat.« Er kicherte. »Aber was die Stimmen angeht ... wie waren sie?«

Ich beschrieb sie, so gut ich konnte. Die meisten Eindrücke waren jedoch wortlos gewesen, fast wie eine Erweiterung meiner Sinne. Nur die Stimme der versteinerten Gestalt war so deutlich

gewesen wie die
meines Vaters. Ich
erzählte ihm von der
Erscheinung, die ich
während der
Bindungszeremonie
beobachtet hatte.

»Über Zauberer und
die Magie weiß ich
nicht viel, aber ich weiß
ein wenig über die
Erde.« Er hob die
groben, schwieligen

Hände. »Ich habe den größten Teil meines Lebens mit Eisen gearbeitet. Die meisten Männer glauben, es sei hart und unnachgiebig, und das ist es auch, wenn du es wie etwas behandelst, das einfach deinen Launen folgen und sich bereitwillig biegen soll. Der

Umgang mit Eisen
erfordert Geduld und
Willenskraft. Du musst
planen und
nachdenken ... es gibt
nicht nach und lässt
sich auch mit Gewalt
nicht verformen. Ganz
gleich, wie stark du
bist.«

So klug er sonst zu
sein schien, mir war
nicht klar, was dies mit

meinen Erfahrungen zu tun haben sollte. »Hör mal, Vater, ich glaube nicht ...«

»Lass mich fortfahren! Das Eisen ist ein Geschenk der Erde. Was ich gerade gesagt habe, entspricht meiner Erfahrung als Schmied, aber es gilt auch für Steinmetze und sogar für

Holzarbeiter. Sie alle nutzen Geschenke der Erde. Ich weiß nicht viel über die Götter, aber ich weiß etwas über die Erde. Du kannst ihr vertrauen. Jedenfalls dann, wenn du sicher bist, dass du tatsächlich die Stimme der Erde gehört hast«, schloss er.

Meine eigenen
Gefühle entsprachen
dem, was er gesagt
hatte, aber bislang war
ich noch zu unsicher
gewesen, um sie zu
äußern. Alle anderen
hatten mit so großer
Gewissheit erklärt, ich
würde verrückt werden,
und die Steinfrau hatte
alles nur noch
schlimmer gemacht.

»Was fällt dir denn zu der Steinfigur ein?«

»Teufel auch, ich kann noch nicht einmal deine Mutter richtig verstehen, von anderen Frauen ganz zu schweigen. Ich an deiner Stelle wäre vorsichtig«, sagte er.

Ich lachte. »Danke.« Linkisch umarmte ich

ihn. Wenn starke
Gefühle ins Spiel
kamen, fühlte er sich
schnell unwohl.

Ich wollte gehen,
doch er hatte noch
etwas zu sagen.

»Mordecai.«

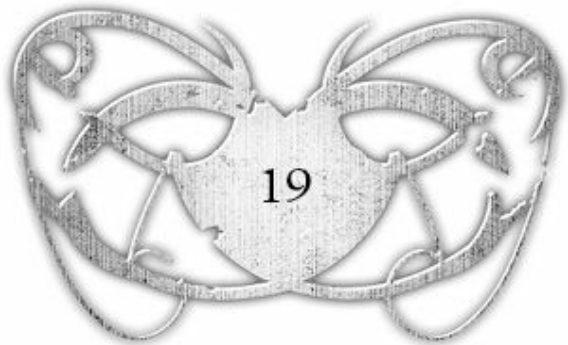
»Ja?«

»Geh nicht zu
streng mit dem
Mädchen ins Gericht.
Du wärst dumm, sie

deshalb gehen zu lassen. Das Leben ist zu kurz.« Er wartete nicht auf meine Antwort, sondern trat ohne ein weiteres Wort hinaus.

Nachdem er fort war, starrte ich noch lange die Tür des großen Saales an, durch die er verschwunden war. »Wenn es nur so einfach wäre, Vater.«

Schließlich drehte ich mich um und betrat meine Gemächer. Dort stand mir, sobald Dorian mich allein zu fassen bekam, noch eine weitere lange Unterhaltung bevor.



In meiner Abwesenheit
waren die Zimmerleute
und Steinmetze fleißig
gewesen, doch das
Innere der Burg war

größtenteils noch nicht vollendet. Besonders fiel mir auf, dass mein neuer Empfangssalon einerseits fertig, andererseits aber noch nicht einmal mit einem Tisch ausgestattet war. Deshalb versammelten wir uns nach dem Frühstück in der Haupthalle.

Das Gespräch

begann erheblich
gedämpfter als am
Vortag. Mein Vater
sollte recht behalten,
denn nach einem
ausgiebigen
Nachtschlaf gelang es
uns allen wesentlich
besser, unsere
Gedanken zu ordnen.
Zunächst mussten wir
uns überlegen, wie wir
die Grafschaft in

Ordnung bringen konnten. »Wenn ihr mal einen Augenblick schweigen könntet, würde ich gern mit unserer ersten Planungssitzung beginnen.« Ich musste laut sprechen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Eigentlich lag es mir nicht, solche

Besprechungen zu
leiten, aber als der neue
Graf di'Cameron hatte
ich mich wohl oder
übel daran zu
gewöhnen.

Als sie schwiegen,
ließ ich den Blick über
den Tisch wandern. Auf
einer Seite saßen
Dorian, Marcus und
mein Vater, auf der
anderen Penny, Cyhan

und Joe McDaniel. Ich hatte Joe hinzugezogen, weil er in der Stadtmiliz Dorian's rechte Hand war, und da diese Truppe gewissermaßen unsere gesamte Militärstreitmacht darstellte, sollte er meiner Ansicht nach an der Planung beteiligt werden. Um ehrlich zu

sein: Der Einzige am Tisch, der in dieser Hinsicht wirklich über Erfahrung verfügte, war Dorian. Er hatte bereits eingewilligt, als mein Seneschall dauerhaft auf der Burg zu bleiben, sich um die Sicherheit zu kümmern und meine Garnison zu befehligen, sobald ich

eine hatte.

»Wie ein kluger
Freund einmal gesagt
hat: Wir sollten mit
dem beginnen, was wir
haben. Dann überlegen
wir, welchen Kräften
wir im Frühling
begegnen werden.
Sobald wir diese beiden
Punkte so klar wie
möglich beschrieben
haben, können wir

bestimmen, was wir von jetzt an bis dahin noch tun müssen, um das Problem zu lösen«, begann ich und blickte Joe an. »Wie viele kampffähige Männer haben wir derzeit in der Miliz?«

Joe hustete, um seine Nervosität zu verbergen.

»Verzeihung, Euer

Lordschaft, wir haben noch zweiunddreißig Männer in der Miliz von Washbrook. Beim letzten Angriff der Shiggreth haben wir zwei Männer verloren.«

»Joe, Ihr müsst nicht so förmlich sein. Ich bin als Gemeiner aufgewachsen und noch nicht richtig an

die Titel gewöhnt.
Wenn wir unter uns
sind – so wie hier –,
dürft Ihr mich
Mordecai
nennen ... oder Sir,
wenn es schon sein
muss.«

»Ja, Sir, alles klar«,
antwortete er.

»Dorian, wie viele
Männer kann James
Lancaster aufbieten?«

Dorian runzelte
konzentriert die Stirn.
»Nun ja ... ganz sicher
bin ich nicht.«

»Eine grobe
Schätzung, mehr
brauchen wir jetzt
nicht«, beruhigte ich
ihn.

»Ich glaube, er hat
etwas mehr als hundert
ausgebildete
Bewaffnete und

vielleicht hundert weitere, wenn er Rekruten aushebt«, erklärte Dorian. »Aber das ist wirklich nur eine grobe Schätzung.«

»Hat jemand eine Vorstellung davon, was Baron Arundel in die Rechnung einbringen kann?«, fragte ich.

»Nicht mehr als

dreißig Bewaffnete,
vielleicht knapp
einhundert, wenn man
die Rekruten aus den
Bauernhöfen
einbezieht«, überlegte
Dorian. »Ich kenne den
Mann nicht sehr gut.
Meine Schätzungen
beruhen nur auf dem,
was mir mein Vater vor
ein paar Jahren gesagt
hat.«

»Wenn ich mich recht erinnere, besitzt er auch keine Burg, oder?«

»Es ist eher ein befestigter Landsitz. Wenn er belagert wird, gibt es keinen Raum für seine Leute. Nicht, dass sein Haus überhaupt einen gut geplanten Angriff überstünde«, ergänzte

Marcus.

Ich dachte nach. Die Burg Cameron war ungefähr so groß wie Lancaster, obwohl meine Ländereien sicher kleiner waren. Gododdins Heer musste durch mein Land ziehen, ehe es Lancaster erreichte. »Ich glaube, wir sollten

diese Burg als unsere erste Verteidigungslinie betrachten. Wenn wir besiegt werden, können wir uns nach Lancaster zurückziehen. Der Feind wäre dumm, uns zu umgehen und uns in seinem Rücken zurückzulassen.«

Cyhan ergriff das Wort. »Ihre Streitmacht dürfte

erheblich größer sein als unsere. Wenn sie uns hier angreifen, werden wir vermutlich eingekreist und können uns nicht mehr zurückziehen.«

»Wenn wir uns aber zu früh nach Lancaster zurückziehen, ist James mit den vielen Menschen überfordert, die er ernähren und

beherbergen muss. Die Feinde bekommen dagegen einen ausgezeichneten Aufmarschplatz, und dann wird Lancaster eingekreist. Wenn sie uns dort belagern, werden alle unsere vereinten Soldaten und Zivilisten gemeinsam ausgehungert«, wandte

ich ein.

Der große Mann sah mich einen Augenblick lang an. Bis zu diesem Moment hatte er mich vermutlich als einen störrischen Bauernjungen betrachtet, der unversehens in etwas Größeres hineingestolpert war. Ich konnte es ihm nicht

einmal vorwerfen, denn
er hatte keinen Grund
zu der Annahme, dass
dies nicht zutraf. »Das
ist wahr, aber wir
müssen so oder so mit
einer vernichtenden
Niederlage rechnen.
Der einzige
Unterschied sind Zeit
und Ort. An dem einen
Ort sterben wir
langsamer, weil uns der

Feind von unseren
Verbündeten
abschneidet, an dem
anderen hungert er uns
schneller aus.«

»Wie viele Männer
kann Vendraccus
überhaupt ins Feld
schicken?«, fragte ich.

Marcus und Dorian
zuckten mit den
Achseln, nur Cyhan

wusste etwas
beizusteuern. »Wenn
uns die Geschichte
einen Aufschluss gibt,
dann sind es mehr als
zehntausend Krieger.
Im letzten Krieg
zwischen Lothion und
Gododdin bot König
Gelleron fast
zwanzigtausend
Kämpfer auf.«

»Aber Lothion hat

den Krieg gewonnen,
oder? «

Dieses Mal
antwortete Marcus.
»Mit knapper Not. Die
Feinde sind mordend
und brandschatzend bis
fast zur Hauptstadt
vorgedrungen, ehe sie
aufgehalten werden
konnten.«

Jetzt bedauerte ich,
dass ich in unserer

Jugend im
Geschichtsunterricht
nicht gut genug
aufgepasst hatte. »Was
ist damals mit
Lancaster geschehen?«

»Um es knapp
zusammenzufassen«,
begann Marc, »mein
Urgroßvater brauchte
fast zwanzig Jahre, um
Lancaster

wiederaufzubauen, und in Cameron hat es sogar noch länger gedauert.«

»Sosehr es mir gefallen hat, die Burg wiederaufzubauen, die Vorstellung, dies mit der ganzen Grafschaft zu tun, ist nicht gerade angenehm«, überlegte ich laut.

»Dir bleibt nichts

anderes übrig«,
entgegnete Cyhan
unverblümt. »In
deinem Land leben
ohnehin nicht viele
Menschen. Du solltest
dich zurückziehen und
dich den Truppen des
Königs anschließen.«

»Und alles
verlieren? Soll ich
ihnen das Land einfach
ausliefern?«, fragte ich.

»Du verlierst nicht alles. Du überlebst. Wenn du bleibst, bist du nicht mehr da und kannst anschließend nichts mehr aufbauen. So wenig wie deine Leute«, antwortete er.

»Es gibt noch eine weitere Möglichkeit«, warf Penny ein. Es war das erste Mal, dass sie

überhaupt das Wort
ergriff. Alle drehten die
Köpfe zu ihr herum.

»Du kapitulierst. Leiste
der Form halber etwas
Widerstand und
kapituliere dann,
sobald er die Burg
umzingelt. Wenn wir
Glück haben, lässt dir
Vendraccus sogar das
Land und setzt seinen
Feldzug fort.«

Es gab einen
Aufschrei, und alle
redeten durcheinander.

»Ich schlage nicht
vor, dies wirklich zu
tun«, rief sie, um die
anderen zu übertönen.

»Ich dachte nur, wir
sollten alle unsere
Möglichkeiten
aufzählen, auch wenn
uns einige davon nicht
gefallen.«

»In dieser Hinsicht hat sie recht«, fügte Cyhan hinzu. Sie sah ihn dankbar an. Mir wurde die Brust eng, als ich ihre Miene sah.

»Ich bin nicht bereit, dies auch nur als Möglichkeit in Betracht zu ziehen«, entgegnete ich energisch. »Lieber würde ich vorher

sterben.« Dabei suchte ich Pennys Blick. Wir hatten einander seit fast zwei Tagen nicht mehr angesehen, und ich fragte mich, was ich in ihren Augen entdecken mochte.

Sie gab sich keinerlei Mühe, ihren Abscheu zu verbergen. »Was wird aus den Frauen und Kindern?

Dürfen die sich nicht entscheiden? Sollen sie alle für deine Ehre sterben?«

Ich lief rot an. »Ich dachte, wir schicken sie nach Lancaster. Wir können seine Truppen hier einquartieren und die meisten Zivilisten dort unterbringen.«

Ihre Nasenflügel bebten, während sie

schneller atmete. »Wie viele Frauen musst du denn zu Witwen machen, ehe du zufrieden bist?«, hakte sie nach.

Da riss mir der Geduldsfaden. »Mir fällt mindestens eine Frau ein, die keine Witwe sein wird!« Ich war aufgesprungen und

schrie sie über den Tisch hinweg an. Ich glaube nicht, dass ich schon jemals im Leben so wütend war.

»Ich wäre lieber tot als deine Witwe!«, rief Penny und warf den Stuhl um, als sie ebenfalls aufsprang. Sie beugte sich vor und hielt sich mit den Händen an der

Tischkante fest.

»Du wirst sterben,
wenn du diese
lächerliche Bindung
nicht aufhebst!«

»Lieber würde ich
dich eigenhändig
erschlagen! Dann sind
wir beide befreit!« Sie
packte den Tisch so
fest, dass die Kante
abbrach. Ich fürchtete
einen Augenblick, sie

würde ihre Drohung gleich an Ort und Stelle wahrmachen.

»Verdammt, nun beruhigt euch mal!«, sagte mein Vater. »Ihr streitet euch wie Hund und Katz. Wir sind aber hier, um Entscheidungen zu treffen, und nicht, um zu zanken.« Ein Blick

in die Runde am Tisch zeigte mir, dass ihm die anderen zustimmten, auch wenn sich niemand direkt in den Streit einmischen wollte.

Ich holte tief Luft.

»Gut. Du hast recht. Wir vertagen uns für eine Weile. Wir können weitermachen, wenn einige von uns Zeit

hatten, sich
abzuregen.« Ich sah
Penny streng an.

»Eine Pause wäre
wirklich gut.« Joe war
sichtlich erleichtert,
dass die Spannung
nachließ.

»Für uns
vielleicht«, antwortete
mein Vater. »Aber die
beiden müssen ihre
Differenzen

beilegen ... unter vier Augen.«

»Jetzt warte mal, ich habe nichts zu sagen ...«, begann ich, aber Penny fiel mir ins Wort.

»Damit hast du verdammt recht, du Feigling. Du würdest lieber ganze Familien opfern, als die Sache

vernünftig anzugehen«, erklärte sie.

»Ich stimme mit Royce überein.«

Marcus stand auf und ließ den Blick über uns alle wandern. »Ich glaube, die beiden müssen etwas Zeit allein miteinander verbringen. Sobald sie sich wieder vertragen, können wir überlegen,

was wir tun wollen.«

Die anderen stimmten sofort zu, und so wurde ein Beschluss gefasst: Penny und ich sollten die nächste Stunde separat zusammen sein. Sie zwangen uns, meine Gemächer aufzusuchen. »Wenn einer von euch hier herauskommt und

immer noch streiten
will, sperren wir euch
wieder ein, und zwar so
lange, bis ihr zur
Vernunft kommt«,
fügte mein Vater hinzu.

»Was ist das denn
für eine dumme
Idee?«, sagte ich, als
sie uns durch die Tür
scheuchten.

»Bedank dich bei

deiner Mutter. Ich habe
gestern Abend mit ihr
gesprochen, und sie
war es, die darauf
gekommen ist«,
knurrte Royce mich an.
Ich glaubte ihm, denn
ich konnte mir gut
vorstellen, dass sie so
etwas sagte. Dann
schlug er mir die Tür
vor der Nase zu.

Nun war ich mit

Penny eingesperrt und sah mich um. Sie stand mit dem Rücken zu mir auf der anderen Seite des Raumes. Ich hatte eine dunkle Vorahnung. Es war gut möglich, dass ich diesen Raum nicht mehr lebend verlassen würde. Vielleicht übertrieb ich etwas, aber so fühlte es sich

tatsächlich an. Ich setzte mich auf einen Diwan. Wenn ich saß, so hoffte ich, griff sie mich vielleicht nicht sofort an.

Die nächsten zehn Minuten verstrichen in angespanntem Schweigen. Dann sagte sie: »Das ist dumm. Wir sollten ihnen

einfach erzählen, dass wir uns wieder vertragen haben, damit sie uns herauslassen.«

»Ich glaube, das ist eine gute Idee«, stimmte ich sofort zu.

»Natürlich glaubst du das. Das ist ja auch viel leichter, als tatsächlich mit mir zu reden, oder?«, sagte sie verbittert.

»Es wäre leichter,
wenn du nicht die
ganze Zeit so wütend
wärest«, gab ich zurück.

»Das ist nicht wahr.
Du bist doch derjenige
gewesen, der auf der
Rückreise
durchgedreht ist. Du
hast mir nicht einmal
eine Gelegenheit zum
Reden gegeben.
Sondern mich einfach

stehen lassen ... und mir diesen dummen Ring vor die Füße geworfen!«, antwortete sie.

»Ich habe dich noch nie angelogen, Penny. Wie würdest du auf so etwas reagieren?«

»Lieber das als ... das Leben ist nicht immer so einfach,

und die Leute müssen
irgendwie miteinander
zurechtkommen. Hast
du es denn überhaupt
schon einmal versucht?
Glaubst du, die
Menschen sind ganz
und gar wie in den
Geschichten, die du
immer gelesen hast? «
Ich hatte so eine
Ahnung, dass ich mich
auf eine längere

Ansprache gefasst
machen musste.

Verärgert dachte ich
daran, dass sie sich
schon immer am
liebsten selbst zugehört
hatte.

»Ich weiß das doch,
Penelope. Ich hätte nur
etwas mehr Ehrlichkeit
von dir erwartet. Ist das
denn wirklich zu viel
verlangt?«

»Was hättest du
getan, wenn ich dir
alles erzählt hätte?
Hättest du dich anders
entschieden? Das ist
doch nur ein Vorwand.
Es war eine
schreckliche Situation,
und du willst jemand
anders die Schuld
zuschieben. Ich spiele
allerdings nicht den

Sündenbock für dich.«
Sie war immer noch
wütend, aber zum
Glück schrie sie nicht
mehr.

»Wenigstens hätte
ich dann die
Möglichkeit gehabt,
mich zu entscheiden.
Meine Entscheidung
hätte auf Tatsachen
beruht und nicht auf
den unzulänglichen

Hinweisen, mit denen
du mich abgespeist
hast – wie ein dummes
kleines Kind«,
erwiderte ich.

»Was hättest du
denn anders
entscheiden können?
Glaubst du, die
tausendjährige
Erfahrung der Magier
ist falsch? Wolltest du
lieber riskieren, dem

Wahnsinn zu verfallen,
nur weil du deinen
dickköpfigen Stolz
nicht überwinden
konntest?«, fragte sie
spitz.

»Vielleicht hätte ich
das getan. Ich glaube
immer noch nicht, dass
ich wirklich verrückt
geworden wäre. Mit
etwas mehr Zeit hätte

ich es sicher
durchschaut«,
erwiderte ich
wahrheitsgetreu.

»Nein, das wäre dir
nicht gelungen, Mort.
Das hat seit tausend
Jahren niemand
geschafft. Cyhan hat
mir vom Großen Sturz
erzählt. Die Magier
jener Zeit müssen die
stärksten gewesen sein,

die je in der Welt existiert haben, und sie haben sich für diese Vorgehensweise entschieden! Du aber lässt dich von deiner Angst blenden und schaltest deinen Verstand aus.« Sie war bei jedem Wort näher gekommen und stand jetzt dicht vor mir.

»Gib es doch zu! Dein

wahrer Grund ist nicht,
dass du die Bindung für
falsch hältst. In
Wahrheit willst du
verhindern, dass ich
mit dir sterbe.«

»Nein!«, antwortete
ich heftig und nahm es
gleich wieder zurück.

»Ja und nein. Ich will
zwar nicht, dass du
stirbst, aber ich glaube,

hier steckt mehr
dahinter, als wir im
Augenblick erkennen.
Nur weil alle etwas
Bestimmtes sagen, ist
es noch lange nicht
wahr. Ich weiß, was ich
empfunden habe. Ich
bin nicht verrückt
geworden. Ich müsste
mich nur darauf
einstellen.«

»Du

überheblicher ... dumme
antwortete sie leise.
»Cyhan hatte völlig
recht, was dich
angeht.«

Das traf mich
wirklich. Genau in dem
Augenblick, da ich
dachte, ich könnte
vernünftig mit ihr
reden, musste sie ihn
wieder ins Spiel
bringen. Wie ein

Dämon tobte die
Eifersucht in mir.

»Dann hat dir dein
neuer Freund gesagt,
ich sei verrückt, und du
hast lieber ihm
geglaubt, als mir zu
vertrauen?«

»Mein neuer
Freund?« Verblüfft und
voller Unschuld riss sie
die Augen auf, was

mich nur noch
wütender machte.

»Ja, dein neuer
Freund ... du verwirrtes
Flittchen!« Die
Beleidigung war so
lächerlich, dass ich
beinahe
zusammenzuckte, als
ich sie aussprach, aber
mir fiel nichts Besseres
ein.

Ihre flache Hand

traf meine Wange.
Eigentlich hätte ich
einen stechenden
Schmerz spüren
müssen, doch ich hatte
den Schild beibehalten.
So taumelte ich nur
unter der Wucht des
Schlages. Penelope
bewegte sich nicht
mehr, ihre Hand
verharrte reglos in der
Luft, nachdem sie mich

geschlagen hatte. Die Tränen quollen ihr aus den Augen. »Nimm das zurück«, sagte sie leise.

»Was denn genau?«, fragte ich dümmlich. Manche Leute lernen es nie.

»Alles ... nimm es zurück«, wiederholte sie. Ihr Gesichtsausdruck ließ

mich plötzlich zweifeln.
Mit Zorn konnte ich
umgehen, aber nun
wirkte sie so gequält,
dass ich mich schämte.
Ich hatte keine Ahnung
gehabt, dass meine
Worte sie so tief
verletzen konnten.

»Es tut mir leid,
Penny, vielleicht hast
du das nicht verdient«,
lenkte ich ein.

»Vielleicht? Mort, ich habe noch nie ... noch nie einen anderen Mann so angesehen wie dich. Glaubst du wirklich, ich würde ... wie kannst du das nur denken? Du bist der dümmste Kerl, den ich je gesehen habe.«

Ich beschloss, die Taktik zu wechseln.

»Das mag ja sein, aber es ist wirklich besser so.«

»Was ist besser so?« Erschrocken starrte sie mich an.

»Zwischen uns ist es aus, Penny. Ich weiß, dass dir das nicht gefällt, aber es ist besser, wenn du es einfach hinnimmst. Ich

habe darüber
nachgedacht, und ich
glaube, ich habe eine
Lösung gefunden.« Es
fiel mir schwer, das
auszusprechen, aber
äußerlich blieb ich
ruhig. Wenn ich jetzt
irgendein Gefühl
zeigte, konnte ich sie
nicht überzeugen.

»Oh, eine Lösung?«,
fragte sie sanft. »Die

würde ich gern hören.«

»Du machst dir Sorgen, ich könnte verrückt werden, wenn wir die Bindung auflösen, nicht wahr?«, fuhr ich fort. Sie nickte.

»Mir gefällt unsere derzeitige Situation nicht, aber ich kann verstehen, dass du dir Sorgen machst. Deiner Vision zufolge werde

ich in ein paar Monaten sterben, aber wir haben noch andere Möglichkeiten. Ich will dich nicht mehr, Penny, so schwer es mir auch fällt, es zuzugeben. Es ist nicht nötig, dass du zusammen mit mir stirbst ...«

»Verstehe«, sagte sie.

»Warte, lass mich weiterreden. Wir können bis zum letzten Augenblick warten. Wenn du glaubst, dass die Zeit nahe ist, dann lösen wir die Bindung. In diesem Augenblick wird es keine Rolle mehr spielen, ob ich Stimmen höre. Was geschieht, nachdem ich tot bin, ist unsicher.

Aber du hast
wenigstens die
Möglichkeit, noch
einmal von vorn
anzufangen, wenn du
nach der Schlacht
fliehst.«

Sie beobachtete
mich genau und schien
sehr nachdenklich.

»Daran hatte ich noch
gar nicht gedacht,

Mordecai. Ich glaube,
du hast recht. Es gibt
wirklich keinen Grund,
warum ich mit dir
sterben sollte, zumal
du mich nicht mehr
liebst. Ich fühlte mich
die ganze Zeit dir
gegenüber verpflichtet
und hatte Angst, meine
wahren Gefühle für
Cyhan zu offenbaren.
Ich habe mich einfach

geschämt. Aber jetzt
kann ich noch einmal
ganz von vorne
beginnen, nicht wahr? «
Sie sprach leise und
sogar ein wenig
hoffnungsvoll.

»Das ist richtig,
Penny. Du bist immer
noch meine Freundin,
ganz gleich, was
geschieht. Wenn
überhaupt, dann

möchte ich, dass du glücklich bist«, antwortete ich behutsam. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie so vernünftig reagierte, und konnte das Gefühl nicht ganz abschütteln, dass sie sich über mich lustig machte. Es tat weh, dass sie es so einfach

hinnehm. Ich hätte nicht gedacht, dass sie mich so schnell vergessen konnte.

»Und das macht dir auch nichts aus?«, fragte sie.

»Ich will natürlich nicht sterben, aber wenn sich die Möglichkeit bietet, dass du ein normales Leben führen kannst, dann

solltest du sie auch ergreifen.«

»Und ich kann Cyhan heiraten?« Ihre Stimmung hellte sich zusehends auf.

»Nun ... ja. Wenn du das möchtest.« Ich erstickte fast daran.

»Dann spielt es auch keine Rolle, wenn ich ihn schon vor deinem Tod heirate?

Ich glaube, wir könnten
das bereits in der
nächsten Woche
erledigen. Dann
müssen wir nicht mehr
warten. Das verstehst
du sicher.«

Ich war
hoffnungslos
durcheinander.

»Was?«

»Um miteinander

zu schlafen,
natürlich ... ich würde
nicht gern warten.
Eigentlich müssten wir
nicht einmal heiraten.
Ich bin ja sowieso nicht
mehr unschuldig, aber
Cyhan ist wohl eher
traditionsbewusst. Ich
bin sicher, dass er
darauf bestehen würde.
Es wäre viel leichter,
deinen Verlust zu

verschmerzen, wenn
ich schon in den Armen
eines neuen Liebhabers
liege, meinst du nicht
auch? «

Meine Augen
wurden immer größer.
»Was, zum Teufel, ist
nur mit dir los,
Penny? «

»Nichts, Mordecai!
Ist doch ganz einfach.
Da ich offensichtlich

eine große Hure bin,
sollte ich mich der
Realität stellen und
tun, was ich am
liebsten tue. Vielleicht
kann ich mir Dorian
und Marcus
vornehmen, wenn ich
mit Cyhan fertig bin.
Ich bin sicher, dass ich
mich danach noch viel
besser fühle.« Jetzt

blitzten ihre Augen
zornig.

Ich kehrte ihr den
Rücken zu und
entfernte mich ein paar
Schritte. »Ich hab's
verstanden, Penelope.
Du musst dich nicht so
mies benehmen. Ich
wollte dir doch nur eine
Lösung anbieten.«

Sie folgte mir, legte
mir eine Hand auf die

Schulter und zog mich herum. »Nein, ich verstehe es jetzt, Mort. Sieh mich an ...« Sie nahm mein Gesicht zwischen beide Hände. »Keine dummen Spiele mehr, das tut zu weh. Ich liebe dich, ich werde dich immer lieben. Spiel ja nicht den Märtyrer. Du willst, dass ich

glücklich weiterlebe,
wenn du tot bist, aber
das wird nichts. Du
wirst mich nicht los.«

Ich ertrug es nicht
mehr, ich verlor die
Fassung, und meine
Augen wurden feucht.
Sie war so verdammt
schön, wie sie da dicht
vor mir stand. Auch
wenn sie meinen Kopf

zwischen ihren
unglaublich starken
Händen festhielt.

»Verdammt«, sagte ich
zärtlich. »Manchmal
hasse ich dich.«

»Ich hasse dich
auch«, antwortete sie,
und dann küsste sie
mich. Danach wurde es
recht interessant, und
währenddessen
gestanden wir einander

noch mehrmals
unseren Hass.

Eine Weile später
beschlossen wir, dass
es an der Zeit sei, zu
der Besprechung
zurückzukehren. Wir
waren mehr oder
weniger entkleidet und
zogen uns gerade
wieder an, als ich ein
Geräusch vor der Tür
hörte. Ich war so sehr

in unsere Unterhaltung vertieft gewesen, dass ich meine anderen Sinne vergessen und die beiden Männer vor der Tür nicht bemerkt hatte. Es waren natürlich Dorian und Marc. Als ich meinen Geist noch etwas weiter öffnete, erkannte ich, dass sie die Ohren an

die Tür pressten.

Rasch schritt ich durch das Zimmer, riss die Tür auf und hoffte, dass sie auf den Hintern fielen, doch sie hielten sich fest. »Was macht ihr denn da?«, fragte ich.

Dorian war sogar etwas verlegen, doch Marc fing sich schnell wieder. »Tut mir leid,

Mort, wir haben uns unterhalten, und ich musste Dorian etwas gestehen ...« Er wandte sich mit gespielter Ernst an unseren großen Freund und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Ich hasse dich, Dorian!«

Er begriff es mit etwas Verspätung. »Ich hasse dich auch,

Marcus!« Dabei schürzte er die Lippen, als wollte er unseren Freund küssen.

»Ich hasse dich so sehr!«, rief Marc und küsste ihn fest auf die Lippen. Dorian fand das etwas übertrieben und zuckte zurück.

»Bäh! So weit musstest du es nun

wirklich nicht
treiben!«, schimpfte er
verlegen. Penny
kicherte hinter mir,
und auch ich musste
lachen.

»Wo sind die
anderen? Mich
wundert, dass nicht
noch mehr Leute
draußen stehen und
das Schauspiel
genießen«, sagte

Penny.

»Oh, vorhin waren sie noch alle da«, erklärte Marc begeistert. »Aber als ihr mit dieser Hasserei angefangen habt, war Royce der Meinung, es sei unhöflich, noch länger zu lauschen.«

»Und warum seid ihr dann noch hier?«, fragte ich.

»Wir sind wieder hergeschlichen. Das war einfach zu schön, um es zu verpassen«, räumte Marc lachend ein.

»Es war seine Idee«, fügte Dorian eilig hinzu.

»Ihr seid einfach unglaublich. Manchmal hasse ich euch.« Ich

lächelte sie an und
breitete die Arme weit
aus.

»Wir hassen dich
auch!«, rief Marc und
erwiderte die
Umarmung. Irgendwie
quetschte sich Penny
dazwischen.

»He! Meinen
Hintern musst du aber
nicht umarmen,
Dorian«, rief sie in

gespielter Empörung.
Er fuhr mit einem
Ausdruck verletzter
Unschuld zurück.

»Hab ich auch
nicht!«, protestierte er.

»Ja, das war
nämlich ich«, bekannte
Marc.

»Ich dachte, du bist
jetzt Priester oder so
was.« Sie sah ihn an.

»Ist das nicht ein

Verhalten, das sich für
Menschen wie dich
nicht gehört?«

Ich knurrte
zustimmend, obwohl
ich nicht einmal
wirklich wütend war.

»Ich bin sicher, dass
mir die Göttin
verzeihen wird.
Außerdem ist dein
Hinterteil der beste

bisher vorliegende
Beweis dafür, dass die
Götter freundlich und
gerecht sind.« Er
faltete die Hände, als
wollte er beten.

»Du bist
unmöglich!« Dann
gingen wir zur Treppe.
Nach der ständigen
Anspannung des
letzten Monats tat es
gut, wieder unter

Freunden zu sein.
Allerdings fragte ich
mich, wie lange der
Frieden wohl dauern
mochte. Die Zukunft
sah alles andere als
rosig aus.

»Übrigens, Penny«,
fuhr Marc fort. »Hast
du zugenommen? Ich
kann mich nicht
erinnern, dass du
früher so ... üppig

gewesen bist.«

»Ooooh!«, kreischte sie. Dann war ein lauter Knall zu hören, als Marc gegen die Wand prallte. Sie hatte ihn gestoßen, und es schien ganz so, als werde er eine Prellung davontragen.

Die Beilegung meines Streits mit Penelope hatte etwas länger gedauert als geplant, deshalb aßen wir zu

Mittag, ehe wir uns wieder am Tisch versammelten. Das stimmt aber eigentlich nicht, denn wir aßen, räumten ab und redeten nahtlos weiter, da wir für all dies ein und denselben Tisch benutzten. Nachdem Penelope und ich uns ausgesöhnt hatten, wirkten auch die

anderen um einiges
entspannter.

»Wo waren wir?«,
fragte ich, um die
Diskussion wieder
aufzunehmen.

»Wir wollten
zunächst entscheiden,
auf welche Weise wir
am liebsten verlieren
wollen«, scherzte Marc.
Besonders witzig war
das allerdings nicht,

weil es im Grunde der Wahrheit entsprach. Aber es machte mich nachdenklich.

»Du hast recht«, stimmte ich zu.

»Dann hast du also beschlossen, vernünftig zu sein und dich dem König anzuschließen?«, fragte Cyhan.

»Nein. Ich finde

nur, dass Marc damit
völlig recht hat. Wir
haben es bisher immer
so betrachtet, als
müssten wir unsere
Verluste möglichst
gering halten. Wir
haben die Niederlage
als gegeben
hingenommen. So hat
noch niemand einen
Krieg gewonnen«,
stellte ich fest.

»Was könnten wir schon aufbieten?«, fragte Dorian.

»Beispielsweise haben wir Geld ... sogar eine Menge Geld, und außerdem viel Zeit, es einzusetzen«, erklärte ich.

»Das ist gut ... falls man damit nach ihnen werfen will«, entgegnete Joe. »Aber

alles Geld auf der Welt
erschafft nicht aus
heiterem Himmel eine
ganze Armee.«

»Ihr habt recht. Wir
können kein Heer
aufstellen, das so stark
ist wie ihres, aber Rose
Hightower ist in der
Stadt und rekrutiert so
viele Männer wie
möglich. Vielleicht

findet sie genug, damit wir nicht ganz und gar überrannt werden«, berichtete ich.

»Nicht viele Männer werden bereit sein, dein Gold zu nehmen und für eine verlorene Sache zu kämpfen«, gab Marc zu bedenken. »Besonders wenn der König ebenfalls seine Schatztruhe öffnet und

Krieger für eine weitaus weniger gefährliche Schlacht anheuert.«

»Vergiss nicht, ich biete ihnen mehr als der König. Das Land könnte Männer anlocken, wenn Geld allein es nicht vermag.«

»Das ändert immer noch nichts an der Tatsache, dass wir

einfach nicht genügend
Bewaffnete haben.

Selbst der König will
dem Feind nicht hier
begegnen. Das Gelände
bietet den Verteidigern
keinen Vorteil, und der
Ausgang der Schlacht
entscheidet sich allein
danach, wer über die
größere Armee
verfügt«, erklärte

Cyhan.

»Wir haben aber etwas, das sie nicht haben«, erwiderte Dorian ruhig.

»Was denn?«, fragte der ältere Krieger.

»Ihn.« Mein Freund deutete über den Tisch hinweg auf mich. »Wir haben den einzigen lebenden Magier in der zivilisierten Welt. Wir

verfügen über Magie,
sie nicht.«

»Dein Vertrauen in
deinen Freund ist
lobenswert«, erwiderte
Cyhan, »aber keine
Magie der Welt kann
ein Heer von
zehntausend Kriegern
töten.«

»Du bist in
Lancaster nicht dabei
gewesen. Ich war dort.

Er hat mit einem Handstreich mehr als hundert Männer getötet«, erwiderte Dorian unbeirrt.

»Dabei wäre er allerdings beinahe selbst umgekommen«, widersprach Penny.

»Außerdem glaube ich kaum, dass Vendraccus so dumm ist, sein

ganzes Heer an einem
einzigem Ort zu
versammeln, wo
Mordecai es auf einen
Schlag auslöschen
könnte. In Lancaster
war es aber so, da
haben sich alle Feinde
in einem Raum
gedrängt.«

»Ha!«, rief Royce.
Jeder sah ihn an und
wunderte sich, was der

seltsame Ausruf zu
bedeuten hatte. »Sag
das noch mal,
Mädchen.«

»Es hätte ihn
beinahe
umgebracht ...«,
wiederholte Penny
unsicher.

»Nein, nein, den
letzten Teil ... über den
Raum.« Mein Vater sah
sie mit seinen scharfen

blauen Augen
erwartungsvoll an.
Diesen Blick kannte
ich. Normalerweise sah
er so aus, wenn er in
der Schmiede ein
schwieriges
handwerkliches
Problem gelöst hatte.

»In Lancaster haben
sich die Feinde in
einem Raum

gedrängt«, sagte sie.

»Genau, das war es. Du ...« Er deutete auf Cyhan. »Du sagtest, das Gelände biete den Verteidigern keinen Vorteil, und deshalb werde der König hier nicht kämpfen. Das ist nicht unbedingt wahr.«

»Was meinst du damit, Royce?«, fragte Joe, der offenbar neue

Hoffnung schöpfte.
Besonders seit dem
Kampf gegen die
Shiggreth empfand er
große Hochachtung für
die Ideen des
Schmieds.

»Der Fluss ... seht
mal her.« Er schob
einige Becher zur Seite
und beschrieb mit der
Fingerspitze auf der
Tischplatte das

Gelände. »Das geht so nicht. Kann mir jemand Papier und ein Stück Holzkohle besorgen?«

Ich selbst stand auf und holte es ihm.

Papier war knapp, deshalb wusste wohl niemand, wo man ein großes Stück finden konnte. Zufällig war mir aber bekannt, wo er

in der Schmiede seinen Vorrat aufbewahrte. Oft fertigte er für seine Arbeiten auf großen Blättern Entwürfe an. Zehn Minuten später war ich wieder da, und wir breiteten das große Blatt auf dem Tisch aus.

»Also ... seht her.«

Royce zeichnete eine grobe Karte der

Umgebung von Burg
Cameron und schloss
auch Lancaster und
Arundel ein. Im Norden
bildete eine lange
Bergkette die Grenze
zwischen Lothion und
Gododdin. Im Süden
lag mein Land,
Lancaster befand sich
im Osten und Arundel
im Westen. Durch
einen Pass im Westen

der Gebirgskette verlief
der übliche Weg
zwischen Gododdin
und Lothion. Dort gab
es auch eine Straße, die
an der Baronie Arundel
vorbei bis nach
Cameron und weiter
nach Lancaster führte,
um schließlich nach
Süden hin zum
Zentrum Lothions

abzubiegen.

»Hierher kommen sie, und sie müssen dieser Straße folgen, an Arundel vorbei.« Er zeichnete die Straße als Linie ein. Diesseits der Berge verlief sie zunächst nach Süden und dann nach Osten an Cameron und Arundel vorbei. »Ihr seht hier, dass die

Straße recht lange
parallel zum
Glenmaefluss verläuft.
Im Norden zeichnete er
eine weitere Linie ein.
»Der Fluss befindet
sich in diesem Tal nur
eine halbe Meile neben
der Straße, die erst
nördlich von Lancaster
abschwenkt und dann
in die Berge
hinaufführt.« Das Tal

selbst war von sanften,
mit Gras bewachsenen
Hängen begrenzt und
erstreckte sich über
mehrere Meilen
zwischen der Straße
und den Bergen. Dort
spielte sich ein großer
Teil des Ackerbaus
unserer drei Lehen ab.
Im Norden grenzte das
Tal an die Berge, und

am Südrand, wo die Straße verlief, stieg es leicht an. In der Nähe der Straße stand ein Wald, der sich über viele Meilen bis weit in den Süden erstreckte.

»Sie folgen also der Straße und machen kleine Ausfälle, um Arundel und dann uns zu erledigen. Anschließend ist

Lancaster an der Reihe,
und danach ziehen sie
weiter. Schließlich
fallen sie auf der Straße
ins Innere von Lothion
ein, es sei denn, sie
wollen die ganze Armee
durch den Wald und
dann ins Hügelland des
zentralen Lothion
führen, was ich aber für
unwahrscheinlich
halte.« Er blickte von

der groben Karte auf
und musterte uns
einen nach dem
anderen. »Könnt ihr
mir bis hierher
folgen?«

Ich nickte, doch
Cyhan hatte Einwände.
»Du hast die Karte
einer Katastrophe
gezeichnet. Es gibt
keine Engstellen, keine

Brücken und keine
schmalen Passstraßen.
Nur ein offenes Tal mit
sanft ansteigenden
Wänden, einer Straße
und einem Fluss. Ich
sehe nicht, wie uns dies
helfen sollte.«

»Nun ja, es gibt nur
eine einzige Brücke«,
warf Dorian ein. »Diese
kleine Brücke hier, wo
die Straße den Fluss

kreuzt, ehe sie
Gododdin erreicht.«

»Nicht, dass uns das
hilft«, widersprach
Cyhan. »Der Fluss ist
fast überall so flach,
dass man
hindurchwaten kann.
Selbst wenn ihr die
Brücke verbrennt,
werden sie kaum
langsamer sein. Auch
die Straße ist

größtenteils ein Witz.
Das Tal ist fast überall
so eben, dass man auch
ohne Straße einfach
hindurchwandern
kann.«

»Lasst mich
fortfahren«, grollte
Royce. »Das Tal fällt
von den Bergen im
Norden und vom Wald
und der Straße sanft

zum Fluss hin ab.

Dessen Quelle liegt am Ostrand in den Bergen. Dort ist das Tal viel schmaler, und die Berge rücken bis dicht an den Fluss heran, ehe er das Haupttal erreicht. Dort sind die mit Felsen übersäten Hügel auf beiden Seiten nur ein paar Hundert Schritte vom

Fluss entfernt und trennen das kleinere Tal von diesem hier.«

Joe unterbrach ihn.

»Ich will ja nicht unhöflich sein, Royce, aber ich sehe keinen Grund, warum sie dorthin gehen sollten. Oder schlägst du vor, dass wir uns im Schäferwinkel verschanzen?« Das war

der Name des kleineren
Tals. Da nicht alle
Anwesenden die
Gegend gut kannten,
hatte Royce den Namen
gar nicht genannt.

»Nein, Joe, du
verstehst nicht, worauf
ich hinauswill.« Er
deutete auf den
schmalen Zugang zum
Schäferwinkel, durch

den der Fluss strömte.
»Hier ... hier bauen wir
einen verdammten
Damm.« Er grinste uns
an.

»Wie bitte?«, fragte
Penny.

»Wir bauen einen
verdammten Damm!«,
kicherte mein Vater.
Manchmal legte er
einen seltsamen
Humor an den Tag.

Offensichtlich war er von seinem Scherz ziemlich begeistert.

»Oh! Das ist genial, Royce!«, rief Joe. »Wir bauen einen Damm!« Er sah sich um, ob es sonst noch jemand begriffen hatte.

»Du meinst also, wir sollten dort den Fluss aufstauen?«, sagte ich, um der

Verwirrung ein Ende zu setzen.

»Ja. Wir bauen einen Damm und verwandeln den Schäferwinkel in ein Reservoir. Wenn die Schweinehunde in das Tal marschieren, öffnen wir die Staumauer und spülen sie damit weg.« Er

hakte die Daumen
hinter den Gürtel und
lehnte sich, offenbar
sehr mit sich zufrieden,
zurück.

Doch Cyhan hatte
immer noch Bedenken.
»Ich will nicht
vorgreifen, aber dein
Plan zieht mehrere
große Probleme nach
sich. Zuerst einmal ist
die Straße zu weit vom

niedrigsten Bereich des Tals entfernt. Du hast nicht genug Wasser, um sie wegzuspülen, wenn sie dort sind. Zweitens, wenn du die Feinde veranlassen willst, die Brücke zu überqueren, kannst du den Zeitpunkt nicht richtig abpassen. Der Damm ist mehr als zehn Meilen von der

Brücke entfernt. Du weißt nicht, wann sie herüberkommen, und erst recht nicht, wie lange das Wasser braucht, um diese Stelle zu erreichen. Drittens braucht es seine Zeit, um ein so großes Reservoir aufzufüllen, und der Glenmae ist kein

besonders
wasserreicher Fluss.
Selbst wenn du mit den
Fingern schnippen und
heute noch den Damm
bauen könntest, würde
es über ein Jahr
dauern, bis das Becken
gefüllt ist. Viertens, du
kannst nicht sofort
einen Damm bauen,
und bis du fertig bist,
klopfen sie schon an

deine Tür.«

»Das habe ich bereits bedacht«, erwiderte Royce. »Wir versuchen gar nicht erst, sie auf der Brücke zu erwischen. Wie du richtig sagst, ist sie zu weit entfernt, und die Gegner werden sich in einem weiten Bereich neben der Brücke verteilen. Nein, wir

warten, bis sie auf der Straße sind, ungefähr hier.« Er deutete auf die Stelle der Karte, wo die Straße dicht an Washbrook herankam. »Wir bauen etwas, um sie zu zwingen, die Straße zu verlassen und dicht am Fluss zu marschieren. Wenn wir die Flutwelle auslösen,

erwischen wir sie mit heruntergelassenen Hosen.«

»Vielleicht gibt es einen Weg, dies zu erreichen«, überlegte Cyhan. »Aber was ist mit der Bauzeit und mit dem Wasser?«

»Wir beginnen sofort mit dem Bau und arbeiten uns von unten nach oben. Wir legen

das Fundament und ungefähr die ersten zwei Mannshöhen, und dann stauen wir den Fluss auf. Später bauen wir nach oben weiter und versuchen, schneller zu sein, als das Wasser ansteigt. Du sagtest doch, der Fluss sei nicht sehr groß, also wird das Wasser auch nicht so

schnell ansteigen.«
Royce zauste sich den
Bart, während er
darüber nachdachte.

Cyhan gab auf. »Ich
verstehe nichts vom
Dammbau. Es könnte
möglich sein, aber ich
fürchte, es wird
schwieriger, als du
glaubst.«

Hier schaltete sich

Marcus ein. »Es ist sogar so gut wie unmöglich. Ihr braucht nämlich massiven Stein für das Fundament, und den muss man erst einmal abbauen und dort hinschaffen. Wenn ihr zu schnell und ungenau baut, schwemmt das Wasser die oberen Lagen weg, ehe der Mörtel

ausgehärtet ist. Das Fundament muss mindestens sechs Schritt dick sein, wenn nicht noch mehr. Ich weiß nicht, ob Mort das abschätzen kann. Es erfordert sicherlich einige schwierige Berechnungen, um den Wasserdruck am Fuß zu ermitteln, wenn der Damm höher wird.

Leider bin ich kein Ingenieur.«

Nun meldete auch ich mich zu Wort. »Wir brauchen keinen Mörtel. Wahrscheinlich kann ich die Steine verschmelzen.

Natürlich müssen wir vorher einige Berechnungen anstellen, um

herauszufinden, wie dick der Damm sein muss. Wahrscheinlich kann ich auch beim Abbau der Steine helfen. Darüber muss ich erst nachdenken.«

»Wie lassen wir das Wasser wieder abfließen?«, fragte Joe.
»Wollt Ihr Schleusentore einbauen? Das würde

die Konstruktion
wesentlich
komplizierter
machen.«

Ich wechselte einen
Blick mit meinem
Vater, der mich
anlächelte. »Wir
sprengen ihn«, sagte
ich.

»Wir reden hier von
Hundertern oder gar
Tausenden Tonnen

massiven Steins. Im ganzen Königreich gibt es nicht so viel Schießpulver«, wandte Joe ein.

»Er braucht kein Schießpulver, Joe.«
Marc fuchtelte aufgeregt herum.
Entweder er imitierte eine Art Zauberspruch, oder er erfand gerade

einen neuen erotischen
Tanz. »Bumm!«,
schloss er dramatisch.

Penny beäugte
Marcs Vorführung
voller Misstrauen.

»Wir sollten es nicht
überstürzen, denn wir
müssen noch einige
Hürden überwinden.
Um einen Damm zu
bauen, brauchen wir
Arbeiter, und zwar

viele. Wir haben aber kaum Leute, und wenn sie in den nächsten Monaten den Damm bauen sollen, können sie daneben nicht viel anderes tun.«

»Der Damm ist die einzige Idee, die uns möglicherweise zum Sieg verhilft«, erwiderte ich.

»Und wenn es nicht

funktioniert? Wenn es
einen Fehler bei der
Konstruktion gibt, oder
wenn die Feinde nicht
das tun, was du
erwartest? Was dann?
Dann haben wir den
größten Teil unserer
Mittel vergeudet, und
es bleibt nicht mehr
viel, um einen
Ersatzplan

durchzuführen«,
meinte sie ernst.

Ich sah zwischen
meinem Vater und
Penny hin und her.

»Wenn ein Damm
gebaut werden kann,
dann ist er derjenige,
der es tun kann.« Ich
deutete auf meinen
Vater. »Er ist im
Umkreis von hundert
Meilen der beste

Schmied.«

»Ich will nicht unhöflich sein, Royce«, sagte Cyhan, »aber eben das ist es: Du bist Schmied und kein Ingenieur oder Steinmetz.«

Royce ließ sich nicht beeindrucken. »Woher kommen denn die Ingenieure? Irgendwo ist irgendwann einmal

jemand aufgewacht
und hat gesagt: ›He,
vielleicht können wir
dies hier bauen.‹ Ich
habe keine teuren
Schulen in der Stadt
besucht, aber ich weiß,
wie man etwas baut.
Mein Junge hier kann
bei den Berechnungen
helfen. Besorgt mir die
Männer und den Stein

und gebt mir genug
Zeit, und wir bauen den
schönsten Damm, den
ihr je gesehen habt.«

Endlich ließ sich
auch Cyhan von
meinem Vater
überzeugen. »Also gut,
ich glaube dir. Du baust
den Damm. Wir
müssen uns aber
immer noch überlegen,
wie wir dafür sorgen,

dass die Feinde im richtigen Augenblick dort sind, wo wir sie haben wollen.«

»Lass das meine Sorge sein«, antwortete ich. »Ich habe da ein paar Ideen.«

»Als da wären?«

»Lasst mir einige Tage Zeit, um es mir zu überlegen, und dann zeige ich euch allen,

was ich mir ausgedacht habe«, erwiderte ich.

»Aber jetzt müssen wir uns in Bewegung setzen. Mit dem Dammbau sollten wir sofort beginnen, wenn wir rechtzeitig fertig sein wollen.« Dann teilte ich sie für die verschiedenen Aufgaben ein. »Dorian,

du reitest nach
Lancaster. Wenn James
da ist, sagst du ihm, wir
brauchen jeden
arbeitsfähigen Mann,
den er entbehren kann.
Erklär ihm alles, was er
wissen muss, und wenn
er noch Zweifel hat,
dann bitte ihn,
herzukommen und mit
mir zu sprechen. Falls
er nicht da ist, sprichst

du mit Genevieve. Sie hat keine Angst, etwas zu unternehmen, wenn es nötig ist.«

»Wann soll ich aufbrechen?«, fragte Dorian.

»Jetzt sofort.
Marcus, du suchst den Baron von Arundel auf. Er muss wissen, was wir planen. Sag ihm, es wäre mir eine große

Ehre, wenn er mir
einen Besuch abstatten
könnte.«

»Ich bin nicht
sicher, ob Sheldon
besonders erfreut sein
wird, wenn ihn sein
Nachbar auf diese
Weise zu sich zitiert«,
wandte Marc ein. »Was
soll ich ihm
ausrichten?«

»Verzeihung?« Ich blinzelte verdutzt.

»Was soll ich ihm erzählen?«

»Sagtest du, sein Name sei Sheldon?«, fragte ich.

Marc lachte. »Ja, dieser altmodische Name hat ihm in seiner Jugend eine ganze Menge Ärger eingebrockt. Ich würde

keine Scherze darüber machen, wenn du ihm begegnest. In dieser Hinsicht ist er immer noch etwas empfindlich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Gut, dass du mich gewarnt hast. Sag ihm, es gebe Gerüchte über einen Krieg mit Gododdin. Angesichts

der Lage seines Landes
wird er gern bereit sein,
so bald wie möglich mit
mir darüber zu
sprechen. Aber nenne
ihm noch keine
Einzelheiten. Das
werde ich selbst tun,
wenn er eintrifft.«

»Das kann ich alles
erledigen. Er wird zwar
nicht erbaut sein, aber
das ist dein Problem

und nicht meins.«

Marc ging zur Tür.

»He!«, rief ich. »Ich habe noch nicht gesagt, dass du gehen darfst!«

Ohne anzuhalten drehte er sich um. »Das wolltest du aber gerade!« Ich musste zugeben, dass er mich manchmal besser kannte als ich mich selbst.

»Joe«, wandte ich mich an den älteren Mann neben mir.

»Ja, Sir!« Er nahm Haltung an.

»Ihr müsst das nicht tun, Joe. Ich bin kein General.«

»Ich habe eine Weile in der königlichen Garde gedient, und alte

Gewohnheiten lassen sich schlecht ablegen.«
Er stand immer noch stramm da.

Ich seufzte. »Na gut, wie Ihr wollt. Joe, Rose Hightower ist in der Hauptstadt, um für uns Vorräte zu beschaffen und Kämpfer zu rekrutieren. Sie muss wissen, wie wir uns entschieden haben. Wir

benötigen mehr
Arbeiter, Holz,
Steinmetze,
Lebensmittel und ... ich
weiß nicht, was sonst
noch. Redet mit
meinem Vater. Er kann
Euch erklären, was er
braucht. Cyhan, du
sollst Joe begleiten. Ich
kann nicht riskieren,
ihn auf der Straße zu
verlieren, und die Reise

muss so schnell wie
möglich
vonstattengehen.« Ich
suchte den Blick des
grimmigen Kriegers.

Einen Moment lang
dachte ich, er wollte
Einwände erheben. »In
Ordnung. Dorian soll
den Schwertkampf mit
ihr üben, solange ich
fort bin. Sie darf in der

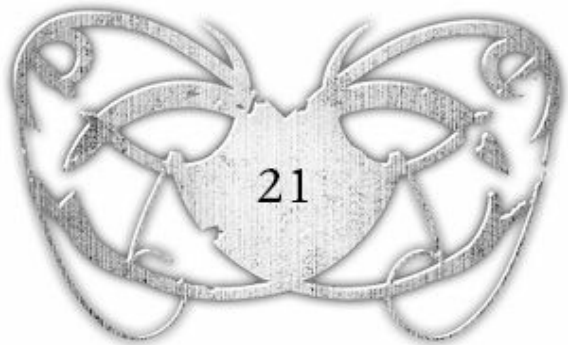
Ausbildung nicht nachlassen.« Er nickte Penny zu.

Zuletzt wandte ich mich an Royce.

»Vater ...«

»Ich reite mit dem Pferd hinaus und suche die passende Stelle für den Damm«, beantwortete er meine Frage, ehe ich sie stellen konnte.

Ich grinste ihn an.
Natürlich verstand er
viel mehr von der
Sache als ich. »Penny
und ich reiten mit. Ich
muss es mir selbst
ansehen.« Der Tag war
schon halb vorbei, und
wir wollten keine Zeit
mehr verschwenden.



Es dämmerte schon fast, als wir die Stelle erreichten, wo der Schäferwinkel in das Haupttal überging. Ich

war seit Jahren nicht mehr dort gewesen, doch die Stelle sah noch weitgehend so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte. Der Boden war felsig und in der Nähe des Flusses voller Findlinge. Südlich des Flusses öffnete sich ein Bereich von fast fünfzig Schritten, ehe die

Hügel wieder anstiegen. Am Nordufer strömte der Wasserlauf dicht an den steil aufragenden Felsen vorbei.

»Da müssen wir eine Menge offenes Gelände auffüllen«, bemerkte ich.

»Es könnte schlimmer sein«, antwortete Royce.

»Wenn es leicht wäre,
würde doch jeder einen
Damm bauen.«

»Wie tief ist der
Fluss hier?«, fragte
Penny.

»Ich bin nicht
sicher. Gibst du mir
mal deinen Stock,
Mordecai?«, fragte
mein Vater.

Wahrscheinlich meinte

er damit meinen
Magierstab.

»Nicht nötig«,
antwortete ich. »Ich
kann es spüren. Er ist
in der Mitte drei Schritt
tief, vielleicht einen
Schritt an den Ufern.«

»Du besitzt da eine
verdammt nützliche
Begabung«, sagte mein
Vater.

»Ich frage mich, wie

hoch das ist«, überlegte ich, während ich die Felswand an der Nordseite betrachtete. Dann trat ich näher heran, entdeckte ein Stückchen entfernt Salbei und beschloss, diese Gelegenheit nicht zu vergeuden und etwas davon für meine Mutter mitzunehmen. Kräuter zum Kochen

konnte sie immer brauchen. Doch verlegen stellte ich fest, dass ich mein Messer vergessen hatte. »He, Vater, hast du ein Messer dabei?«

»Ich habe ja auch meine Hosen angezogen, oder nicht?«, gab er sofort zurück. Damit hätte ich

rechnen müssen.

Grinsend reichte er mir die Klinge. »Ich kann nicht glauben, dass du dein Messer vergessen hast. Ich dachte, ich hätte dich besser erzogen.«

Ich schnitt ein ordentliches Bündel ab und verstaute es, dann gab ich ihm das Messer zurück. »Auf dieser

Seite ist die Wand
mehr als dreißig Schritt
hoch.« Ich blickte
wieder nach oben.

»Ja, aber dort
drüben sind es
höchstens zehn.«

Royce deutete auf die
andere Seite. »Wir
müssen den Damm
erweitern, wenn wir da
angelangt sind. Es sieht
jedenfalls

vielversprechend aus.«

Penny blickte nach Osten zum Schäferwinkel. »Der Fluss kommt mir nicht groß genug vor, um in der verbleibenden Zeit das Reservoir zu füllen.«

»Vergiss nicht das Schmelzwasser im Frühling. Sobald es in

den Bergen wärmer
wird, lässt die
Schneesmelze den
Fluss anschwellen«,
erinnerte Royce sie.
»Es wird dunkel. Wir
müssen wohl hier
draußen übernachten.«

»Ich kann im
Dunkeln sehen«,
erklärte ich ihnen.

»Wenn es euch nichts
ausmacht, noch ein

paar Stunden zu reiten,
dann können wir in
unseren Betten
schlafen. Außerdem
möchte ich morgen
dort sein, wenn die
Besucher eintreffen.«

Am folgenden Tag
kamen die Dinge nur
schleppend in Gang.
Ich wollte unbedingt

sehen, welche Hilfe wir von den Lancasters erwarten konnten. Bei unserer letzten Begegnung hatte James noch nicht entschieden, wie er auf den Ruf des Königs, Bewaffnete zu stellen, reagieren würde. Er hatte geplant, sich am Tag unseres Aufbruchs mit König Edward zu

treffen, und ich wollte unbedingt hören, wie das Gespräch verlaufen war.

Vieles sprach dafür, dass er noch nicht aus der Hauptstadt zurückgekehrt war, was bedeuten konnte, dass Genevieve möglicherweise gezwungen war, Entscheidungen zu

treffen, die seinen Wünschen nicht entsprachen. So bestand durchaus die Möglichkeit, dass sich eine unerfreuliche Situation entwickelte.

Da ich am Morgen nichts weiter zu tun hatte, beschloss ich, an meiner neuen Idee zu arbeiten. Unsere

Planungssitzung hatte ergeben, dass wir den Feind zwingen mussten, die Straße zu verlassen und durch den tiefsten Bereich des Tals zu marschieren.

Außerdem brauchten wir noch eine Methode, den Damm genau dann zu zerstören, wenn es so weit war. Mir war

etwas eingefallen,
womit wir
möglicherweise beides
auf einmal erreichen
konnten.

Im letzten Jahr
während der Schlacht
gegen die Kultanhänger
in der Burg Lancaster
hatte ich einen
Zauberspruch benutzt,
den ich »Blitzknall«
nannte. Schon klar, der

Name konnte noch etwas Politur vertragen, aber bislang war mir nichts Besseres eingefallen. Im Grunde ging es darum, eine kleine Ansammlung konzentrierter Energie zu erzeugen, die explodierte und dabei grelles Licht und einen donnernden Knall

abgab. Was sich in der Nähe befand, wurde nicht zerstört, nicht einmal irgendwelche Sprengwirkungen waren im Spiel, aber das Ereignis machte jeden in unmittelbarer Nähe blind und taub.

Für das, was ich jetzt plante, brauchte ich dagegen eine echte Explosivkraft. Das war

aber kein Problem, weil ich das Lycianische inzwischen viel besser beherrschte. Ich konnte jederzeit eine ganze Reihe Varianten des Spruchs erzeugen und Feuer oder Explosionen hinzufügen, selbst wenn ich dazu mehr Energie benötigte. Das größte Problem war jedoch die Tatsache,

dass ich nicht überall
sein konnte, wo der
Feind auftauchen
mochte. Am westlichen
Ende wollte ich den
Feind von der Straße
vertreiben. Zugleich
musste aber jemand
anders den Damm am
Ostrand des Tals
zerstören. Ich konnte
nicht an zwei Stellen

gleichzeitig wirken, und der Ritt von einem zum anderen Ende dauerte mindestens sechs Stunden.

Außerdem musste ich befürchten, dass ein so heftiger Einsatz der Energie meine Kräfte erschöpfte, bevor ich die beiden Aufgaben abgeschlossen hatte. Also brauchte ich eine

Möglichkeit, die
Explosivladungen
schon vorher
aufzubauen. Dank der
Experimente mit den
Verzauberungen kam
ich auf eine Idee. Ich
hatte ein Schälmesser
derart präpariert, dass
es Wärme aufnahm
und speicherte. Leider
war es mit einem
großen Knall

explodiert, sobald es
mehr Energie
aufgenommen hatte,
als die Verzauberung zu
fassen vermochte.

Diesen Vorgang konnte
ich wiederholen und
dabei die

Wärmespeicherung
weglassen. Im Grunde
würde ich auf einem
kleinen Objekt Runen

anbringen, das dadurch die Energie in sich barg. Die nötige Energie wollte ich liefern. Zu gegebener Zeit würde das Objekt die Energie wieder freisetzen. Je nachdem, welche Runen ich benutzte, würde es mir möglich sein, die Art der Freisetzung zu bestimmen, also etwa

Feuer, Licht und so weiter.

Zuerst versuchte ich es mit einem kleinen Holzklotz, den ich mit einfachen Runen beschriftete, um die Kraft festzuhalten. Darum herum brachte ich kreisförmig eine zweite Gruppe von Symbolen an. Sie sollten die Energie als

Flammenexplosion
freisetzen. Sobald ich
so weit war,
konzentrierte ich
meine Willenskraft auf
das Holz und schickte
so viel Energie hinein,
wie es aufnehmen
konnte.

Glücklicherweise
war ich so klug
gewesen, das

Experiment draußen durchzuführen und mich mit einem starken Schild zu schützen. Noch ehe ich die Hälfte der Energie hineingegeben hatte, die das Objekt meiner Ansicht nach aufnehmen konnte, flog es vor mir in die Luft. Mein Schild schützte mich vor den

schlimmsten
Auswirkungen, doch
zwei Bäume in der
Nähe verloren den
größten Teil ihrer
Blätter. Ich merkte mir
vor, sie gelegentlich zu
fällen. Das Holz
konnten wir ohnehin
brauchen.

Anschließend
versuchte ich es noch
einmal und hielt

vorsichtshalber einen
größeren Abstand ein.
Aus sechs Schritt
Entfernung war es
anstrengender, das
Holz aufzuladen, doch
gelang es mir ohne
große Schwierigkeiten.
Der zweite Klotz
explodierte ungefähr
zur gleichen Zeit. Die
Explosion war

beeindruckend und warf mich trotz der Entfernung von den Beinen. Leider war ich damit immer noch sehr weit von meinem Ziel entfernt.

Beim dritten Test verwendete ich ein größeres Stück Holz, da die Größe des Objekts möglicherweise bestimmte, wie viel

Energie es
aufzunehmen
vermochte. Es
speicherte auch
tatsächlich etwas mehr,
ehe es explodierte, aber
ich war immer noch
nicht zufrieden.

Schließlich kam ich
darauf, ein anderes
Material zu benutzen,
und versuchte es mit
einem faustgroßen

Stein. Die Wucht warf mich in einen Baum und fegte sogar meinen Schild weg. Ein Steinsplitter riss mir einen hübschen Kratzer in die Wange. Ich werde hier nicht wiederholen, was ich daraufhin von mir gab, aber seit Cyhan mich mit seiner

seemännischen
Erfahrung inspiriert
hatte, war ich nicht
untätig geblieben.

Inzwischen hatten
meine Erprobungen
eine kleine
Zuschauermenge
angelockt, in der sich
auch mein Vater
befand. »Du hättest
dich fast umgebracht.«
Er klopfte mir auf den

Rücken. »Wenn du so weitermachst, wirst du sicher bald Erfolg haben.«

»Danke, Vater«, antwortete ich verstimmt.

»Versuch es mal da unten am Hang. Da liegt ein großer Felsblock, hinter dem du dich verstecken kannst«, schlug er vor.

Ich hätte mir einen
Tritt versetzen können,
weil ich nicht selbst
darauf gekommen war.
»Gute Idee, aber dieses
Ding tut immer noch
nicht das, was ich will.«
Ich erklärte ihm, was
ich beabsichtigte. Er
verstand zwar nichts
von der Magie, war
aber in anderer

Hinsicht sehr bewandert, und so hoffte ich, er käme vielleicht auf eine bessere Idee. Meine Hoffnung trog mich nicht.

»Es scheint, als sei die Stärke des Materials oder vielleicht auch seine Dichte der Schlüssel«, überlegte er. »So oder

so, etwas Stärkeres als Eisen wirst du hier jedenfalls nicht finden.«

»Ich will doch deinen Lagerbestand nicht vernichten«, antwortete ich.

»Nein ... du könntest einen Teil der Schlacke nehmen, die bei der Herstellung der Anhänger angefallen

ist. Bei mir liegen
wahrscheinlich zwanzig
oder dreißig Pfund
herum, die nur darauf
warten, wieder
eingeschmolzen zu
werden«, bot er an. Mit
der Schlacke meinte er
kleinere Stücke von
geschmolzenem Eisen
und Gekrätz, die bei
Gussobjekten immer

übrig blieben. Solange man es nicht wieder einschmolz, war das Material so gut wie nutzlos.

Nach kurzem Suchen fand ich ein Stück in der Größe einer Kinderfaust. Es war rissig und würde vermutlich beim ersten Hammerschlag zerbersten, aber zum

Ausprobieren war es mir gerade recht.

Dieses Mal entfernte ich mich sogar zehn Schritt weit und versteckte mich zusätzlich hinter dem Felsblock, auf den mich mein Vater hingewiesen hatte. Fast fünfzehn Minuten lang schickte ich Energie hinein, ohne irgendein

Ergebnis zu erzielen.
Inzwischen war es
schon die doppelte
Menge, die vorher für
eine anständige
Explosion ausgereicht
hatte, und das Material
hielt immer noch. Das
kam mir gelegen, weil
ich einen zweiten
Spruch wirken wollte,
mit dem man die

Energie später auf Kommando freisetzen konnte. Allerdings musste ich vorher klären, wo die Grenzen des Materials lagen. Schließlich wollte ich später keine Unfälle verursachen, indem ich mehr Energie hineinschickte, als das Objekt halten konnte.

Nach weiteren fünf

Minuten explodierte das Material. Die Explosion raubte mir das Gehör und ließ den Boden erbeben. Ich bin ziemlich sicher, dass mir der Felsblock das Leben rettete. Als ich über den Stein spähte, um das Ergebnis zu betrachten, war ich schockiert. Drei Schritt rings um das Zentrum

war der Erdboden
verschwunden, dort
klaffte jetzt ein tiefes
Loch. In einem
weiteren Umkreis von
noch einmal fünf
Schritten war das Gras
weggerissen worden.
Die Seite des
Felsblocks, die der
Explosion zugewandt
war, hatte sich schwarz

verfärbt und wies an
den Stellen zahlreiche
Löcher auf, wo die
Trümmer
eingeschlagen waren.

Penny kam
herbeigerannt und
schrie etwas, doch in
meinem Kopf klingelte
es so laut, dass ich sie
nicht verstehen konnte.
»Was ist?«, rief ich
zurück. Ich konnte

mich nicht einmal
selbst sprechen hören.
Schließlich gab sie auf
und führte mich zur
Burg zurück, wo sie ein
Stück Papier suchte,
auf das sie schreiben
konnte.

»Bist du denn
blöd?«, lautete die
erste Frage in ihrer fast
unleserlichen
Handschrift.

»Kann sein«,
schrieb ich zur
Antwort. »Taub bin
jedenfalls schon.«

Darauf schrieb sie:
»Ich bin nicht taub. Du
musst deine Antworten
nicht
aufschreiben ... Idiot.«

Danach wurde
unsere Unterhaltung
recht munter, aber,

ehrlich gesagt, ich
genoss es. Sie
vermutlich auch,
obschon sie sicherlich
besorgt war, ich könnte
mich durch einen
Unfall selbst töten. Am
Ende überzeugte sie
mich, wenigstens an
diesem Tag
aufzuhören, bis sich
mein Gehör wieder
erholt hatte. Ich merkte

mir vor, meine Ohren
gegen den Schall zu
schützen, ehe ich
weitere Experimente
durchführte.

Am Nachmittag kehrte
mein Gehör langsam
wieder zurück. Ich
hatte meine
Trommelfelle bereits
überprüft, weil ich

schon befürchtete, sie könnten gerissen sein. Doch sie waren glücklicherweise intakt. Als ich wieder Stimmen unterscheiden konnte, kam Cecil Draper gerannt und berichtete, Dorian sei mit der Herzogin zurückgekehrt. Eilig gingen wir ihnen entgegen.

Penny und ich
begrüßten sie vor dem
Bergfried. »Wie schön,
Euch einmal
wiederzusehen,
Genevieve!«, sagte ich.

Sie antwortete zwar
etwas, aber ich konnte
nicht ganz verstehen,
was sie wollte. Ihre
Stimme klang gedämpft
und verzerrt. Penny
bemerkte es und kam

mir zu Hilfe. »Sie sagt,
sie ist aufgebrochen,
sobald sie die Nachricht
bekommen hatte!«

Dann wandte sie sich
an Genevieve.

»Verzeihung,
Durchlaucht, er ist im
Augenblick halb taub.
Ihr müsst rufen, um
Euch verständlich zu
machen!«

Die Herzogin zuckte zusammen, als Penny sie derart anbrüllte. Natürlich war sie nicht daran gewöhnt, dass sich jemand in dieser Lautstärke an sie wandte. Sie fing sich jedoch rasch wieder und antwortete: »Ich sehe schon, hier gibt es eine Geschichte, die Ihr mir unbedingt erzählen

müsst!«

Ich lachte darüber, dass die beiden brüllen mussten, damit ich ihnen folgen konnte.

»Lasst uns nach drinnen gehen, es gibt verschiedene Dinge zu besprechen.«

Kurz danach saßen wir im Vorzimmer meiner Gemächer.

Penny hatte etwas
Wein aufgetrieben,
sodass wir der
Herzogin eine kleine
Erfrischung anbieten
konnten, doch
Genevieve lehnte mit
einer Handbewegung
ab. »Nein, danke,
meine Liebe, dazu ist es
noch zu früh am Tag.
Es wäre schön, wenn
Ihr etwas Tee hättet.

Die staubige Straße hat mich durstig gemacht.«

Ich verschwendete keine Zeit und unterrichtete die Herzogin über unsere Pläne, noch während Penny den Tee holte. Es dauerte eine Weile, ihr alles zu erklären, aber glücklicherweise war sie nicht so schwerhörig wie ich.

»Mir ist klar, dass Euch dies in eine unangenehme Lage bringt, Durchlaucht, da James noch nicht zurückgekehrt ist, aber ich brauche Eure Hilfe.«

Sie beugte sich vor, um mich anzubrüllen.
»James würde Euch nicht im Stich lassen,

Mordecai. Wir haben keineswegs vergessen, was Ihr letztes Jahr getan habt. Ohne Euch wären wir alle nicht hier. Dieser Damm erinnert mich an etwas, um das Ihr mich damals gebeten habt.«

»Was meint Ihr?«, fragte ich.

»Ich soll wieder eine Linie für Euch

ziehen«, erwiderte sie.
Damit meinte sie die
Linie, die sie gezeichnet
hatte, damit ich einen
Spruch wirken und die
Kultanhänger töten
konnte, die uns
angegriffen hatten. Das
war eine berührende
Art, mich daran zu
erinnern, dass wir
früher schon einmal
zusammengearbeitet

hatten.

»Genau«, bestätigte ich.

»Was braucht Ihr?«, fragte sie sofort.

»Arbeiter«, antwortete ich einfach nur. »Jeden kräftigen Mann und jede Frau, die Ihr entbehren könnt. Wir müssen den Damm so schnell wie

möglich bauen, und was mir wirklich fehlt, sind kräftige Schultern und Hände.«

»Eure Bitte ist schwer zu erfüllen. Jetzt, im Herbst, sind alle mit der Ernte beschäftigt. Ich könnte die meisten Wächter entbehren und zu Euch schicken, aber sie werden natürlich

murren, wenn sie solche Hilfsarbeiten verrichten sollen.« Nachdenklich schürzte sie die Lippen.

Darüber hatte ich bereits nachgedacht. »Ich brauche sie alle. Ich habe die Absicht, vor Wintereinbruch alle Lebensmittel und alles an Getreide aufzukaufen, was ich

nur bekommen kann.
Ich glaube, ich verfüge
über genügend Mittel,
um uns bis zur
nächsten
Frühjahrsernte zu
ernähren.« Die Ernten
waren in diesem Jahr
außerordentlich gut
ausgefallen, und ich
hatte Rose bereits
gebeten, so viel

Proviand wie nur irgend möglich zu kaufen, ehe die Straßen im Winter unpassierbar wurden.

Genevieve Lancaster dachte mit gerunzelter Stirn über meine Idee nach. »Wisst Ihr, wie viel das kosten wird? Ihr müsstet bis zur Ernte im nächsten Frühjahr mehr als tausend Mäuler

stopfen.«

»Sogar noch mehr«, erwiderte ich. »Ich rekrutiere so viele Kämpfer, wie ich nur bekommen kann, und will daher genug Proviant einkaufen, um mindestens zweitausend Menschen zu verpflegen.«

»Das würde mehrere Tausend

Goldmark kosten.
Selbst wenn James und
ich unsere gesamten
Ersparnisse
einbrächten, wären wir
danach mittellos.
Immer vorausgesetzt,
der König ist nicht
empört darüber, dass
Ihr in einer Zeit, da er
sie selbst brauchen
könnte, wertvolle

Vorräte aufkauft.«

Wieder runzelte sie die Stirn.

»Ehrlich gesagt, das ist mir einerlei. König Edward und ich stehen nicht gerade auf gutem Fuße miteinander.

Wenn wir diesen Krieg nicht überleben, spielt es sowieso keine Rolle mehr.«

Penny kehrte mit

einem Tablett mit Tee und einigen süßen Plätzchen zurück. Ich fragte mich, wo sie das Gebäck aufgetrieben hatte. Die Köchin hatte angeblich nie Süßigkeiten, wenn ich danach fragte. Penny stellte das Tablett ab und bot Genevieve eine Tasse an. Die Herzogin nahm sie dankbar

entgegen. Dann setzte sich Penny neben mich, schrie auf und sprang von der Couch herunter. Ich hatte heimlich die Hand unter ihr Hinterteil geschoben. Sie funkelte mich an und ließ sich ein Stück von mir entfernt nieder, ohne ein Wort zu sagen.

Wahrscheinlich wollte sie die Herzogin nicht in Verlegenheit bringen.

Genevieve sah mich über den Rand ihrer Tasse hinweg an und zog eine Augenbraue hoch. Ich glaubte, die Andeutung eines Lächelns in ihrem Gesicht zu entdecken, doch sie verzichtete

darauf, meinen kleinen Scherz zu kommentieren. »Nun gut, Mordecai, ich helfe Euch noch einmal, eine Linie zu ziehen. Ihr sollt jeden arbeitsfähigen Mann bekommen, den ich entbehren kann. Die Frauen von Lancaster werden auch etwas zu tun bekommen. Wir

bringen die Ernte ein,
während die Männer an
Eurem Damm
arbeiten.«

»Wir werden Euch
nicht enttäuschen,
Durchlaucht«, sagte ich
dankbar.

»Das habt Ihr noch
nie getan, Mordecai.
Ihr seid immer mein
liebster Neffe gewesen.

Ob wir Erfolg haben oder nicht, ich werde zu allen Zeiten stolz auf Euch sein.« Dabei bekamen ihre Augen einen feuchten Schimmer. Sie trank rasch einen Schluck Tee, stellte die Tasse ab und stand auf. »Ich mache mich jetzt lieber auf den Weg.«

Penny erhob sich

ebenfalls hastig. »Aber
Ihr habt noch nicht
einmal den Tee
ausgetrunken!«

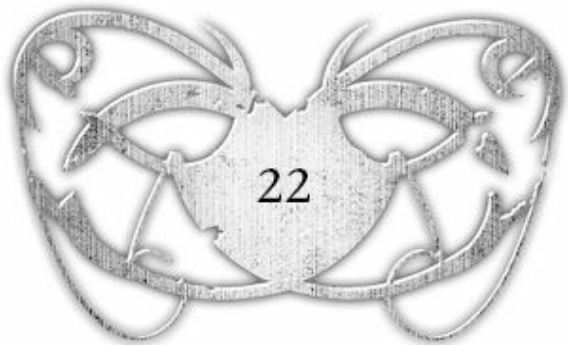
»Das Einzige, was
wir haben, ist Zeit, aber
auch damit dürfen wir
nicht verschwenderisch
umgehen. Ich treffe
gleich heute Abend
nach meiner Rückkehr
die ersten
Vorkehrungen.«

Genevieve beugte sich vor, um Penelope zu umarmen. Dabei flüsterte sie ihr etwas ins Ohr: »Viel Glück, meine Liebe. Ich glaube, mit dem da steht Euch noch einiges bevor.«

Ich war verwirrt, weil Penny und die Herzogin mich so

ausdrücklich ansahen.
Natürlich hatte ich die
Bemerkung nicht
gehört, da Genevieve zu
leise gesprochen hatte.
»Was?«, fragte ich.

Penny warf der
Herzogin einen
wissenden Blick zu.
»Ihr habt ja keine
Ahnung!« Dann
lachten sie beide.



Ich hatte gehofft,
meine Experimente am
nächsten Morgen
wieder aufnehmen zu
können, aber wie es der

Zufall wollte, tauchte gerade zu diesem Zeitpunkt der Baron auf. Ich hatte bereits meine Arbeitskleidung angezogen, schlichtes Leinen und die Lederschürze eines Schmieds, und war daher nicht angemessen bekleidet, um ihn zu begrüßen. Nicht, dass mich dies

besonders kümmerte.

Als er mit zwei Gefolgsleuten durch das Tor ritt, ging ich ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, ehe er den Bergfried erreichte.

»Freut mich, Euch zu sehen, Mylord!«, sagte ich laut und streckte die Hand aus.

Offensichtlich entsetzt blickte er von

seinem hohen Ross auf mich herab. Er war wohl erschrocken, dass ich mich ihm so unbefangen genähert hatte. »Verzeihung, kennen wir uns?« Der junge Lord verzichtete demonstrativ darauf, mir die Hand zu schütteln.

Ich starrte ihn an,

da ich mich über seine Zurückhaltung wunderte. Lord Arundel war ein schlanker Mann von Anfang dreißig mit ordentlich frisiertem blondem Haar. Als sich der Wind drehte, fing ich einen Hauch von Lavendel auf. »Nein, meines Wissens noch nicht. Verzeiht die

Verwirrung, mein
Name ist ...«

»Ich bin hier, um
deinen Herrn, den
Grafen di'Cameron zu
sprechen. Du musst
mir schon verzeihen,
wenn ich keine Zeit
habe, mit dir zu
plaudern«, entgegnete
er brüsk und trieb ohne
ein weiteres Wort sein
Pferd an. Eilig trat ich

zur Seite und ließ ihn vorbeigehen.

Dann sah ich ihm nach und staunte über seine Überheblichkeit. Unterdessen kam Sam Turner zu mir. »Was war das denn?«

»Ich habe das Gefühl, Lord Arundel hat nicht erwartet, einen Edelmann

vorzufinden, der so gekleidet ist wie ich«, erwiderte ich.

Sam lachte. »Dann wird er umso verlegener sein, wenn Ihr Eure guten Sachen angezogen habt.«

Ich grinste böse.
»Nein. Ich glaube, ich rede so mit ihm, wie ich gerade bin. Aber vielleicht sollte ich

wirklich noch ein wenig an meinem Äußeren arbeiten.« Ich weiß, ich hätte eigentlich reifer sein sollen, aber manchmal reitet mich der Teufel. Mir fällt gar nicht ein, woher ich das haben könnte.

Ein paar Minuten später, als ich vor den Ställen an einem Pferdetrog stand, kam

auch mein Vater hinzu.
Wir hatten dort etwas
Wasser auf den
staubigen Boden
gekippt, um Schlamm
zu erhalten. Sam half
mir, die Masse auf
meiner Kleidung zu
verteilen. »Du siehst so
glücklich aus wie ein
Schwein in der Suhle«,
bemerkte Royce

trocken.

Sam musste kichern, während ich erklärte, was wir vorhatten. Darauf lachte auch mein Vater. Er war mir schon immer ein gutes Vorbild gewesen.

»Sohn, du musst jetzt mit solchen Späßen aufhören und dich um wichtigere

Angelegenheiten kümmern.« Er bückte sich, steckte die Hand in den Schlamm und tätschelte liebevoll meine Wange. »Du willst den Baron doch nicht warten lassen.«

»Sagt allen, dass sie heute äußerst höflich mit mir umgehen sollen. Ich werde nicht dulden, dass mich

heute jemand allzu
vertraulich anredet.«
Damit zwinkerte ich
ihnen zu und machte
mich auf den Weg zum
Bergfried.

Dorian empfing
mich an der Tür.
»Mort! Lord Arundel
ist hier! Du musst ...«
Doch er ließ den Satz
unvollendet, als er

meine Aufmachung bemerkte. »Was, zum Teufel, ist mit dir passiert?«

»Sheldon war ein bisschen unhöflich, als er eingetroffen ist. Deshalb dachte ich, ich ziehe meine besten Sachen an«, unterrichtete ich ihn.

»Der Mann ist nicht gerade für seinen

Humor berühmt,
Mordecai. Du wirst ihn
gewiss beleidigen.«
Dorian setzte seine
besorgte Miene auf. Es
war der
Gesichtsausdruck, den
ich bei ihm am
häufigsten zu sehen
bekam.

»Keine Sorge, ich
werde äußerst höflich
sein«, erklärte ich

lächelnd. »Sag ihm, ich werde gleich im großen Saal eintreffen, um ihn zu begrüßen.«

Unterdessen ging ich nach oben zu Penelope.

Kaum dass ich unsere Gemächer betreten hatte, rief sie: »Bäh! Raus hier! Was ist das denn da?« Ich konnte sofort

erkennen, wie sehr sie sich freute, mich zu sehen.

»Lord Arundel ist zu Besuch gekommen«, quetschte ich gerade noch heraus, während sie mich zur Tür schob.

»Bei den Göttern! Du musst dich sofort umziehen und baden. Was soll er nur denken, wenn er dich so sieht?«

Ich grinste. »Er wird sich zumindest genau überlegen, wie er in Zukunft andere Leute begrüßen sollte.« Ich berichtete ihr von der Begegnung im Hof.

»Glaubst du denn, das wird die Lage verbessern?«, rief sie. »Ehrlich, Mort, ich mache mir Sorgen um dich. Manchmal bist du

wirklich brilliant, und dann wieder ... die restliche Zeit ...« Sie seufzte schwer.

Ich drehte mich um und ging, ehe sie mir den Spaß verdarb.

»Komm runter, wenn du so weit bist. Ich will ihn nicht warten lassen.«

»Halt, nein!«, rief

sie mir nach. Sie hätte mich sicher gern am Arm festgehalten, aber ich glaube, sie fürchtete sich ein wenig vor dem Schlamm. Da sprang ich bereits die Treppe hinunter und erreichte ein paar Schritte vor ihr die Tür zum großen Saal.

»Wie sehe ich aus?«

Mit etwas Schlamm

von meinem Hemd
strich ich mir die Haare
zurück.

»Scheußlich, du
Dummkopf.« Sie
funkelte mich böse an.

»Ausgezeichnet.«
Damit öffnete ich die
Tür.

Lord Arundel saß
mit Dorian und meiner
Mutter an der
Haupttafel. Mir war

nicht bewusst gewesen,
dass sie sich ebenfalls
auf der Burg aufhielt,
sonst hätte ich meinen
übereilten Plan
vielleicht doch noch
umgestoßen. Dazu war
es jetzt jedoch zu spät.
Ich trat zu ihm hin und
begrüßte ihn.

»Lord Arundel! Es
freut mich, dass Ihr so

kurzfristig kommen
konntet.« Wieder
streckte ich die Hand
aus, in die er jedoch
abermals nicht
einschlug. Meine
Mutter starrte mich mit
großen Augen an. Ich
fürchtete, sie könnte
einen Herzanfall
erleiden.

Der Edelmann
übersah mich

geflissentlich und wandte sich an Dorian.

»Sir Dorian, wer ist dieser Mann? Es ist schon das zweite Mal, dass er mich behelligt.«

Dorians Lippen formten ein großes »O«, während er die Lage einschätzte.

Schließlich kam sein Mundwerk wieder in Gang. »Baron, darf ich

Euch Mordecai Illeniel vorstellen, den Grafen di'Cameron. Mordecai, dies ist Sheldon Arundel, dein nächster Nachbar.« Dorian sah aus, als kostete ihn jedes Wort ein Jahr seines Lebens.

Nun war es an dem Baron, schockiert dreinzuschauen. Er

öffnete und schloss
mehrere Male den
Mund, ehe er
schließlich das Wort
ergriff. »Lord Cameron,
offenbar habt Ihr mich
zum Narren gehalten.«

Ich konnte nicht
erkennen, ob er empört
war oder nicht. Auf
jeden Fall wirkte er
etwas schockiert.

»Unsinn«, versicherte

ich ihm lachend. »Das
habt Ihr größtenteils
selbst vollbracht. Ich
habe mich nur ein
wenig über Eure
Verwirrung lustig
gemacht. Setzt Euch
und trinkt etwas
Wein.« Ich deutete auf
den Stuhl und nahm
auch selbst Platz.

Meine Mutter
konnte nicht mehr an

sich halten. »Mordecai, warum bist du so mit Schlamm bedeckt?« Sie fragte ganz ruhig, war innerlich aber sicher sehr erregt. Sie hatte mich ja nicht dazu erzogen, Adlige wie ein Schwein zu begrüßen, das gerade aus der Suhle gestiegen ist. Ungerufen kamen mir

Weidengerten in den Sinn. Manche Kindheitserinnerungen verblassen eben nie.

»Es tut mir leid, Mutter, aber ich habe mich beeilt, um nach unserer misslungenen ersten Begegnung möglichst schnell zu Lord Arundel zu gelangen, und bin vor den Ställen im

Schlamm
ausgerutscht.« Ihre
Miene verriet mir alles,
was ich über ihre
Ansichten bezüglich
meiner Wahrheitsliebe
wissen musste. Ich
strahlte sie an und
schenkte meine
Aufmerksamkeit
wieder dem Baron.
»Ich bin Euch dankbar,
dass Ihr so bald

kommen konntet,
zumal wir ja noch gar
nicht die Gelegenheit
hatten, einander
kennenzulernen.«

Der gute Baron
fasste sich allmählich,
auch wenn sein Blick
immer wieder zu dem
Schlamm in meinem
Haar wanderte. »Nun
ja, ich wollte einen

guten Eindruck
hinterlassen, da wir
doch erst seit kurzer
Zeit Nachbarn sind.
Darf ich fragen, warum
Ihr wie ein Leibeigener
gekleidet seid? «

Bei diesem Begriff
sträubten sich mir
sämtliche Haare. Bis
vor gar nicht so langer
Zeit hätte man mich
selbst noch so nennen

können. Jedenfalls dann, wenn man es nicht besser wusste. »Ich habe hier keine Leibeigenen, Mylord. Die Bürger von Washbrook sind Freisassen.«

»Freisassen, meinetwegen. Es ist mir ganz egal, wie Ihr Eure Bauern nennt.«
Er trank einen Schluck

Wein. »Allmählich frage ich mich, ob Ihr diesen Streich eigens für mich inszeniert habt.«

Ich schloss den Baron mehr und mehr ins Herz, weil jetzt schon klar war, dass wir uns hervorragend verstehen würden.
»Nein, ich fürchte,

mein schwacher
Versuch, einen Scherz
zu machen, war eine
ganz spontane
Eingebung. Ich bin
gerade auf dem Weg in
die Schmiede gewesen,
um mit meinem Vater
an einem
gewissen ... Projekt zu
arbeiten.« Dorian
schüttelte stumm den
Kopf, was der Baron

jedoch nicht sehen konnte.

»Wie ich hörte, seid Ihr unter ungewöhnlichen Umständen aufgewachsen. Ihr meint gewiss Euren Stiefvater, nicht wahr?«, fragte er herablassend.

»Ja«, bestätigte ich. Die blasierte Haltung

dieses Mannes weckte
meinen Zorn. »Ich will
nicht unhöflich sein,
aber ich muss Euch
unbedingt über einige
Dinge ins Bild setzen.«
Ich fürchtete, es werde
immer schlimmer
werden, je länger die
Begegnung dauerte,
daher kam ich lieber
direkt zur Sache.

»Bitte fahrt fort. Ich möchte Eure Gastfreundschaft nicht länger als nötig in Anspruch nehmen.«
Dem Baron schien also ganz so wie mir daran zu liegen, unsere Unterhaltung rasch zu beenden.

Ich unterrichtete ihn so knapp wie möglich über das, was

ich über die
geheimnisvolle
Bedrohung durch die
Shiggreth und den
bevorstehenden Angriff
aus Gododdin wusste.
So kurz ich mich auch
fasste, ich brauchte
dennoch eine
Viertelstunde, um ihm
die Neuigkeiten
mitzuteilen. Die ganze

Zeit über zeigte der Baron keinerlei Besorgnis.

»Ihr sagtet, Ihr hättet den König unterrichtet?«, fragte er schließlich.

»Das habe ich getan.«

»Wie lautete seine Antwort?«

»Er will die Eindringlinge am Trent

aufhalten. Im Frühling wird er auch unsere Truppen einberufen«, erklärte ich. »Als ich mit ihm darüber sprach, sagte ich, dass ich nicht die Absicht hätte, diesem Ruf zu folgen. Vielmehr werden Lancaster und ich die Eindringlinge im Tal stellen. Wir wollen ...«

»Ihr habt dem König also nicht gehorcht?«, fiel er mir ins Wort.

»Nach einem kurzen Gespräch sah er ein, dass es klug wäre, mich den Versuch machen zu lassen, sie schon hier aufzuhalten.« Ich ließ mir äußerlich nicht

anmerken, wie gereizt ich inzwischen war.

»Ihr wollt sie allein ... Ihr seid entweder ein Verrückter oder ein Narr«, erwiderte der Baron geringschätzig.

»James von Lancaster und ich werden zusammenarbeiten. Wir haben einen Plan,

der erfolgreich sein könnte. Wenn Ihr zuhören wollt, werdet Ihr ihn sicherlich auch begrüßen.«

»Ich glaube nicht. Ich glaube auch nicht, dass sich der Herzog an Eurer dummen Idee beteiligen wird.« Er stand auf, als hätte er vor zu gehen.

Ich wollte mich gern

einen Narren nennen lassen, wenn mir dies die Unterstützung des Barons einbrachte, aber danach sah es nicht aus. »Könntet Ihr mir, ehe Ihr geht, noch verraten, was Ihr plant?«, fragte ich.

»Das dürfte doch für jeden, der nicht gerade ein mit

Schlamm bedeckter
Irrer ist, offensichtlich
sein. Ich nehme meine
Männer und
marschiere so bald wie
möglich zum König«,
antwortete er. Und
schon war er unterwegs
zur Tür.

»Was wird aus
Eurem Volk?«, rief ich
ihm hinterher.

Der Baron blieb

stehen, um mir zu antworten. »Ich werde alles wieder aufbauen, wenn der Krieg vorüber ist. Solange das Land noch da ist, werden die Menschen kommen.«

Alle im Raum starrten mich an. Bisher war ich ruhig geblieben, obwohl das Gespräch keinen glücklichen Verlauf

genommen hatte. Nun schien es aber so, als hätten gute Worte keine Wirkung. Als er die Hand zur Tür ausstreckte, spielte ich mit dem Gedanken, ihn aufzuhalten, aber auch damit hätte ich seine Meinung sicher nicht ändern können.

»Was für ein

Mistkerl«, schimpfte ich, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte.

»Ich glaube, dein Äußeres hat die Sache nicht besser gemacht«, erklärte Penny.

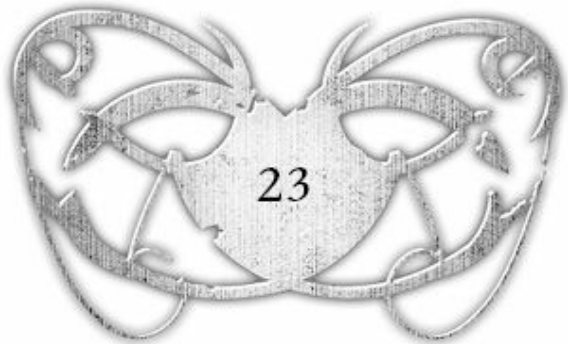
»Allerdings staune ich, dass du so ruhig geblieben bist.

Nachdem er deinen Vater erwähnt hatte,

dachte ich schon, du
würdest ihn auf der
Stelle zu Asche
verbrennen.«

»Ich hätte seine
Hilfe sowieso nicht
haben wollen«, warf
meine Mutter ein. In
diesem Punkt
stimmten zwar alle
überein, aber ich fragte
mich doch, ob die
Männer des Barons bei

dem bevorstehenden
Krieg vielleicht den
Ausschlag geben
mochten. Wir waren
nicht einmal sicher, ob
wir den Damm
rechtzeitig fertigstellen
konnten.



Am nächsten Tag nahm
ich die Arbeit an
meinen explosiven
Verzauberungen wieder
auf. Da der Vorschlag

meines Vaters so gute
Ergebnisse gezeitigt
hatte, beschloss ich, bei
den weiteren
Experimenten nur noch
Eisen zu verwenden.
Ich probierte es mit
mehreren Stücken, um
ein Gefühl dafür zu
entwickeln, wie viel
Energie ich in einem
bestimmten Brocken
speichern konnte, ohne

eine vorzeitige
Explosion auszulösen.
Natürlich achtete ich
darauf, vor jedem
Versuch meine Ohren
abzuschirmen.

Sobald ich die
Energienmenge
bestimmt hatte, machte
ich mich an die zweite
Aufgabe. Es galt nun,
einen Weg zu finden,
um die Objekte aus der

Ferne zu zünden. Wenn der Brocken bis zu fünfhundert Schritt entfernt war, konnte ich dies mühelos selbst tun, doch damit unser Plan funktionierte, musste die Entfernung wesentlich größer sein. Der Edelstein, den Cyhan während unserer

Bindungszeremonie
eingesetzt hatte,
brachte mich auf die
richtige Idee.

Eigentlich war es
ganz einfach. Ich
schloss in die
ursprüngliche
Verzauberung, mit der
ich die Energie im Stein
band, einen Edelstein
ein. Danach konnte ich
ihn hoffentlich

entfernen und die
Explosion auslösen,
indem ich ihn zerstörte.
Das Problem dabei war
nur, dass Edelsteine ein
knappes Gut waren.
Genau genommen
hatte ich nichts anderes
als den Diamanten in
Penelopes
Verlobungsring, und
ich hatte so ein Gefühl,
dass sie nicht gerade

erbaut wäre, wenn ich
das Schmuckstück bei
der Erprobung eines
neuen Spruchs
zerstörte. Diamanten
ließen sich ohnehin
nicht so leicht
zertrümmern.

Schließlich
entschied ich mich für
Glasperlen. Soweit ich
es sagen konnte, gab es

keinen Grund dafür,
dass man zur
Aktivierung unbedingt
einen echten Edelstein
benötigte. Der Auslöser
musste lediglich
widerstandsfähig genug
sein, um nicht
versehentlich zu
zerbrechen, und dazu
spröde genug, um
leicht zerschmettert
werden zu können.

Seltsamerweise
waren Glasperlen fast
genauso schwer zu
bekommen wie
Edelsteine. In
Washbrook gab es
schon seit Jahrzehnten
keinen Glasbläser
mehr. Der kleine Ort
begnügte sich mit
Holzläden vor den
Fenstern und selbst
geformten Töpferwaren

als Geschirr. Nach einer ergebnislosen Suche und der Befragung verschiedener Einwohner gab ich es schließlich auf und ging hinein, um etwas zu essen.

Penny musterte mich, während wir speisten. »Du bist so

nachdenklich«, meinte sie.

Da wurde mir bewusst, dass ich während der Mahlzeit die meiste Zeit über geschwiegen hatte.

»Tut mir leid. Ich wälze nur gerade ein Problem mit einem neuen Spruch.«

»Erzähl mir doch einfach davon. Breite es

vor mir aus. Außerdem
wüsste ich gern, womit
du dich beschäftigst,
ehe du dich
versehentlich selbst
umbringst.« Ich
staunte immer wieder,
wie groß ihr Vertrauen
in meine magischen
Experimente war.

Penny war klug und
begriff mein Problem
sehr schnell. »Also

brauchst du nur ein paar Glasperlen?«

Ich nickte.

»Müssen es Perlen für eine Kette sein?

Wie ist es mit

Strass ... mit

zugeschnittenem

Glas?«, schlug sie vor.

»Das wäre genauso gut«, antwortete ich.

»Aber ich habe hier

nicht viel Schmuck
gesehen. Du etwa?«

»Hier nicht, aber
auf der Burg
Lancaster«, antwortete
sie.

Ich kam mir etwas
beschränkt vor. »Wo
denn da?«

»Der Lüster im
Sonnenzimmer. Früher
gehörte es zu meinen
Aufgaben, ihn einmal

in der Woche
abzustauben. Dafür
habe ich immer eine
Ewigkeit gebraucht.«
Das Sonnenzimmer
war der Empfangssalon
im ersten Stock, in dem
ich meine unschöne
Unterhaltung mit
Devon Tremont geführt
hatte. Auf die
Einrichtung hatte ich
dabei nicht geachtet.

»Glaubst du denn, die Herzogin würde sich davon trennen?«

»Sie hat dir in der Erntezeit bereits alle arbeitsfähigen Männer gegeben, über die sie verfügt. Ich glaube, der Lüster ist demgegenüber zu vernachlässigen«, erklärte sie mir.

»Ich würde sie nur ungern um einen weiteren Gefallen bitten«, erwiderte ich unsicher.

»Das kann ich übernehmen. Ich werde heute Nachmittag zu ihr reiten«, bot sie an.

»Ich sitze schon seit Tagen hier herum und habe nichts zu tun. Allmählich fühle ich

mich entsetzlich
nutzlos.«

»Das geht nicht«,
erinnerte ich sie. »Ich
müsste dich begleiten,
aber ich habe mich
heute um andere Dinge
zu kümmern.«

»Warum nicht?«
Dann erinnerte sie sich
an unsere Bindung und
betrachtete wehmütig

das Schwert, das sie trug. »Ich hätte nie gedacht, dass es so unbequem wird.«

»Ja, wer hat schon Lust, für den Rest seines Lebens vierundzwanzig Stunden am Tag in meiner Nähe zu sein?«, antwortete ich sarkastisch.

»Das meine ich

nicht«, sagte sie. »Es ist nur seltsam, dass ich mich nicht mehr allein bewegen kann. Du musst wohl einen Boten schicken.«

Da fiel mir ein, dass ich noch nicht einmal richtige Boten eingeteilt hatte. Die einzigen Leute, die mir zur Verfügung standen, waren die

Dorfbewohner, die nicht damit beschäftigt waren, das Fundament für den Damm zu bauen. Anscheinend war ich dazu verdammt, ständig über zu wenig Mittel zu verfügen. »Dorian kann sich darum kümmern. Wenn er die Bitte vorträgt, ist es fast

genauso gut.«

Da ich meine Experimente ohne das Glas nicht fortsetzen konnte, verbrachte ich den Nachmittag damit, die Bücher zu lesen, die ich aus meinem neuen Zuhause in Albamarl mitgebracht hatte. Wir waren dort vor mehr als zwei Wochen abgereist, und ich hatte

noch keine Zeit
gefunden, einen Blick
hineinzuwerfen. Ich
suchte mir eine ruhige
Ecke in meinem
Zimmer und ließ mich
mit *Ausführliche*
Anleitung für die
Erschaffung und
Wartung von
Teleportationspunkten
nieder. Es war
tatsächlich so

interessant, wie der Titel vermuten ließ, also überhaupt nicht.

Ich überwand mich jedoch und konzentrierte mich die nächsten paar Stunden darauf, mich durch die Grundlagen der Teleportationsmagie zu kämpfen. Ich hatte angenommen, es sei

leicht, doch offenbar
war die Erschaffung
zweier verbundener
Kreise teuflisch schwer.
Theoretisch konnte ein
Magier auch ohne
einen Kreis
teleportieren, doch in
der Praxis war eine
ungeheure Menge an
komplizierten
Berechnungen
erforderlich, um an

dem gewünschten Ort einzutreffen.

Ich war noch gar nicht auf die Idee gekommen, dass die Bewegung des Planeten selbst eine Rolle spielte, aber so war es. Deshalb waren Kreise entworfen worden, die künstliche Anker in der Realität bildeten. Ein Kreis erzeugte eine Art

unabhängige Position
im Raum, die sich nicht
auf die gleiche Weise
wie andere Punkte
bewegte. Die Folge
davon war, dass man
mit zwei Kreisen, die
richtig aufeinander
abgestimmt waren,
leicht von einem Ort
zum anderen
teleportieren konnte,

ohne dabei einen
hässlichen Unfall zu
erleiden. Jeder
halbwegs fähige Magier
war dazu in der Lage,
sobald sie einmal
erschaffen waren.

Auch Menschen
ohne magische
Fähigkeiten konnten
sie benutzen,
vorausgesetzt ein
Magier lieferte die

magische Energie zu
ihrer Aktivierung.

Sofort kam ich auf die
Idee, den Kreis in
Albamarl zum
Transport der Vorräte
zu benutzen. Wenn ich
in meiner Burg einen
Kreis erschaffen
konnte, der zu dem
anderen passte, dann
konnte ich mit
Leichtigkeit auch große

Mengen Material und viele Menschen bewegen.

Ein Problem gab es dabei. Den Kreis in der Hauptstadt hatte ich nur flüchtig betrachtet und dabei natürlich nicht erkannt, welche Teile den Schlüssel darstellten, der ihn identifizierte. Diese

Informationen konnte ich nur gewinnen, wenn ich noch einmal hin und zurück reiste.

Entnervt warf ich das Buch weg und rieb mir die Schläfen. Beim Lesen hatte ich Kopfschmerzen bekommen. Ich ruhte meine Augen einen Moment aus, ehe ich mir *Die Geschichte*

Illeniels vornahm. Nach dem kurzen ersten Blättern hatte ich mehr Fragen als Antworten und wollte unbedingt etwas mehr erfahren. Dieses Buch musste doch viel erfreulicher sein als das Studium der Teleportation. Ich schlug es auf und brauchte ein paar Minuten, um die

richtige Stelle
wiederzufinden.

*Die Magier jener
Zeiten lernten die
Nachtgötter
fürchten und
mieden auch die
neuen Götter.
Niemand wollte
sich mit den
Nachtgöttern*

einlassen, und nur wenige folgten den Lichtgöttern. Die Menschheit hatte ihr Schicksal selbst in der Hand. So wäre es vielleicht auch geblieben, wäre nicht ein junger Magier namens Jerod aus dem Hause Mordan seiner

*Gier und seinem
Drang nach Macht
erlegen.*

*Jerod war zwar
mit großen Kräften
zur Welt
gekommen, war
jedoch nicht stark
genug, um zur
Erde zu sprechen.
Seine Eifersucht
auf die
überlegenen*

*Erzmagier führte
ihn letzten Endes
in den Untergang,
nachdem er die
ganze Menschheit
verraten hatte.*

*Damals lebten
noch zwei
Erzmagier, Gareth
aus dem Hause
Gaelyn und Moira
aus dem Hause*

*Centyr. Zu jeder
Zeit in der
Geschichte gab es
nie mehr als zwei
oder drei
Erzmagier, daher
erschien diese
geringe Zahl nicht
ungewöhnlich.*

*Jerod hatte sich
in Moira aus dem
Geschlecht der
Centyr verliebt,*

*doch sie hatte nur
Augen für einen
anderen, für einen
unbedeutenden
Magier aus dem
Hause Illeniel. Die
Einzelheiten dieser
unglücklichen
Liebesgeschichte
sind in dem
darauffolgenden
dunklen Zeitalter
untergegangen.*

*Wir wissen
lediglich, dass
Jerod den
Versuchungen
eines dunklen
Gottes namens
Balinthor verfiel.
Die Verheißung,
sogar noch größere
Macht zu genießen
als die Erzmagier,
hatte den jungen*

Jerod verlockt. Er glaubte, mit seiner größeren Macht könne er die Erzmagierin Moira für sich gewinnen, beschwor den dunklen Gott herauf und öffnete seinen Geist für ihn.

Balinthor ergriff ganz und

*gar Besitz von ihm
und benutzte
Jerod, um eine
Brücke zwischen
den Welten zu
schlagen und in
das Land der
Menschen
überzuwechseln.
Sobald er sie
überschritten hatte,
verzehrte Balinthor
Jerods Geist und*

*nutzte den Körper
als seinen Avatar.*

*Die Erschaffung
der Weltenbrücke
erregte die
Aufmerksamkeit
vieler großer
Magier aus jener
Zeit. Sie bemühten
sich, dem
Nachtgott Einhalt
zu gebieten. Unter*

*Führung von
Gareth Gaelyn
griffen sie
Balinthor an,
konnten sich
jedoch nicht
durchsetzen.
Gareth wurde
getötet, und die
Magier mussten
fliehen.*

*Zu dieser Zeit
nahmen die*

*Lichtgötter ihren
Platz im Herzen
und im Geist der
Menschen ein. Viele
schwächere Magier
und andere
Männer, die man
später Heilige
nannte, schlossen
Bündnisse mit den
Lichtgöttern:
Millicenth der
Abendstern, Doron*

*der Eisengott,
Kareth der
Gerechte und
Celior der
Strahlende.*

*Die größeren
Magier und die
Erzmagierin Moira
Centyr blieben den
Lichtgöttern
gegenüber
misstrauisch,*

arbeiteten jedoch
mit den Kirchen,
die an Macht
gewannen,
zusammen, um das
zu retten, was von
der zerschlagenen
Zivilisation noch
übrig geblieben
war. Der Krieg
gegen Balinthor
und seine
Anhänger zog sich

*über viele Jahre
hin, bis schließlich
offensichtlich
wurde, dass sie ihn
nicht gewinnen
konnten.*

*Unweigerlich
wurde die
Menschheit bis an
den Rand der
Auslöschung
getrieben, bis nur
noch eine*

nennenswerte
Bastion übrig
blieb. Sie befand
sich in dem Land,
das heute als das
Königreich Lothion
bekannt ist. Moira,
die stärkeren
Magier und die
Heiligen der neuen
Kirchen kämpften
lange und erbittert,

doch am Ende
sahen sie ein, dass
ihre Niederlage
unabwendbar war.
Verzweifelt rief
Moirra die Erde auf
eine Weise an, wie
es vor ihr noch
kein Erzmagier
getan hatte. Darauf
wuchs ein großer
Stein empor, der
heute noch an der

*Stelle liegt, wo
später die
Hauptstadt
Lothions entstand.
Sie ging ein
Bündnis mit der
Erde ein.*

*Damals
wussten die
Magier, dass alles,
ob lebend oder
unbelebt, ein
Bewusstsein und*

eine Seele besitzt.
Die Erde selbst war
das größte und
mächtigste Wesen,
doch ihr Geist war
für die Menschen
seltsam und fremd.
Die Erzmagier
früherer Zeiten
waren fähig
gewesen, die Erde
anzurufen, um

*große Taten zu
vollbringen, doch
ihre Verbindung
blieb begrenzt.*

*Moira streifte ihre
Menschlichkeit ab,
verband sich ganz
und gar mit der
Erde und trat in
den Stein hinein,
der vor ihr
emporgewachsen
war.*

Was danach
geschah, würde
nur schwer zu
glauben sein,
wären da nicht
einige physische
Beweise für die
modernen
Gelehrten erhalten
geblieben. Die
Elentirberge
gebaren einen
mächtigen

*Steinkoloss, den sie
direkt gegen den
Nachtgott in den
Kampf schickten.
Mit Balinthors
Kraft konnte sich
kein sterbliches
Wesen messen,
doch der Nachtgott
war entsetzt, als er
die fast unendliche
Kraft dieses Hüters*

*der Erde bemerkte.
Über Tage und
Wochen hinweg
wurde der Gott
zurückgetrieben,
bis er ein Land
namens Garulon
erreichte.*

*Garulon,
ursprünglich ein
schönes Land, war
durch den Krieg
verwüstet worden.*

*Die Bewohner
dieses Gebiets
waren alle tot oder
mit den
Versprengten
geflohen, die
Balinthor
Widerstand
geleistet hatten.
Diesen Ort wählte
die Erde als
Balinthors Grab
aus, und dort rang*

*der Koloss mit dem
Nachtgott. Er
zwang ihn auf die
Erde nieder, und
dann erhob sich
rings um sie das
Land. Eine tiefe
Schlucht tat sich
unter ihnen auf,
und Balinthor
wurde
verschlungen und*

*am Busen der Erde
erdrückt. Sein Tod
ging mit einem
gewaltigen
Ausbruch einher,
und was von der
Region noch übrig
war, wurde in
Stücke gerissen.
Eine tiefe Kluft
blieb zurück, die
vom Meer rasch
ausgefüllt wurde.*

*Dies war das
Ereignis, das man
später als den
Großen Sturz
bezeichnete. Sobald
der Gott
erschlagen war,
vernichteten die
noch lebenden
Menschen auch
jene dunklen
Wesen, die man
»Shiggreth«*

nannte und die
ihm gedient hatten.
Diese untoten
Kreaturen waren
zwar schwer
auszurotten, doch
schließlich waren
sie doch alle
ausgelöscht, und
die Menschheit
konnte in Frieden
weiterleben.

*Langsam wuchs
die Zivilisation
wieder heran, doch
es gab keine
lebenden
Erzmagier mehr,
und nur noch
wenige
Nachkommen der
großen
Magiergeschlechter
hatten überlebt.
Die neuen*

*Religionen hatten
während des
Krieges gegen
Balinthor
zahlreiche
Anhänger
gewonnen, und
unter den
Herrschern der neu
entstandenen
Nationen wuchs
ihre Macht. Die*

*Taten Jerods, der
den Nachtgott auf
die Menschheit
losgelassen hatte,
wurden nicht
vergessen. Die
Menschen hatten
Angst, ein anderer
Magier könnte
diesen Fehler
wiederholen.*

*So trafen die
Herrscher jener*

*Zeit, die neuen
Kirchen und die
noch lebenden
Magier der großen
Geschlechter eine
Übereinkunft. Um
die Magier vor
Schwäche und
menschlicher
Fehlbarkeit zu
schützen, musste
jeder unter ihnen,
der stark genug*

war, um eine
Weltenbrücke zu
erschaffen, eine
magische
Seelenbindung mit
einem anderen
Menschen
eingehen. Diese
Bindung schützte
ihren Geist vor
unerwünschten
äußeren

*Einflüssen, wie
etwa durch die
Nachtgötter. Und
falls sie die
Menschheit
verrieten und sich
absichtlich einem
Nachtgott
auslieferten, sollte
der
Bindungsgefährte
dem Leben des
Missetäters ein*

Ende setzen. Die Bindung war ein unauflöslicher Bund zwischen dem Magier und seinem Gefährten. Der Tod des einen zog unbedingt auch den Tod des anderen nach sich.

Die Bindungsgefährten nannte man

*schließlich in der
lycianischen
Sprache*

»Anath'Meridum«.

*Sie stellten den
letzten*

*Schutzschild vor
einem erneuten
tragischen Fehler
dar. Nach dieser
Zeit entwickelten
sich keine neuen*

*Erzmagier mehr,
und die großen
Geschlechter
schwanden dahin.
Die Bindung
bedeutete, dass
jeder mächtige
Magier mit
doppelter
Wahrscheinlichkeit
einem Unfall oder
einer Krankheit
zum Opfer fiel, und*

*sie waren trotz der
legendären
Kampfkraft der
Anath'Meridum
durch
Meuchelmörder
weitaus leichter zu
treffen.*

Mir schwirrte der Kopf
von den vielen
Einzelheiten, die ich

gerade erfahren hatte.
Die Erschaffung der
Anath'Meridum war
also die Folge eines
Vertrags? Es klang, als
wären die Magier, die
nach dem Großen Sturz
noch lebten, politisch
sehr in der Defensive
gewesen. Noch
wichtiger, es war
deutlich, dass die
Magier vorher lange

Zeit gelebt hatten, ohne
auf eine Bindung
angewiesen zu sein, die
sie vor dem Wahnsinn
schützte. Mehr und
mehr wurde mir
bewusst, dass vor allem
die Gefahr einer
Wiederholung des
Fehlers und die
politischen
Notwendigkeiten jener
Zeit die Gründe für die

Bindung darstellten.

Außerdem fand ich
den Begriff
»Erzmagier«
faszinierend. Davon
hatte ich noch nie
gehört, aber es klang,
als wäre es gar nicht so
schlecht, wenn man
Stimmen hörte. Vor der
Bindung hatte ich eine
dieser Stimmen

tatsächlich der Erde zugeordnet. Bedeutete dies nun, dass auch ich möglicherweise ein Erzmagier war? Wieder verfluchte ich die Tatsache, dass mein biologischer Vater nicht lange genug gelebt hatte, um mich ausreichend zu unterweisen. Ich hatte keine Ahnung, was es

bedeutete, sollte ich einer sein. Bisher hatte ich ja noch nicht einmal richtig begriffen, was einen gewöhnlichen Magier ausmachte.

Dann dachte ich über die Steinfrau nach. Sie hatte sich von den anderen Stimmen, die ich gehört hatte, unterschieden.

Inzwischen vermutete ich, sie könnte die Erzmagierin aus dem Buch gewesen sein.

»Moiria Centyr ...«, überlegte ich halblaut. Hätte ich nur den Namen ihres Geliebten gewusst. In dem Buch hieß es, er habe dem Haus Illeniel angehört, aber ich wusste nicht,

ob er den gleichen
Namen getragen hatte
wie ich und ob sie
tatsächlich meiner
Steinfrau entsprach.
Wenn sie wirklich eine
historische
Erzmagierin war,
konnte ich mir kaum
ausmalen, welches
Wissen sie besaß, auch
wenn sie Jahrhunderte
in der Erde gelebt

hatte.

Ein Klopfen an der Tür riss mich in die Gegenwart zurück.

Marc stand draußen.

»Komm rein«, lud ich ihn ein. »Ich habe dich in den letzten ein oder zwei Tagen ja kaum gesehen.«

»Nachdem ich in Arundel deine Botschaft überbracht

hatte, fühlte ich mich
berufen, die Kranken
zu heilen«, erklärte er.
»Dort waren einige, die
während des Sommers
Verletzungen erlitten
hatten.«

»Oh.« Etwas
Besseres fiel mir dazu
nicht ein.

»Ich dachte, ich
sollte dir lieber etwas

berichten. Sheldon ist
gestern Abend in
ausgesprochen
schlechter Laune
zurückgekehrt. Du
musst ihn wirklich sehr
beeindruckt haben.«

Ich lächelte bitter.

»Das Gefühl beruhte
auf Gegenseitigkeit.
Was hat er denn
gesagt?«

»Der größte Teil

davon ist nicht wichtig
genug, um deine Zeit
damit zu
verschwenden. Er ist ja
kein begnadeter
Redner. Was einer
einfallsreichen
Beleidigung noch am
nächsten kam, war
›Schweinefürst‹.«
Marcus lächelte mich
an, dann wurde er
wieder ernster.

»Wichtiger ist allerdings die Tatsache, dass er bereits Vorkehrungen trifft, um in der Hauptstadt zu überwintern.«

»Geht er jetzt schon weg?« Ich war überrascht, dass er es so eilig hatte. »Was hat er seinen Leuten gesagt?«

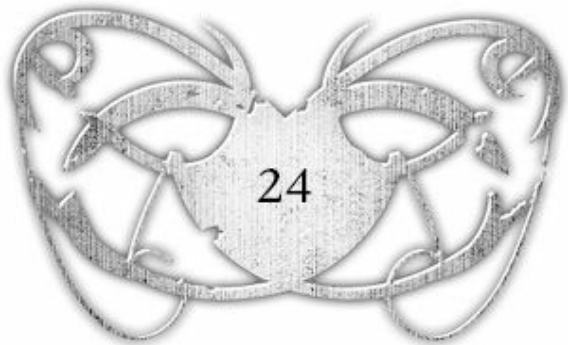
»Nichts. Es sieht
beinahe nach einer
gewöhnlichen Reise in
die Hauptstadt aus, nur
dass er alle seine
Bewaffneten
mitnimmt ... und alles
von Wert einpackt, was
er besitzt.« Mein
Freund schüttelte den
Kopf. »Er lässt sie
einfach zurück, Mort.«
Meine ohnehin

schon schlechte
Meinung über den
Baron erreichte einen
neuen Tiefpunkt. Diese
unerhörte
Gleichgültigkeit, was
das Schicksal seiner
Leute betraf, reizte
mich mehr, als ich es in
Worte fassen konnte.
»Ist er schon
aufgebrochen?«

»Als ich mich auf den Weg machte, war er noch da. Ich glaube, er will morgen abreisen.«

In meinem Kopf nahm ein Plan Gestalt an. Wahrscheinlich war es nicht die klügste Idee, auf die ich je gekommen war, aber mein Gewissen ließ mir keinen anderen

Ausweg. Ich ging nach unten, um mich auf den nächsten Morgen vorzubereiten.



24

Als wir eintrafen,
verließ der gute Baron
gerade sein Anwesen.
Ich glaube, er war
überrascht, mich zu

sehen, was mir
durchaus gelegen kam.
Penny ritt rechts neben
mir, während Mark
links von mir auf
seinem Zelter saß.
Hinter uns folgten zehn
Männer, die zur Miliz
von Washbrook
gehörten.

»Lord Cameron, ich
hätte nicht erwartet,
Euch heute zu sehen«,

erklärte der Baron. Er
ritt an der Spitze von
mehr als dreißig
Wächtern. Neben einer
ungewöhnlich großen
Zahl von
Reservepferden führten
sie auch beladene
Packmaultiere mit.
Anscheinend hatte er
alle Tiere aus seinen
Ställen geholt. Die
Tatsache, dass ihm

diese Tiere wichtiger
waren als sein Volk
trug nicht dazu bei,
meine Laune zu
verbessern.

»Ihr seht aus, als
wolltet Ihr Euch auf
eine Reise begeben,
Mylord«, erwiderte ich
höflich.

»Ich habe die
Absicht, den Winter in

der Hauptstadt zu
verbringen. Ihr
erwartet doch
hoffentlich nicht, dass
ich bleibe?« Höhnisch
verzog er das Gesicht.

»Ich habe allerdings
den Anstand von Euch
erwartet, Eure Leute
über den
bevorstehenden Krieg
zu unterrichten. Nur
ein Feigling packt seine

Sachen und läuft weg, ohne sein Volk zu warnen«, antwortete ich kalt. Offensichtlich hatte er nicht einmal sein Gefolge eingeweiht. Mehrere seiner Männer hörten mit weit aufgerissenen Augen zu.

»Hütet Eure Zunge, Lord Cameron, ehe ich an dem Anstoß nehme,

was Ihr sagt. Die
Angelegenheiten
meiner Leute gehen
Euch nichts an.« Er
rutschte unbehaglich
auf seinem Hengst hin
und her, widerstand
jedoch dem Drang,
seine Männer
anzusehen. Damit hätte
er ja auch seine Angst
eingeräumt.

»Wie ich sehe,
besaßet Ihr nicht
einmal die Höflichkeit,
Eure Bewaffneten
aufzuklären. Einige von
ihnen haben sicherlich
Familien. Fürchtet Ihr,
sie könnten
desertieren, wenn sie
erfahren, dass Ihr die
Frauen und Kinder
dem sicheren Tod
überlasst?« Ich hob die

Stimme, damit es alle verstehen konnten, die zuhören wollten.

Inzwischen waren mehrere Leute aus seinem Anwesen gekommen, um zu sehen, was hier draußen vor sich ging.

»Ich habe genug von deinen Beleidigungen, du

Hundesohn!« Vor Wut war sein Gesicht rot angelaufen. »Macht sie nieder ...« Ehe er den Befehl ganz ausgesprochen hatte, trieb Penny ihr Pferd an und fegte ihn mit der flachen Seite des Schwerts aus dem Sattel. Als er sich aufrichtete, zog er die eigene Klinge. »Wagst

du es, einen Höherstehenden zu schlagen?«, kreischte er.

Eins musste ich ihm lassen, er mochte ein gemeiner Kerl sein, aber vor einem Kampf schreckte er nicht zurück. Penny sprang elegant vom Pferd und schritt auf ihn zu. Lord Arundel war offenbar

ein geübter
Schwertkämpfer, doch
Penny war zu schnell
für ihn. Sie wich dem
ersten Hieb aus und
griff blitzschnell zu, um
ihm die Waffe zu
entreißen. Ihr
Faustschlag traf ihn
mitten in das
erschrockene Gesicht.
Gleich darauf lag er auf

dem Bauch im Dreck.
Sie setzte ihm die
Schwertschneide an
den Hals, damit er
unten blieb. »Wenn Ihr
noch einmal das Wort
ergreift, kann ich
erheblich mehr tun als
nur schlagen.«

Das alles war so
schnell gegangen, dass
sich bisher noch
niemand gerührt hatte.

Die Männer des Barons saßen mit offenen Mündern auf den Pferden, nachdem er so schnell entwaffnet worden war. Um ehrlich zu sein, auch ich war ein wenig überrascht. Penny war schon immer recht resolut gewesen, aber jetzt erschienen mir ihre Geschwindigkeit

und Beweglichkeit
geradezu erschreckend.

Ich gab mir
allerdings Mühe, meine
Überraschung nicht zu
zeigen, als ich mich an
die Wächter und die
Einwohner wandte, die
sich versammelt
hatten. »Mein Name ist
Mordecai Illeniel, ich
bin der neue Graf

di'Cameron. Ich bin gekommen, um euch die Neuigkeiten zu bringen, die euer Herr euch unklugerweise verschwiegen hat. Und ich biete euch die Möglichkeit, euch zu entscheiden.« Ich musste laut rufen, um mich allen Neugierigen verständlich zu machen. Beinahe

fünzig Menschen
umringten uns jetzt.
»Gododdin will im
Frühjahr hier
einmarschieren. Ich
habe diese Neuigkeit
eurem Baron gestern
mitgeteilt. Offenbar
versteckt er sich lieber
mit seinem Besitz in
der Hauptstadt, anstatt
seine eigenen Leute zu
beschützen.«

Die Zuschauer
keuchten erschrocken,
als sie dies hörten, und
eine Menge
getuschelter
Unterhaltung setzte
ein. Ich befürchtete
schon, es könnte eine
Panik ausbrechen, ehe
ich geendet hatte. »Ich
bin gekommen, um
euch eine

Wahlmöglichkeit zu bieten. Der Herzog von Lancaster und ich wollen den Eindringlingen entgegentreten und sie besiegen. Wer unter euch bereit ist, zu bleiben und für seine Heimat zu kämpfen, ist willkommen, sich uns anzuschließen.«

Der arme Sheldon

konnte einfach nicht ruhig bleiben. »Willst du die Leute stehlen, die in meinen Diensten stehen? Der König wird von dieser Frechheit erfahren!«

»*Kyrtos*.« Er verstummte augenblicklich, und als er bemerkte, dass er nicht mehr sprechen konnte, traten seine

Augen hervor.

»Wer von euch also den Wunsch hat zu bleiben, kann mit mir kommen. Diejenigen, die kämpfen können, finden bei mir eine Anstellung. Diejenigen, die den Zorn des Barons fürchten, falls er zurückkehrt, dürfen sich auf meinem Land

neue Häuser bauen.
Unter diesem
erbärmlichen Herrn
wart ihr Leibeigene,
jetzt könnt ihr
Freisassen sein.«

Jemand in der
Menge meldete sich zu
Wort. »Bald beginnt
der Winter. Es ist zu
spät, jetzt noch
umzuziehen. Wir
haben keinen Platz, um

die Kälte zu
überleben.«

Damit hatte ich
gerechnet. »Ihr könnt
den Winter über in
euren Häusern bleiben,
wenn ihr das wollt,
oder ihr findet Zuflucht
in der Burg Cameron.
Ich brauche Männer
und Frauen, die bei der
Vorbereitung auf den
bevorstehenden Krieg

helfen. Ich werde euch im Frühling, wenn der Krieg vorbei ist, beim Bau der Häuser unterstützen«, antwortete ich.

Darauf verstummte die Menge. Ich nahm an, dass viele noch zu schockiert waren, um mein Angebot wirklich würdigen zu können.

Ich ließ ihnen nicht die
Zeit, lange
nachzudenken, sondern
zeichnete mit dem Stab
eine Linie in den Staub.
»Diejenigen unter
euch, die mein Angebot
annehmen wollen,
sollen jetzt vortreten.
Aber wer mit diesem
Dreckskerl dort in die
Hauptstadt reisen will,
der soll einfach bleiben,

wo er ist – obwohl ich annehme, dass er nur die mitnehmen wird, die er schon vorher ausgewählt hatte.«

Als sie vor diese Wahl gestellt wurden, mussten sie nicht mehr lange überlegen. Einer nach dem anderen überschritten die Wächter des Barons meine Linie. Die

Einwohner folgten überstürzt, als deutlich wurde, dass die Wächter sie nicht daran hindern würden. Schließlich blieben dem gedemütigten Baron nur noch zwei Männer. Ich winkte Penny, ihn loszulassen. »Nun gut, Sheldon. Ihr dürft jetzt gehen.« Dann nahm

ich die Magie zurück,
die ihm die Zunge
gelähmt hatte.

»Das werdet Ihr
bereuen. Der König
wird von dieser
Schandtat erfahren«,
versicherte er mir. Mir
fiel auf, dass er leise
sprach. Er winkte
seinen verbliebenen
Anhängern, die
Packmulis zu holen.

»Halt!«, rief ich.

»Ihr dürft nur das mitnehmen, was Ihr am Leib tragt und genügend Essen für Euch und Eure beiden Diener, um die Reise zu überstehen. Alles andere bleibt hier.«

»Dann wollt Ihr mich also auch noch ausrauben? Ihr seid nicht besser als ein

gewöhnlicher Bandit.«
Er spuckte aus.

»Was Ihr besessen habt, hat Euch der Schweiß Eurer Leute eingebracht. Doch Ihr habt Euer Recht darauf in dem Augenblick verwirkt, als Ihr die Leute im Stich ließt«, antwortete ich.

Er sah Penny an.

»Gebt mir wenigstens das Schwert zurück.«

Penny funkelte ihn an. »Das soll jemand bekommen, der sein Zuhause verteidigt.«

»Wollt Ihr mich etwa schutzlos auf der Straße reisen lassen?«, fragte er mich.

»Ihr werdet feststellen, dass die Straße frei ist.« Ich

schenkte ihm ein kaltes Lächeln.

Wir waren schon fast wieder in Washbrook angelangt, als Marc das Wort ergriff. »Dir ist doch sicher klar, was passiert, wenn der König davon erfährt?«

Ich nahm den Blick nicht vom Weg, als ich

antwortete. »Ich habe eine recht gute Vorstellungsgabe.«

»Man wird dich vor den Rat der Lords rufen. Er könnte dir sogar den Titel nehmen«, belehrte er mich.

»Ich weiß, aber ich kann diese Leute doch nicht einfach ihrem Schicksal überlassen.

Meinst du denn, ich hätte mich anders verhalten sollen?«, fragte ich.

»Du hättest bis nach seiner Abreise warten können. Dann hättest du seine Leute in seiner Abwesenheit beschützt und ihm sogar einen Gefallen getan. Er hätte in deiner Schuld

gestanden, statt dich
als Dieb zu
bezeichnen.«

Ich warf ihm einen
raschen Blick zu.

»Wärst du auf diese
Weise vorgegangen?«

»Es war nicht an
mir, dies zu
entscheiden, aber
wenn ... ich weiß es
nicht. Vor einem Jahr

hätte ich ihn lieber
getötet, als ihn zum
König reisen zu lassen,
aber jetzt ... ich bin
nicht sicher. Die Göttin
hat mir einen neuen
Weg gezeigt. Ich bin für
alle Menschen offen.
Vielleicht hätte ich
wirklich bis nach seiner
Abreise gewartet, auch
wenn das aus
taktischer Sicht nicht

unbedingt die beste
Lösung gewesen wäre.«
Mein Freund dachte
lange nach. Hätte ich
ihn nicht so gut
gekannt, so hätte ich
das Wort ergriffen,
doch ich wusste, dass
noch etwas kommen
würde. »Du bist von
meiner neuen
Berufung immer noch
nicht sonderlich

angetan, nicht wahr?«, fragte er.

»Ich wünschte, ich könnte es abstreiten. Ich vertraue dir und deinen Absichten, aber je mehr ich über die Magie und die Beziehung zwischen Magiern und Göttern erfahre, desto weniger traue ich ihnen«, gab

ich vorsichtig zurück.

Damit hatte ich seine Neugierde geweckt. »Was hast du denn in der letzten Zeit erfahren?«

Ich warf ihm einen langen Blick zu, ehe ich antwortete. Letzten Endes entschloss ich mich, meinem Freund zu vertrauen, und erzählte ihm, was ich in

Die Geschichte Illeniels
gelesen hatte.

Erst nach einer
langen Pause
antwortete er mir.

»Nach dem, was du
gelesen hast, waren die
Götter früher einmal
schwächer als heute?
Das widerspricht dem
gegenwärtigen
theologischen Wissen.
Warum vertraust du

dem Buch mehr als den Worten der Weisen? «

»Die Geschichte wird vom Sieger geschrieben«, antwortete ich schlicht. Mehr musste ich nicht erklären. Im Laufe der Jahre hatten wir oft genug mit seinen Lehrern debattiert. Er begriff sofort, was ich

meinte.

»Wie ich hörte,
waren die Sieger des
Großen Sturzes die
Magier jener Zeit«,
erwiderte er.

»Oberflächlich
betrachtet trifft dies zu,
doch ihre Reihen waren
gelichtet, und sie waren
hoffnungslos in der
Unterzahl. Die
Religionen der

Lichtgötter dagegen hatten sehr an Macht gewonnen. Die Magier, die noch lebten, hatten das Vertrauen der Könige und der Menschen verloren, die Götter dagegen hatten es gewonnen«, antwortete ich ernst.

»Ich glaube, die Bindung war nicht nur eine Sicherung, damit

niemals wieder ein
Magier eine
Weltenbrücke öffnete,
sondern auch ein
politisches Manöver.«

»Deine eigenen
Erfahrungen haben
dich fast verrückt
gemacht«, gab er zu
bedenken.

»Das mag so
scheinen ... aber ich

glaube wirklich, ich
habe mich nur auf eine
neue

Bewusstseinsebene
eingestellt. Die alten
Magier überlebten
mehr als tausend
Jahre, ohne durch eine
Bindung vor dem
Wahnsinn geschützt
werden zu müssen.«

Er schüttelte den
Kopf. »Es sah so aus,

als wärest du drauf und dran, den Verstand zu verlieren, alter Freund. Und auch wenn ich dir glaube, kannst du nicht bestreiten, dass dich die Bindung davor beschützt, von einem der Nachtgötter in Besitz genommen zu werden.«

»Man sollte vielleicht lieber von

Göttern allgemein und nicht nur von Nachtgöttern sprechen«, wandte ich ein. »Als ich deiner Göttin begegnete, hatte ich den starken Eindruck, dass sie mich viel lieber in Besitz genommen hätte, statt mich einfach nur ziehen zu lassen.«

»Das kann ich nicht glauben. Du musst ihre Absichten missverstanden haben. Außerdem entsteht hier ein Widerspruch. Wenn die Lichtgötter ebenso dringend wie die Nachtgötter einen Magier haben wollten, warum strebten sie dann ein Übereinkommen an,

das den Magier zwingt,
einen
Bindungsgefährten
auszuwählen? Wenn
sie einen Magier
suchen, der eine
Weltenbrücke für sie
erschafft, dann liefere das
ihren eigenen
Absichten zuwider.
Warum sollten sie so
etwas tun?«

Zuerst fand ich
seinen Einwand
durchaus logisch. Aus
diesem Blickwinkel
hatte ich es noch nicht
betrachtet, aber dann
fiel mir etwas ein.
»Vielleicht hatten sie
Angst. Wie du am
Anfang gesagt hast, im
Grunde waren die
Magier diejenigen, die
Balinthor letzten Endes

ausgeschaltet haben.
Genauer gesagt, war es
eine Magierin, die ihn
getötet hat, die
Erzmagierin Moira
Centyr. Wenn du eine
unsterbliche Gottheit
wärest, würdest du dich
dann nicht vor
jemandem fürchten,
der einen Gott töten
kann? «

Marc lachte. Die Vorstellung, dass die Götter Angst haben könnten, fand er offensichtlich kindisch. »Du hast zwar die Erzmagier aus der Geschichte erwähnt, die du liest, aber bisher weißt du noch nicht einmal, was ein Erzmagier ist, oder?«

Ich musste meine

Unwissenheit eingestehen. »Ich habe keine Ahnung.«

»Warum denkst du dann überhaupt über sie nach?«, fragte er.

»Weil ich dachte, ich würde vielleicht einer werden, und diese Bindung, die mir auf Betreiben der Lichtgötter auferlegt

wurde ... habe das
aufgehalten, was mit
mir geschehen ist.«

Marc sah mich
mitfühlend an. »Ich
glaube, du solltest
dankbar sein. Ich bin
sicher, dass es zu
deinem eigenen Besten
war.«

Darauf antwortete
ich nicht. Mir war von
Anfang an klar

gewesen, dass er
meinen
Gedankengängen nicht
folgen würde. Trotzdem
dachte ich weiter
darüber nach. *Was
man zu meinem
eigenen Besten getan
hat, hat mir noch nie
zugesagt.* Es klang wie
eine Ausrede, aber es
war wohl eine, mit der
ich leben musste.

Seit meinem Besuch in
Arundel war eine
Woche vergangen, und
in der Zwischenzeit
hatten wir gute
Fortschritte gemacht.
Der Bereich, in dem der
Damm entstehen
sollte, war freigeräumt
und ausgegraben
worden, sodass wir

unter der Erde das
Fundament legen
konnten. Inzwischen
trafen schon die großen
Steine ein, die das
Material für den Bau
liefern sollten. Mein
Vater schätzte, dass wir
in ein oder zwei Jahren
fertig wären, wenn die
Arbeiten mit dieser
Geschwindigkeit
weitergingen.

Das Problem war nicht das Rohmaterial, denn in den Bergen und Hügeln der Umgebung konnten wir reichlich Steine gewinnen. Wir brauchten mehr Holz, aber auch das war nicht unser größtes Problem. Vor allem mangelte es uns an Arbeitskräften.

In dieser Woche

verbrachte ich mehrere Tage damit, so gut wie möglich zu helfen und mit der Magie Dinge zu erledigen, die sonst äußerst schwierig geworden wären. Seltsamerweise waren die einfachsten Aufgaben oft die schwierigsten für mich. Ursprünglich hatte ich

vorgeschlagen, keinen
Mörtel zu benutzen,
weil ich dachte, ich
könnte die Steine selbst
verschmelzen und so
eine festere
Verbindung erzeugen
und obendrein Zeit
sparen. Wie sehr ich
mich doch irrte!

Meine Idee wäre
praktikabel gewesen,
wenn die Steine viel

größer und die Berührungspunkte zwischen den einzelnen Steinen seltener gewesen wären. Leider waren die Steine aber kaum mehr als einen halben Schritt groß, denn sonst hätte es viel zu lange gedauert, sie von der Fundstelle zum Bauplatz zu bewegen. Ich konnte die Magie

einsetzen, um größere Blöcke zu schneiden und zu bewegen, aber dann blieb mir kaum noch Zeit, sie zu verbinden.

Wie auch immer, es gab eine gewaltige Anzahl von Blöcken, die verbunden werden mussten, aber nur einen einzigen Magier.

Es spielte keine Rolle,
ob ich beim Schneiden,
beim Transport oder
beim Bauen half. Mein
Vater, der immer sehr
praktisch dachte,
bevorzugte
Baumethoden, die die
Arbeiter auch ohne
meine Hilfe anwenden
konnten. »Du kannst
nicht jeden Tag hier
helfen ... du hast zu

viele andere Dinge zu tun«, hatte er mir gesagt. Wie gewöhnlich behielt er recht.

Da sie auf die herkömmliche Weise bauten, benötigten sie Mörtel, und das bedeutete, dass ein Teil der Arbeitskräfte mit dessen Herstellung beschäftigt war. Mir war vorher gar nicht

bewusst gewesen, wie viel Arbeit die Herstellung von Mörtel machte, aber ich sollte es bald lernen. Zuerst einmal brauchte man ungelöschten Kalk, den man erhielt, indem man Kalkstein in einem Brennofen behandelte. Kalkstein gab es zwar genug, aber

da eine große Menge Kalk gebraucht wurde, stellten sie ihn in der Nähe der Baustelle in abgedeckten Gruben her. Anscheinend reichte gewöhnlicher Kalkstein nicht aus. Einer der Steinmetze erklärte mir, da der Damm Wasser stauen sollte, sei ein besonderer Kalk

notwendig, weil der Mörtel sonst rasch auslauge.

So erfuhr ich mehr über die Kunst der Steinmetze, als ich jemals zu lernen erhofft hatte, aber das Endergebnis war, dass sage und schreibe fünfzig Arbeiter durch die Herstellung des Mörtels gebunden

waren. An guten Tagen hatten wir etwas weniger als zweihundert Arbeiter, was also eine erhebliche Verzögerung verursachte.

Die letzten Stunden eines jeden Tages verbrachte ich damit, meine neuen Eisenbomben

herzustellen.

Inzwischen wusste ich
genau, wie viel Energie
ich jeweils
hineinzugeben hatte.

Der Glasschmuck war
zwar ein

ausgezeichneter
Zünder, doch ich hatte
noch ganz andere

Probleme. Einen
ähnlichen Effekt wie
die Bomben konnte ich

auf der Stelle mit ein
paar Worten und einem
Augenblick
Konzentration
erzeugen, doch dies
erforderte viel Energie.
Trotz meines großen
Potenzials als Magier
konnte ich dies nur
einige Male tun, bis ich
erschöpft war. Die
Bomben herzustellen,
war ein

ausgezeichneter Weg,
die Energie schon jetzt
aufzuspeichern. Wenn
der Krieg begann,
konnten wir so viele
solcher Explosionen
auslösen, wie wir
Bomben hergestellt
hatten.

Unsere Vorstellung
war, dass wir sie zu
Hundertern produzieren

und entlang der Straße verstecken würden, ehe die Feinde anrückten. Theoretisch war das ein großartiger Plan, doch in der Praxis konnte ich nicht mehr als eine oder zwei pro Stunde herstellen. Mein Vater hatte eine behelfsmäßige Schmelze eingerichtet, um faustgroße

Eisenbrocken für mich zu gießen, war dort jedoch in der Lage, wesentlich mehr Objekte herzustellen, als ich aufzuladen vermochte. Genauer gesagt, er hatte mehr als eintausend gegossen, die fast alle noch darauf warteten, dass ich sie mit Energie füllte. Meine einzige

Hoffnung, das gesteckte Ziel zu erreichen, bestand darin, mich den ganzen Winter über in jeder wachen Sekunde auf diese Aufgabe zu konzentrieren.

Das war aber offensichtlich gar nicht möglich, denn ich musste beim Damm

helfen, die Männer einteilen, die wir rekrutiert hatten, und die Teleportkreise vorbereiten, die ich für meine anderen Pläne benötigte. Kurz und gut, ich war hoffnungslos überlastet. Als ich an der Aufladung der zweiten Eisenbombe an diesem Tag arbeitete,

kam mein Vater, um nach mir zu sehen. Als Aufsicht am Damm hatte er eine Schicht hinter sich.

»Du siehst erschöpft aus, mein Sohn«, begann er.

»Vielleicht solltest du für heute Feierabend machen.«

»Das kann ich nicht«, antwortete ich,

ohne den Energiestrom
in das Eisen zu
unterbrechen. »Ich
muss so viele dieser
Dinger wie möglich
fertigstellen. Uns
bleiben nur noch ein
paar Monate.«

»Du hast heute
sechs Stunden beim
Dammbau geholfen,
und das allein muss

schon anstrengend
gewesen sein. Dann
bist du
hierhergekommen und
hast noch einmal vier
oder fünf Stunden
gearbeitet ... du wirst
dich aufreiben. Du
darfst dich doch nicht
selbst umbringen, ehe
der Feind überhaupt
hier auftaucht.« Royce
zauste sich beim

Sprechen den Bart, ein sicheres Zeichen dafür, dass er sich Sorgen machte.

Ich war ohnehin schon müde und gereizt. »Kennst du vielleicht einen anderen Magier, der uns helfen kann?« Ich muss zugeben, dass ich mürrisch war, sonst hätte ich nicht so mit

ihm gesprochen.

Er runzelte die Stirn, hielt sich aber zurück. »Es muss doch einen einfacheren Weg geben.« In den vielen Jahren als Schmied hatte mein Vater tausend Tricks gelernt, um sich die Arbeit zu erleichtern. Er konnte einfach nicht

akzeptieren, dass es in der Magie keine Abkürzungen gab.

»Dies ist ein Problem, das ich nicht umgehen kann. Es erfordert eine gewisse Menge an Energie, jede dieser Bomben aufzuladen ... und ich bin der Einzige, der imstande ist, es zu tun«, erwiderte ich

verärgert.

»Kannst du die Energie nicht auf einem anderen Weg gewinnen?«, fragte er.

»Was?« antwortete ich ein wenig dümmlich.

Nachdenklich fuhr er sich mit den Fingern durch den Bart. »Na ja, die Müller mahlen ihr Mehl auch nicht mit

der Hand. Sie benutzen ein Wasserrad, das ihnen die Arbeit abnimmt.«

Ich seufzte. »Vater, ich kann die Steine doch nicht einfach an ein magisches Wasserrad hängen. Das ist nicht die gleiche Art von ...« Mitten im Satz hielt ich inne und

starrte ihn offenen
Mundes an.

Er beobachtete mich
einen Moment lang
und meinte trocken:
»Du wirst noch Fliegen
fangen, wenn du den
Mund länger offen
lässt.«

Ohne zu antworten
schüttelte ich den Kopf,
als könnte mir die
Bewegung helfen, die

Einzelteile in meinem Kopf zusammenzufügen. Ein Wasserrad bezog die Kraft aus dem strömenden Wasser. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mir dies zunutze machen konnte, aber bei früheren Experimenten mit der Verzauberung von Gegenständen

hatte ich Wärme genutzt, die aus der Umgebung gezogen wurde. Möglicherweise konnte ich jetzt eine vorübergehende Verzauberung einrichten, um die Eisenbomben auf ähnliche Weise aufzuladen. Die Idee, explosive Energien zu

speichern, war
ursprünglich sogar aus
dem misslungenen
Experiment
hervorgegangen, als ich
Wärmeenergie
eingesetzt hatte, um
ein Schälmesser mit
einem Spruch zu
präparieren. Es war
explodiert, als der
Spruch mehr Energie
zugeführt hatte, als es

hatte halten können.

Es gab keinen Grund, warum ich das Gleiche nicht auch hier tun konnte. Ein vorübergehender Spruch konnte Wärme anziehen und die explosive Verzauberung auffüllen. Ich musste nur darauf achten, den Spruch wieder aufzulösen, ehe die

Grenze erreicht war.
Ursprünglich hatte ich
daran gedacht, den
Hitze speichernden
Spruch für eine
Vorrichtung zu
benutzen, mit der die
Luft abgekühlt werden
konnte ... aber wenn
ich eine stärkere
Version erschuf, würde
es schneller gehen, und

die Kühlwirkung würde entsprechend stärker sein.

»Was passiert, wenn das Wasser hinter dem Damm gefriert?«, überlegte ich laut.

»Das könnte den Damm zerstören. Das Wasser, das in die Fugen läuft, dehnt sich beim Gefrieren aus«, antwortete mein Vater

sofort. Ich hatte fast vergessen, dass er noch zuhörte.

»Spielt das eine Rolle?«, fragte ich.

»Und ob. Sobald das Wasser wieder schmilzt, bricht der Damm auseinander. Und selbst wenn nicht, wäre er wahrscheinlich so stark beschädigt, dass er einstürzt,

sobald das Wasser durch die Spalten strömt«, sagte er.

»Und wenn das Wasser nicht schmilzt?«

»Warum erklärst du nicht, was du dir denkst, statt lauter dumme Fragen zu stellen?«, schlug er vor. Mein Vater hatte von

sinnlosen Debatten
noch nie viel gehalten.

»Also gut, das
kommt dir jetzt
vielleicht komisch
vor ...«, begann ich.

»Als ob ich nicht
schon längst daran
gewöhnt wäre«,
schnaubte er.

»Wenn wir nun die
Wärme aus dem
Wasser zögen, um

damit das Eisen
aufzuladen? Ich glaube,
ich könnte es so
einrichten, dass das
Wasser gefriert.«

»Über wie viel
gefrorenes Wasser
redest du jetzt?«, fragte
er.

»Ich habe keine
Ahnung. Aber was
wäre, wenn wir es
schaffen, den Fluss

dort, wo er auf den
Damm trifft,
vollständig gefrieren zu
lassen? «

» Dahinter würde
das Wasser weiter
ansteigen und dein Eis
schmelzen. Das
Ergebnis wären
vermutlich ein Haufen
Matsch und eine
Menge verschwendete

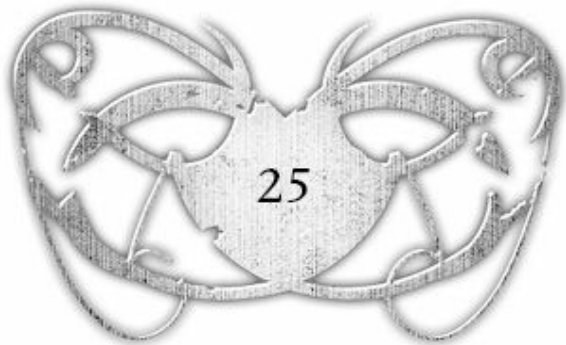
Zeit. Warte mal –
schlägst du gerade vor,
wir sollten den Damm
selbst aus Eis bauen?«
Seine Miene
verdeutlichte mir, dass
er dachte, ich hätte den
Verstand verloren.

»Angenommen, wir
gefrieren das Wasser,
während es ansteigt,
und schichten das Eis
immer höher auf ...«

Er schüttelte den Kopf. »Du müsstest weitaus mehr gefrieren lassen ... so hoch das Eis auch wird, in etwa bleibt es immer auf einer Höhe mit dem Wasser. Ich glaube nicht, dass es funktionieren würde.«

»Lass mich darüber nachdenken«, sagte ich. »Morgen probiere

ich etwas aus.« Ich vollendete die Eisenbombe, an der ich gerade gearbeitet hatte, und beschloss, an diesem Tag mit der Arbeit aufzuhören. Ich musste über vieles nachdenken.



Der nächste Morgen
brachte neue
Herausforderungen mit
sich. Joe kehrte mit der
ersten Abteilung von

Wagen und Männern aus der Stadt zurück. Ich wollte gerade zum Damm gehen, um einige meiner neuen Ideen auszuprobieren, als sie durch das Haupttor kamen.

»Joe!«, rief ich. Er ritt mit einer kleinen Gruppe vor dem Geleitzug und kam sofort auf mich zu.

»Guten Morgen,
Euer Lordschaft!« Er
lupfte eine Mütze, die
er wohl in der Stadt
erstanden hatte, und
verneigte sich im
Sattel.

»Anscheinend ist
die Reise ganz
zufriedenstellend für
Euch verlaufen«,
erwiderte ich.

»Nicht halb so gut

wie für Euch.« Er deutete auf die Reihe von Fuhrwerken und Männern. »Das ist weniger als die Hälfte. Mehr als zweihundert Männer haben sich eingeschrieben, und die meisten hoffen auf ein Stück Land. Außerdem habe ich zwanzig Wagen Holz, siebzehn

Wagen Getreide und
einige weitere mit
Roheisen und
Werkzeug ... ich werde
Euch eine Liste
anfertigen.«

»Wie viele der
Männer sind
Arbeiter?«, fragte ich.

»Ungefähr die
Hälfte. Die anderen
sind Söldner, aber ich
möchte wetten, dass sie

mit einer Schaufel
ebenso gut umgehen
können wie alle
anderen.« Er zwinkerte
mir zu. »Ich möchte
Euch meinen neuen
Freund
vorstellen ... Angus
McElroy. Er ist
Steinmetz, und zwar
ein verdammt guter.
Angus, dies hier ist
unser Lehnsherr Lord

Mordecai Illeniel, der
neue Graf
di'Cameron.«

Der Mann, der
neben ihm ritt, war
vermutlich nicht sehr
groß, aber das konnte
ich schwer einschätzen,
weil er noch im Sattel
saß. Er hatte schütteres
Haar und die breitesten
Schultern, die ich je

gesehen hatte.

»Angenehm, Euer
Lordschaft.« Auch er
versuchte, sich im
Sattel zu verbeugen,
war aber etwas
ungelenker als Joe.

»Freut mich, Euch
kennenzulernen,
Angus. Ich bin hier
gerade mit einem recht
komplizierten
Dammbauprojekt

beschäftigt. Ihr habt nicht zufällig Erfahrung auf diesem Gebiet?«, fragte ich begierig.

»In Krytos habe ich bei der Konstruktion des Hafenkais geholfen. An einem Damm habe ich noch nie gearbeitet, aber ich habe mehrere große Bauten in der

Hauptstadt
beaufsichtigt und weiß
auch über Mauerwerk
und Wasser Bescheid«,
antwortete er sofort.

Dabei strahlte er
eine ruhige Zuversicht
aus. Ich nahm das als
gutes Zeichen, denn
was uns sehr fehlte,
war Erfahrung. Keiner
der Steinmetze, die

bereits für uns
arbeiteten, hatte je mit
großen Projekten zu
tun gehabt, ganz zu
schweigen davon, ein
solches Unterfangen zu
beaufsichtigen. »Ich
stelle Euch meinem
Vater vor. Er will heute
Morgen sowieso zum
Bauplatz. Zurzeit leitet
er die Arbeiten, aber er
könnte Eure Hilfe

sicherlich gut
brauchen.«

»Lasst dem Mann
doch etwas Zeit, sich
einzurichten! Er ist
gerade erst
angekommen«,
protestierte Joe.

»Schon gut, Joe, je
eher, desto besser. Ich
vertraue Euch
einstweilen meine
Sachen an«, beruhigte

ihn Angus.

Ich nahm den Steinmetz beiseite und stellte ihn sogleich meinem Vater vor. Eigentlich hatte ich die Absicht gehabt, ebenfalls zum Damm zu reiten, zog es nun aber vor, auf der Burg zu bleiben und dabei zu helfen, das neue

Material und die
Männer einzuteilen.
Ich verließ die beiden,
als sie über den
derzeitigen Stand der
Arbeiten redeten, und
kehrte zurück, um Joe
dabei zu helfen,
Lagerplätze für das
neue Material zu
finden, das er
mitgebracht hatte.

Mit diesen Aufgaben

verging der Rest des
Tages. Bald wurde
deutlich, dass wir nicht
genügend Platz hatten,
um so viele Leute
dauerhaft
unterzubringen. Statt
die neuen Männer für
den Damm einzuteilen,
machte ich Pläne und
ließ sie an
Behelfsunterkünften
für sich selbst und die

anderen
Neuankömmlinge
arbeiten, die bald
eintreffen mussten.

»Rose glaubt, wir
können viel mehr
Menschen finden. Ihr
solltet Euch
mindestens noch
einmal auf die gleiche
Zahl einstellen, wenn
der nächste Zug

kommt«, sagte Joe. Ich hatte Hilfskräfte angefordert, aber da sie nun eingetroffen waren, entstanden ganz neue Probleme. »Wie wollen wir all diese Menschen verpflegen?«

Ich erklärte ihm, dass wir fast ausschließlich auf gekaufte Lebensmittel

und Getreide
zurückgreifen würden,
um den Winter zu
überstehen.

»Dazu braucht Ihr
noch erheblich mehr.
Wenn Ihr die Männer
des Herzogs und ihre
Familien durchfüttern
wollt, und dazu noch
diese hier und die
anderen, die Rose
anheuert ... dann

braucht Ihr ein
Vielfaches von dem,
was ich mitgebracht
habe«, erklärte Joe.

»Es sollte jedenfalls
genug sein, um uns bis
zum Spätfrühling zu
ernähren. Mindestens,
bis die erste Ernte des
nächsten Jahres
eingebracht
wird ... vorausgesetzt,

wir bekommen überhaupt die Gelegenheit, etwas zu pflanzen.« Ich rieb mir die Stirn, um die Kopfschmerzen zu vertreiben, die gerade einsetzten.

»Entspannt Euch ein wenig, Euer Lordschaft. Macht mir eine Liste und gebt mir eine Schätzung, wie

viele Mäuler wir
stopfen müssen. Diese
Lady Rose ist
erstaunlich. Sie weiß
mehr über Proviant als
jeder andere, den ich je
getroffen habe. Sie hat
bereits an Dinge
gedacht, die mir nie
eingefallen wären«,
versicherte er mir.

»Ihr Vater ist in
Kriegszeiten für den

Nachschub der königlichen Armee zuständig«, erinnerte ich ihn.

»Da wir gerade dabei sind, zwischen ihr und Lord Hightower gibt es gewisse Spannungen«, berichtete Joe.

»Seid Ihr ihm begegnet?«

Joe kratzte sich am Kopf. »Ja, er ist aufgetaucht, als wir die Wagen beluden und war nicht gerade erfreut über das, was sie getan hatte. Ich habe den Eindruck, es war gewiss nicht ihre erste Auseinandersetzung über diese Sache.«

Das machte mich

neugierig. »Was hat er denn gesagt?«

Joe lachte. »Dass er sie einsperren werde, wenn sie so weitermache. Der König liege ihm in den Ohren, diese Einkäufe zu unterbinden. Sie hat ihn angefaucht, als er ihr das sagte. Ich glaube nicht, dass ich

schon einmal gesehen habe, wie sie derart außer sich war.«

Ich rieb mir über das Kinn. Seit einer Woche hatte ich mich nicht mehr rasiert, und die Stoppeln auf der Wange juckten allmählich. »Hat er das wirklich ernst gemeint?«

»So schien es mir,

aber wer weiß!
Vielleicht wollte er sie
auch nur
einschüchtern.« Joe
lachte.

»Was ist daran so
lustig?«

Er hatte Fältchen
um die Augen. »Ich
habe noch nie eine
solche Frau gesehen.
Wenn es jemanden
gibt, dem man keine

Angst machen kann,
dann ist sie es. Er
verschwendet seine
Zeit, wenn er glaubt, sie
werde damit aufhören.
Wenn sie meine
Tochter wäre, dann
würde ich mich nicht
mit Drohungen
aufhalten ... ich würde
sie einfach einsperren.
Eine Frau wie sie hört

nicht auf gute Worte.«

»Das dachte ich mir schon. Ich bin aber sicher, dass das auch ihr Vater weiß«, erwiderte ich. Ich machte mir Sorgen, Lord Hightower könnte sie tatsächlich festsetzen. »Wie bald könnt Ihr wieder aufbrechen?«

»Sobald die Wagen

abgeladen sind und die Kutscher ein wenig Schlaf bekommen haben. Sie brauchen auch eine anständige Mahlzeit, ehe wir wieder losfahren«, antwortete er.

Mir war nicht wohl dabei, sie so anzutreiben, aber uns blieb nur wenig Zeit. »Dann also morgen.

Ich komme mit.«

Joe schien
überrascht. »Ich
dachte, Ihr werdet vor
allem hier gebraucht,
Euer Lordschaft. Ist
Lady Rose nicht eigens
in der Hauptstadt
geblieben, um dort für
Euch einzukaufen?«

»Ich vermute, sogar
die sagenhafte Lady

Rose braucht hin und wieder etwas Unterstützung. Mein Vater und der Steinmetzmeister, den Ihr mitgebracht habt, können sich ein oder zwei Wochen lang auch ohne mich um den Damm kümmern. Ich übertrage Dorian die Aufsicht hier. Er kommt mindestens so

gut wie ich mit den
Söldnern zurecht, wenn
nicht noch besser.«

Von meiner anderen
Idee erzählte ich ihm
nichts, da ich nicht
sicher war, ob es
überhaupt
funktionierte.

Als Joe in der
Haupthalle etwas aß,
suchte ich Dorian. Er
war draußen im Hof

und hatte schon
begonnen, die neuen
Söldner einzuteilen, die
als Wächter dienen
sollten. Cyhan war bei
ihm. Ich suchte
Dorians Blick, und er
kam zu mir, sobald er
mit den Leuten fertig
war.

»Mort! Schau sie dir
nur an ... das sind die

schlimmsten Soldaten,
die ich je gesehen
habe!« Er wirkte recht
gereizt.

»Nun ja, sie sind
Söldner ...«, setzte ich
an.

»Sogar Söldner
sollten etwas Stolz im
Leib haben! Diese
Männer da kann man
beinahe als
ausgemachte Banditen

bezeichnen! Es
wundert mich, dass
Rose sich überhaupt
herabgelassen hat, mit
solchen Lümmeln zu
verhandeln. Ich zweifle
ernsthaft daran, dass
sie im Frühling zu
gebrauchen sind.« Wie
gewohnt blickte Dorian
mit großer Zuversicht
in die Zukunft. Ich
glaubte nicht, dass er

auch nur fünf Minuten
leben konnte, ohne
wegen was auch immer
in der größten Sorge zu
sein.

»Du hast bis zum
Frühling Zeit, um
etwas aus ihnen zu
machen.«

»Ich brauche zehn
Jahre, wenn sie richtige
Männer werden

sollen«, nörgelte er.

»Du hast aber nur ein paar Monate. Lass sie zuerst an den Unterkünften arbeiten. Danach fragst du meinen Vater, ob er Hilfe beim Dammbau braucht. Wenn nicht, setz sie für Erdarbeiten an der Außenmauer ein.«

»Das wird

Vendraccus nicht aufhalten«, wandte Dorian ein.

»Das ist auch nicht nötig. Wir haben innerhalb der Mauern nicht genügend Platz, um alle provisorischen Unterkünfte einzurichten. Baue einen Palisadenzaun und einen tiefen Graben, um die neuen

Quartiere zu schützen.
Ich möchte keine
Männer mehr an die
Shiggreth verlieren, bis
der Frühling kommt«,
erwiderte ich.

»Seit jener Nacht
haben wir zwar keine
Spur mehr von ihnen
gesehen, aber ich kann
deine Überlegungen
durchaus

nachvollziehen«,
stimmte Dorian zu.

»Ich fahre mit Joe
in die Hauptstadt«,
warf ich unvermittelt
ein.

Dorian runzelte die
Stirn. »Warum? Geht
es Rose nicht gut?«
Natürlich dachte er
zuerst an sie. Leider lag
er in diesem Fall gar
nicht so falsch.

»Ihr geht es gut«,
log ich. Wenn er sich
erst einmal um sie
sorgte, gab es keine
Macht auf der Welt, die
ihn hier halten würde,
doch ich konnte mir
nicht erlauben, ihn
einfach ziehen zu
lassen. »Ich habe eine
Idee, wie wir den
Materialtransport von
der Hauptstadt hierher

beschleunigen können.
Wenn es gelingt, bin
ich in einer Woche
wieder hier.«

»Allein die Hinreise
dauert schon fast eine
Woche, Mort«, sagte
Dorian trocken.

»Vertrau mir.« Ich
zwinkerte ihm zu.

»Ich hasse es, wenn
du das sagst.

Normalerweise
bedeutet es nämlich,
dass du etwas Dummes
tun willst«, knurrte er.

Ich spielte die
verletzte Unschuld.
»Hab ich dich jemals
enttäuscht?«

»Ja. Erinnerst du
dich noch daran, wie du
den Obstkuchen
gestohlen hast?« Im
Alter von zehn Jahren

hatten wir aus der
Küche in Lancaster drei
Obstkuchen stibitzt.
Dorians Schlafzimmer
war unserer Ansicht
nach der beste Platz
gewesen, um sie zu
verstecken. Niemand
würde ihn
verdächtigen, hatte ich
gedacht.

»Na ja ... genau
genommen war das ja

nicht meine Schuld«, protestierte ich. »Es war Marcs Idee, und er hatte sogar noch drei mitgenommen, von denen ich gar nichts wusste. Die Köchin war so wütend, dass sie alle Jungen im Bergfried verhörte.

»Komm mir nicht damit! Du bist

aufgetaucht und hast
den Kuchen in meinem
Zimmer versteckt.

›Vertrau mir‹, hast du
gesagt. Weißt du noch,
was danach passiert
ist? Die Narben trage
ich immer noch. Ich
konnte eine ganze
Woche lang nicht mehr
sitzen.« Dorians Augen
funkelten erbost. Er
liebte gute

Geschichten, auch wenn sie sich um schmerzliche Kindheitserinnerungen drehten.

Ich machte mir nicht die Mühe, ihm zu widersprechen. Wir wären nicht einmal erwischt worden, wenn er nicht eingeknickt wäre. Sobald ihn die Herzogin befragt hatte,

war er vor Angst erstarrt. Seinen weit aufgerissenen Augen und dem bleichen Gesicht hatten sie sofort angesehen, dass er etwas angestellt hatte. Dies war das einzige Mal gewesen, dass mir die Herzogin eigenhändig die Rute gezeigt hatte.

»Mir wird schon nichts passieren«, beruhigte ich ihn. Dennoch machte ich mir Gedanken. Wenn dieses Mal etwas schiefging, musste ich mit wesentlich Schlimmerem rechnen als mit der Prügelstrafe. Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Ehe wir am

Morgen aufbrechen,
hatte ich noch viel zu
tun. Vor allem brauchte
ich ein ganz
bestimmtes Buch.

Die Wagen rollten
stetig auf die Tore von
Albamarl zu. Joe
kutschierte das erste
Fuhrwerk, ich saß

neben ihm. Ich trug eine Armbrust und war als Wächter verkleidet, denn ich hatte keine Lust, irgendjemandem meine wahre Identität zu verraten, wenn wir die Stadt erreichten. Ich war nicht sicher, was seit meinem letzten Besuch vor einem Monat geschehen sein mochte,

aber wenn Lord Arundel tatsächlich mit dem König gesprochen hatte, dann konnte ich nicht gerade mit einem warmen Empfang rechnen. Es war besser, vorsichtig aufzutreten.

Penny ritt neben dem Fahrer des zweiten Wagens und war ähnlich gekleidet. Eine Wächterin mochte zwar

etwas ungewöhnlich
sein, sollte aber nicht
allzu viel

Aufmerksamkeit
wecken, sofern die
Stadtmiliz nicht mit
meiner Rückkehr
rechnete. Falls sie auf
einen Mann achteten,
der mit einer Kriegerin
reiste, erregte sie
vielleicht Verdacht.

Doch Penny hatte diese Rolle erst nach unserer Abreise übernommen. Es stand zu hoffen, dass sie nicht auf diese Idee gekommen waren. Außerdem zogen sie vermutlich ohnehin nicht in Betracht, ich könnte mich heimlich nach Albamarl schleichen. Wenn es nach dem König ging,

saß ich zu Hause und bereitete mich auf eine schreckliche Niederlage vor.

Die Torwächter ließen uns nach ein paar oberflächlichen Fragen passieren. So viele leere Wagen weckten natürlich ihre Neugierde, aber sie sahen keinen Grund, uns aufzuhalten. Schon

nach einigen Minuten
fuhren wir durch die
Straßen von Albamarl.
»Wohin zuerst?«,
fragte Joe.

»Zum Haus der
Lancasters. Dort
müsste genug Platz für
uns sein. Ich habe noch
einige Vorkehrungen
zu treffen, ehe wir
irgendetwas anderes

tun«, antwortete ich.

Die Tore des Anwesens standen offen, als wir eintrafen, was mir ungewöhnlich vorkam. Bei unserem letzten Besuch waren sie geschlossen und bewacht gewesen. Wir fuhren hinein, und ich stieg ab. »Fahrt um das Haus herum. Dort hinten müsste für alle

Wagen genug Platz sein«, trug ich Joe auf. Dann ging ich zur Vordertür und öffnete sie.

Das Haus schien leer, also suchte ich gründlicher, um jemanden zu finden, der mir erklären konnte, was geschehen war. James saß im Frühstückszimmer. Er

wirkte müde. Das Zimmer selbst schien zwar einigermaßen repariert, die Arbeiten waren aber noch nicht abgeschlossen.

»Mordecai!«, rief er und sprang auf.

»Mylord«, antwortete ich. »Ihr wirkt ungewöhnlich bedrückt.« In der Tat,

der gute Herzog machte
einen richtiggehend
deprimierten Eindruck.
Es kam selten vor, dass
man ihn so
niedergeschlagen sah.
Gewöhnlich war er von
besten Gesundheit und
voller Kraft.

»He«, sagte er. »Da
könntet Ihr recht
haben. Wärt Ihr schon
vor ein paar Stunden

hier gewesen, so
würdet Ihr auch den
Grund verstehen.«

»Was ist passiert?«

»Der König hat

Hightower zum

Handeln gezwungen.

Der Mann kam mit der
königlichen Wache und
beschlagnahmte alles,
was Rose für die
nächste Reise gekauft
und eingelagert hatte.

Außerdem haben sie noch eine Menge mehr mitgenommen, um sicher zu sein, dass sie auch alles hatten«, sagte er.

»Ich habe bemerkt, dass an Eurem Tor keine Wache steht.«

»Sie haben alle verhaftet, die Rose angeheuert hatte,

darunter auch meine eigenen Gefolgsleute. Zuerst dachte ich, sie würden auch mich festnehmen, aber anscheinend genieße ich noch immer die Gnade des Königs«, sagte er.

»Rose wird entsetzt sein, wenn sie es herausfindet«, überlegte ich.

»Lord Hightower
führte die Wächter
persönlich an und
nahm Rose mit.«

»Ging sie
freiwillig?«, fragte ich.

»Er fesselte sie wie
ein wildes Tier. Das war
alles andere als
freiwillig.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Ich nehme an, sie
ist im Haus ihres

Vaters eingesperrt.
Vermutlich hat er sich
lieber persönlich
darum gekümmert,
weil sie sonst im
Gefängnis des Königs
gelandet wäre. Was
sonst passiert ist, weiß
ich nicht.« James
setzte sich und nahm
den Kopf zwischen die
Hände.

»Wir müssen etwas tun«, meinte ich.

»Was denn? Falls Ihr es nicht bemerkt habt, der König hat Euch zum Gesetzlosen erklärt. Ihr sollt verhaftet werden, sobald man Euch sieht.«

Damit hatte ich gerechnet. »Er kann verkünden, was er will,

es ändert nichts«, sagte ich.

»Was plant Ihr denn?«

»Das schildere ich Euch bald. Ich muss zuvor noch etwas erledigen, in ein paar Stunden bin ich wieder da.«

James war besorgt.
»Wohin geht Ihr?

Wenn Ihr irgendetwas tut, würde ich es lieber vorher wissen. Wir haben ohnehin schon genug Ärger.«

»Ich gehe zum Haus meines Vaters. Vertraut mir, ich bin bald zurück. In der Zwischenzeit solltet Ihr Eure Sachen packen. Wir reisen heute Abend ab«, sagte ich

bestimmt. Dann fügte ich hinzu:

»Durchlaucht.« James schien es nicht einmal zu bemerken.

Nach einem kurzen Spaziergang erreichten Penny und ich das Haus der Illeniels. Da ich verstanden hatte, wie sich die Tür öffnen

ließ, war es dieses Mal
viel einfacher, das
Gebäude zu betreten.
Ich lächelte innerlich,
als ich an unseren
letzten Besuch dachte.

»Ich verstehe nicht,
was wir hier wollen«,
wandte Penny ein. »Du
hast mir doch bereits
gesagt, dass es für
deinen Plan gar nicht
nötig ist.«

»Es ist nur für den Fall, dass wir noch einmal herkommen müssen. Sobald sie begreifen, was wir getan haben, zerstören sie meinen Kreis. Dieses Haus ist der einzige Ort in der Stadt, den niemand betreten kann. Außerdem wird ihnen mit ziemlicher Sicherheit nicht

bekannt sein, dass ich jederzeit hierher springen kann. Das könnte uns in der Zukunft einen Vorteil verschaffen, aber nur, wenn ich den Schlüssel für diesen Kreis hier kenne«, antwortete ich.

Wir gingen nach oben, und ich holte die Schreibutensilien

hervor, die ich
mitgebracht hatte. Die
*Ausführliche Anleitung
für die Erschaffung
und Wartung von
Teleportationspunkten*
hatte mir tatsächlich
einige Einsichten
geschenkt. Die Kreise
unterschieden sich
zwar voneinander,
besaßen aber alle den
gleichen

grundsätzlichen
Aufbau. Der wichtigste
Teil war der Schlüssel –
also jener Teil des
Kreises, der den
jeweiligen Punkt
identifizierte. Sobald
dies bekannt war,
konnte man einen
zweiten Kreis
erschaffen, der zu dem
ersten passte. Jeder
Kreis enthielt zwei

Schlüssel – einer
identifizierte ihn selbst,
während der zweite
dem Schlüssel des
Zielpunkts entsprach.

Der Kreis, der
einmal auf der Burg
Cameron existiert
haben mochte, war
längst verschwunden,
aber wenn ich den
Schlüssel kannte,

konnte ich einen neuen erschaffen. Damit stünde mir praktisch jederzeit ein sicherer Zugang nach Albamarl zur Verfügung.

Ich brauchte mehrere Minuten, um die Schlüssel zu kopieren, die ich in dem mit »Cameron« beschrifteten Kreis fand. Als ich fertig war,

trocknete ich das
Papier vorsichtig mit
Sand und faltete es
zusammen. Es wäre
nicht gut gewesen,
wenn ich einen
Tintenkleck mit einer
Rune verwechselt
hätte. Ich verwahrte
das Blatt in der Tasche,
dann gingen Penny und
ich wieder nach
draußen.

»Zurück zu Lancasters Haus?«, fragte sie.

»Ja. Ich muss dort noch eine Sache erledigen, dann gehen wir zu Rose«, erwiderte ich.

In Lancasters Haus wandte ich mich diesmal nicht an den Besitzer, sondern

suchte direkt Joe auf. Er war gerade in den Ställen und half dabei, die Pferde zu striegeln, die die Wagen gezogen hatten. »Habt Ihr eine gute Stelle gefunden?«, fragte ich ihn.

Erschrocken hob er den Kopf. »O ja, Euer Lordschaft! Der Herzog besitzt hier ein kleines Lagerhaus. Es ist das

Gebäude dort drüben.«
Er deutete auf einen
großen Steinbau auf
der anderen Seite des
Hofes, dessen Flügeltür
groß genug für ein
Fuhrwerk war. »Er
sagte, wir könnten es
benutzen. Lady Rose
hatte dort ihre
Einkäufe gelagert, ehe
sie beschlagnahmt
wurden.«

»Dann steht das Gebäude jetzt leer?«, fragte ich, um ganz sicherzugehen.

Er versicherte mir, dass dem so sei, daher ging ich hinüber und machte mich an die Arbeit. Das Lager war größer als erwartet, mindestens zehn Schritt breit und

wahrscheinlich zwanzig Schritt tief. Der Boden bestand aus glattem Stein, was mich beruhigte. Ich hatte befürchtet, es mit einfacher Erde zu tun zu bekommen, was meine Aufgabe erschwert hätte. Penny und ich suchten uns Besen und begannen mit der Reinigung. Wie

sich herausstellte,
konnte sie viel besser
fegen als ich, und doch
dauerte es fast eine
Stunde, bis der Boden
so sauber war, wie ich
ihn haben wollte. Ich
beschloss, ihre
Reinigungsfähigkeiten
lieber nicht zu loben,
weil sie dies angesichts
ihrer früheren
Beschäftigung

möglicherweise falsch aufgefasst hätte.

Noch eine weitere Stunde Arbeit, und wir waren bereit. Ich kehrte ins Haus zurück, um James zu erläutern, womit er nun rechnen musste.

»Durchlaucht?«, fragte ich. Offenbar war er im Stuhl eingenickt.

»Mordecai ... tut mir leid, ich habe seit gestern nicht geschlafen.« Es kam mir seltsam vor, dass dieser Mann das Bedürfnis hatte, sich bei mir zu entschuldigen. Die meiste Zeit meines Lebens ist er neben meinem Vater die wichtigste

Respektsperson
gewesen.

»Seid Ihr bereit
aufzubrechen? Ich hole
jetzt Rose, und nach
meiner Rückkehr
müssen wir uns
beeilen. Ich weiß noch
nicht, ob sie mich
verfolgen werden«,
sagte ich.

»Außer meinen

persönlichen
Habseligkeiten, die ich
schon gepackt habe,
nehme ich nicht viel
mit. Wie seltsam,
immer habe ich
Benchleys Hilfe für
selbstverständlich
genommen. Ich wusste
gar nicht, wie viel
Arbeit das Packen
eigentlich bedeutet.«
Er lächelte wehmütig.

»Haben sie ihn zusammen mit den anderen verhaftet?«

»Nein, er ist bei Genevieve in Lancaster. Hier hatte ich einen anderen Kammerdiener. Er hieß Percy. Trotzdem, ich vermisse ihn.« Er lachte.

»Hoffentlich kann ich auch Percy mit

zurückbringen«, sagte ich.

»Mir ist nicht klar, was Ihr plant, Mordecai. Dies wird alles womöglich nur noch schlimmer machen«, gab er zu bedenken.

»Wenn es schiefgeht, fällt es aber nicht auf Euch zurück.

Dies ist allein mein Plan. Soweit es den König betrifft, seid Ihr ohne Begleitung aufgebrochen«, erwiderte ich.

»Er ist kein Narr. Es wird rasch ans Licht kommen, was Ihr getan habt, und wahrscheinlich werde ich dann zusammen mit Euch zum

Gesetzlosen erklärt.«

Nun bekam ich Schuldgefühle. Ich hatte schon so viel von den Lancasters verlangt, und jetzt lief er auch noch Gefahr, alles zu verlieren, wenn er mir half. »Ihr habt recht. Vielleicht sollte ich dies woanders tun. Ihr habt schon zu viel aufs Spiel gesetzt ...«,

begann ich.

»Mitgefangen,
mitgehangen«,
erwiderte James.

»Macht Euch keine
Vorwürfe. Ich habe
mich bereits
entschieden, und jetzt
müssen wir damit
leben.«

Ich konnte mir nicht
erlauben, ihm in dieser

Hinsicht zu
widersprechen, denn
ich brauchte seine
Hilfe.

Penny und ich
gingen zum Tor, das
zur Straße führte, wo
Joe uns schon
erwartete. »Seid Ihr
sicher, dass Ihr es
allein tun wollt?«,
fragte er uns.

Penny zog eine

Augenbraue hoch.

»Das klingt ja, als meintet Ihr, ich sei nicht gut genug.«

Er schnitt eine Grimasse. »Nein, Mädchen, das meine ich keineswegs. Ich mache mir nur Sorgen.« Er hatte bereits genug erfahren, um zu wissen, dass Penny eine gefährliche

Frau war, wenn es
darauf ankam.

Ich sagte ihm
Lebewohl, und dann
brachen wir auf.
Vorsichtshalber
überprüfte ich noch
einmal die
verschiedenen Schilde,
die ich um uns gelegt
hatte. Es zahlte sich
aus, vorsichtig zu sein,

denn sonst konnte ein einziger Pfeil uns beide töten. In Gegenwart der anderen hatte ich versucht, Ruhe und Zuversicht auszustrahlen, aber jetzt, da ich mit Penny allein war, setzten mir meine Zweifel wieder zu. Ich zog den Mantel enger um mich.

»Ist dir kalt?«,

fragte Penny im Gehen.
Sie schien die kalte
Luft kaum zu
bemerken. Der Winter
hatte begonnen, in ein
oder zwei Monaten
würde sicher der erste
Schnee fallen.

»Etwas«, gab ich zu.

Sie kam näher, um
sich mit mir den
Mantel zu teilen, was
mir sehr gelegen kam.

Wie ein Schmelzofen strahlte sie Wärme ab. Seit wir die Bindung eingegangen waren, hatten sich viele Dinge geändert, und die Kälte konnte ihr kaum noch etwas anhaben. Ich fragte mich, wie es ihr im Sommer gehen würde. Auf jeden Fall war es schön, sie so

nahe bei mir zu haben.
Ich schauderte
absichtlich, als der
Wind kräftiger wehte.

»Immer noch kalt?«
Sie legte einen Arm um
meine Hüften.

Ich nickte und zog
sie an mich. So war es
zwar schwieriger zu
laufen, aber das war
mir egal, das war es mir
wert.

»Mort?«

»Hm? Ja?«

Innerlich lächelte ich.

»Was hat deine Hand auf meinem Hintern zu suchen?«

»Es war kalt, und das schien mir der wärmste Platz zu sein«, erwiderte ich grinsend.

»Du bist ein hoffnungsloser Fall. Wir sind drauf und

dran, einen Einbruch
zu begehen und wer
weiß welchen Gefahren
zu begegnen, und
du ... du hast nichts
Besseres zu tun, als
mich zu begrabschen.«
Mit gespielter
Empörung sah sich
mich an.

»Ja ... stört dich
das?«

Sie lachte und legte ihre Hand auf meinen Hintern. »Überhaupt nicht, solange du es auf *meinen* Hintern abgesehen hast.«

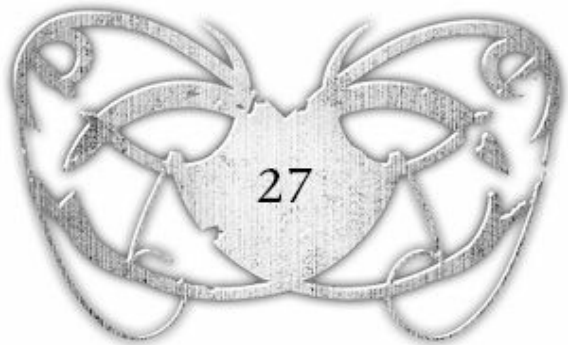
»Die Herzogin hat sich auf jeden Fall amüsiert«, erinnerte ich sie.

Da knurrte sie.

»Dafür hätte ich dich erwürgen können!

Kannst du dich denn überhaupt nicht benehmen?«

»Es hätte mir nichts ausgemacht, solange *du* mich erwürgst«, scherzte ich.



Lord Hightowers
Wohnsitz war leicht zu
finden. Auf dem Weg
nach Albamarl hinein
waren wir früher schon

einmal an dem Haus vorbeigeritten. Als Kommandant der königlichen Wache und der Stadtgarnison bewohnte er einen mächtigen Vorturm, der das größte Tor der Hauptstadt deckte. Das Haus war schon für sich genommen eine ansehnliche Festung und fast so groß wie der

Bergfried von Cameron.

Nach allem, was James mir erzählt hatte, wusste ich, dass Hightowers Familie in den obersten beiden Stockwerken des Vorturms wohnte. Darunter befanden sich vor allem Einrichtungen zur Verteidigung der Stadt und zur Unterbringung

der Wächter sowie die Mechanismen, mit denen die beiden großen Fallgatter und das Tor bewegt wurden. Wenn man es von außen betrachtete, konnte man nur jeden Eindringling bedauern, der auf die Idee verfiel, sich mit Gewalt einen Weg nach drinnen

bahnen zu wollen.

Eine große Tür links neben dem inneren Fallgatter diente als Zugang zum Vorturm. Da die Stadt im Augenblick nicht bedroht wurde, konnte ich erwarten, dass es zwar unverschlossen, aber natürlich dennoch bewacht war. Tatsächlich standen

zwei Posten vor der Tür. Im Gegensatz zu den Bewaffneten vor anderen Gebäuden wirkten diese beiden aber wach und keineswegs gelangweilt. Lord Hightower war für strenge Disziplin bekannt.

Wie eine Katze, die zum Sprung ansetzt,

spannte sich Penny an,
als wir uns den
Wächtern näherten. Da
wir nicht länger
unseren Mantel teilten,
musste ich mich
hinüberbeugen, um mit
ihr zu flüstern. »Nicht
nötig. Immer mit der
Ruhe.« Sie warf mir
einen nervösen Blick
zu, sagte aber nichts.

Auch wenn die
Anspannung
verschwand, den
Schwertgriff unter dem
Mantel ließ sie nicht
los.

Ohne Zögern gingen
wir direkt auf die
Wächter zu. »Wer
da?«, rief einer von
ihnen, sobald wir nahe
genug waren. Ich
schenkte mir die

Antwort. Ein
geflüstertes Wort, und
sie sanken bewusstlos
zu Boden. Ich trat an
die Tür und klopfte,
während Penny hinter
mir die Straße
beobachtete.

»Ihr kennt doch die
Anweisungen. Ihr
müsst euch
identifizieren, ehe ihr
anklopft!«, drang eine

gedämpfte Stimme
durch die Holztür
heraus.

»Öffnet! Hier ist
jemand, der Lord
Hightower sprechen
will!«, antwortete ich.

In Kopfhöhe ging
eine kleine Klappe auf,
dahinter kam ein
Gesicht mit einem sehr
ungepflegten Bart zum

Vorschein. »Das ist nicht das Passwort ... ehrlich, der Sergeant wird dir das Fell über die Ohren ...« Ich verzichtete auf weitere Diskussionen, und gleich darauf sank hinter der Tür ein Mann bewusstlos in sich zusammen.

»Aber wie bekommen wir jetzt die

Tür auf?«, zischelte Penny.

»Sieh genau zu und lerne, Süße«, antwortete ich.

»Als du das letzte Mal eine Tür mit Gewalt geöffnet hast, bist du fast selbst in die Luft geflogen«, spottete sie.

»Das dürfte hier nicht passieren«,

antwortete ich und
legte die Hand an die
Tür. Sie besaß ein
richtiges Schloss, was
die Sache vereinfachte.
Einen schlichten Riegel
hätte ich schwerer
bewegen können, aber
groß wäre der
Unterschied wohl nicht
gewesen. »*Grabol
ni'shieran*«, sagte ich

leise. Mit hörbarem Klicken gab der Mechanismus den Riegel frei, und ich zog die Tür weit auf. Als ich hindurchtreten wollte, hielt Penny mich auf.

»Dummkopf.« Mit blankgezogenem Schwert ging sie voraus. Wie es das Glück wollte, befand sich nur ein einziger

Mann dort drinnen, der bereits in tiefem Schlaf lag. Wir zerrten die anderen beiden herein und legten sie vorsichtig neben ihm ab. »Wie lange werden sie ohnmächtig bleiben?«, wollte Penny wissen.

»Solange es nicht gerade ein Erdbeben gibt oder jemand sie

heftig
schüttelt ... mindestens
ein paar Stunden«,
schätzte ich. Wir ließen
sie also liegen und
drangen tiefer in das
Gebäude ein. Auf der
linken Seite führte eine
Holzstiege in den
ersten Stock. Da uns
bisher niemand
bemerkt hatte,

schlichen wir weiter.
Einen Treppenabsatz
höher stießen wir auf
zwei weitere Männer.
Ich legte sie schlafen,
sobald mir der Erste
einen Blick zuwarf ... er
hatte noch eine Frage
auf den Lippen, als er
zusammenbrach.

»Ich muss zugeben,
das geht viel einfacher
als gedacht«, murmelte

Penny. Einerseits stimmte ich ihr zu, andererseits hielt ich es aber für unklug, uns allzu früh glücklich zu schätzen. Wir gingen weiter in den dritten Stock, wo niemand war, und dann in den vierten. Meine Nervosität nahm mit jedem Schritt zu, auch wenn ich es zu

verbergen suchte.

Der vierte Stock war auch der letzte. Dort entfernten wir uns von der Treppe und gingen einen breiten Flur entlang. Die Türen zu beiden Seiten schienen zu Wohnquartieren zu gehören, aber ich war mir nicht sicher, wo ich Rose suchen sollte. Ich

glaubte nicht, dass ihr Vater sie in eine Zelle gesperrt hatte, sondern dass sie irgendwo in den Privaträumen der Familie war. Ich hielt kurz inne und tastete mit meinen Sinnen, um die Raumaufteilung des Stockwerks zu ermitteln und festzustellen, ob andere Menschen in der Nähe

waren.

Wie es der Zufall wollte, öffnete sich vor uns eine Tür, noch ehe ich irgendetwas erreicht hatte. Ein erschrockener Adliger glotzte uns entgegen. Seltsamerweise hatte er ein blaues Auge. »Wer, zum Teufel, seid Ihr?«, fragte er laut. Ehe ich etwas tun konnte, legte

ihm Penelope die Hand
auf die Brust und
versetzte ihm einen
Stoß. Er flog regelrecht
zurück und landete,
alle viere von sich
gestreckt, wieder in
dem Raum, den er
gerade hatte verlassen
wollen. Sie folgte ihm
hinein und bewegte
sich viel zu schnell, als

dass er ihr hätte
entkommen können.

»Wachen!«, rief er.
Ehrfürchtig hörte ich
seine prächtige
Baritonstimme. Jeder
kampffähige Soldat im
Vorturm musste ihn
gehört haben.

»*Grethak denu
keltis taret*«, sagte ich
schnell. Es war eine
Variante des

lähmenden Spruchs,
den Devon Tremont
einst gegen mich
eingesetzt hatte. Im
Gegensatz zu ihm hatte
ich jedoch eine
Ausnahme vorgesehen,
damit das Opfer noch
atmen konnte. Der
Mann wurde stocksteif,
während Penny ihn auf
dem Boden festhielt.

Sie warf mir einen

Blick zu. »Du nimmst mir den ganzen Spaß daran.« Dann riss sie die Augen auf.

»Vorsicht!«

Ich spürte, wie etwas Schweres auf meinen Kopf zusauste, doch es war zu schnell, um noch etwas zu tun. Ein Wächter, der direkt hinter der Tür

gestanden hatte, schlug mit einem schweren Streitkolben nach mir, ehe ich reagieren konnte. Mein Schild schützte mich zwar vor größeren Verletzungen, aber ich flog immerhin quer durch das Zimmer, prallte gegen einen massiven Stuhl und ging benommen zu Boden.

Von dort aus konnte ich beobachten, wie Penny sich ... bewegte, aber dieses Wort wird ihr keinesfalls gerecht. Sie flog förmlich durch den Raum, und der Mann, der mich niedergeschlagen hatte, konnte kaum die Hand heben, da war sie auch schon bei ihm. Er schaffte es, mit dem

Streitkolben nach ihr zu schlagen, weil sie wegen ihres schnellen Angriffs nicht in der Lage war auszuweichen. Sie fing die Waffe jedoch mit der bloßen linken Hand ab, als wäre sie nur das wackelnde Stöckchen eines kleinen Jungen. Dann fuhr ihre rechte

Hand hoch, und sie drosch ihm das Heft des Schwerts unter das Kinn. Er verzog überrascht das Gesicht, brach dann zusammen und landete mit einem Plumps auf dem Boden.

Ich rappelte mich auf und ging zu ihr. »Verdammt!«, fluchte sie, während sie sich die Hand hielt. »Ich

glaube, da ist was gebrochen.«

»Lass mal sehen«, bot ich an.

»Dafür werdet ihr beide im Kerker des Königs landen!«, sagte der Edelmann auf dem Boden, den wir fast vergessen hatten. Ein eindeutiger Nachteil meiner Version des Lähmungsspruchs war

die Tatsache, dass die Opfer weiterhin sprechen konnten. Ich achtete nicht auf ihn und griff nach Pennys Hand.

»Warte mal.« Sie drückte die Tür zu und lehnte sich an. »Da kommen noch mehr, ich höre sie schon auf der Treppe. Was du

auch tun willst, beeil dich.«

Ich hielt ihre Hand, schloss die Augen und konzentrierte mich. Zwei Knochen in der Hand waren gebrochen, aber glücklicherweise waren dies saubere Brüche. Ich arbeitete schnell, verschmolz die Enden miteinander und blockierte außerdem

die Sinnesnerven am Handgelenk. Trotz meiner Bemühungen war die Hand immer noch schlimm zugerichtet und würde bald stark anschwellen. Hoffentlich hatte ich zumindest für eine Weile ihre Schmerzen gelindert. »Wie fühlt sich das an? Lässt sich die Hand bewegen?«

Vorsichtig ließ sie die Finger spielen. »Es tut noch etwas weh, aber ich kann die Hand benutzen.« Hinter ihr ruckte die Tür ein wenig, weil jemand sie zu öffnen versuchte.

»Lord Hightower! Seid Ihr da drin?«, rief ein Mann auf dem Flur.
Ehe Hightower

etwas sagen konnte,
rief Penny zurück:
»Einen Moment, ich
will mich nur rasch
anziehen!« Dann
drehte sie sich um und
legte die Hand auf die
Tür.

Draußen sagte
jemand: »War das eine
Frauenstimme?«

Penny öffnete völlig
gelassen die Tür.

»Kommt ruhig herein, wir sind sowieso gerade fertig.«

Vor der Tür standen zwei Männer, die vorübergehend etwas verwirrt waren, als sie eine schöne Frau vor sich sahen. Einer schien regelrecht verlegen, bis er das Schwert in ihrer Hand bemerkte. Lord

Hightower rief ihnen
vom Boden aus zu:
»Ihr Narren! Ergreift
sie!«

»*Shibal*«, sagte ich,
und sie sanken zu
Boden.

»He!«, fauchte
Penny mich an. »Ich
hatte das unter
Kontrolle!«

»Ich will keine

Knochen mehr flicken müssen. Ganz zu schweigen davon, dass ich wesentlich sanfter bin. Dem Kerl da drüben hast du vermutlich den Unterkiefer gebrochen.«

»Falls du es vergessen hast, er hat auch versucht, dein Gehirn auf dem Boden

zu verteilen, mal ganz zu schweigen von meiner Hand«, sagte sie sarkastisch.

»Ihr werdet Schlimmeres erleiden als nur gebrochene Knochen, wenn ich mit Euch fertig bin«, versprach uns Lord Hightower von seiner unvorteilhaften Position aus.

Ich half Penny, die beiden Wächter ganz in den Raum zu ziehen und die Tür zu schließen. Dann wandte ich mich an unseren Gefangenen. »Lord Hightower, es tut mir wirklich sehr leid. Ich hoffe, Ihr versteht, dass ich in besseren Zeiten nie auf

die Idee gekommen wäre, Euch auf diese Weise zu demütigen.«

»Wollt Ihr Euch ergeben? Andernfalls könnt Ihr Euch den Atem sparen«, antwortete er mir. Ich musste seine Kühnheit bewundern. Die meisten Männer in seiner Position hätten sich längst aufs

Verhandeln verlegt.
Wie ich aus eigener
Erfahrung wusste, war
es ein schreckliches
Gefühl, gelähmt zu
sein.

»Ganz im Gegenteil.
Ich will Eure Tochter
befreien.«

Er schnaubte: »Ihr
kamt mir gleich so
bekannt vor. Ihr müsst
Mordecai sein. Ich habe

Euch vor ein paar
Monaten bei der
Verhandlung gesehen.«
Damit meinte er wohl
den Fall, der vor dem
Obersten Gerichtsherrn
verhandelt worden war.

»Der bin ich. Wo
wird Eure Tochter
festgehalten?« Ich sah
keinen Grund, die Zeit
mit Geschwätz zu

verschwenden.

»Zwei Türen den Gang hinunter. Der Schlüssel liegt da drüben in dem Schmuckkästchen ... neben dem Schreibtisch.« Er konnte sich zwar nicht bewegen, verdrehte aber die Augen in die entsprechende Richtung.

Penny ging hinüber,

um den Schlüssel zu suchen. »Ich hätte Euch gar nicht für einen Mann gehalten, der so schnell aufgibt«, bemerkte sie.

»Nun ja, eigentlich sind wir ja keine Feinde. Ich habe sie eingesperrt, ehe der König beschloss, es selbst zu tun.

Außerdem – könnten

meine Männer Euch überhaupt aufhalten?«

»Nein«, erwiderte ich aufrichtig.

»Musstet Ihr sie wirklich einsperren? Immerhin ist sie Eure Tochter.«

Reumütig lachte er.
»Ihr kennt sie wohl nicht so gut. Was glaubt Ihr denn, woher

ich das hier habe?« Er zwinkerte mit dem blauen Auge. Da hatte er wohl recht. Ich hätte mir gewiss nicht vorstellen können, dass Rose ihren Vater verdrosch.

»Was schlägt Ihr vor, wie wir jetzt weiter verfahren?«, fragte ich ihn. Er war so vernünftig geworden,

dass ich dachte, es
konnte nicht schaden,
ihn nach seiner
Meinung zu fragen.

»Sperrt mich in
ihrem Zimmer ein und
nehmt sie mit. Ich
glaube nicht, dass die
Wachen Euch
aufzuhalten versuchen,
wenn sie ihnen einen
gegenteiligen Befehl
gibt.« Er verzog

angestrengt das Gesicht. »Könntet Ihr mich vielleicht an der Nase kratzen ... es juckt ganz schrecklich.«

Ich lachte und sprach ein Wort: »*Keltis*.« Als die Lähmung aufgehoben war, entspannte er sich sofort, richtete sich auf und kratzte sich. »Seid

Ihr sicher, dass wir Euch einsperren müssen?«, fragte ich ihn.

»Ja, denn wenn nicht, wird man mir vorwerfen, Euch geholfen zu haben. Dabei bin ich doch immer noch wütend, weil Ihr mir dies hier verpasst habt ...« Er deutete auf das

verletzte Auge. Es dauerte eine Weile, bis ich es verstand. Er meinte die geplante Deckgeschichte. Allmählich begriff ich, woher Rose ihren scharfen Verstand hatte.

Ein paar Minuten später führten wir ihn mit vorgehaltenem Schwert durch den

Gang. Er hatte darauf bestanden, denn falls uns einer seiner Bewaffneten zufällig sah, konnte dieser später die Geschichte bestätigen. Bald erreichten wir Rose' Tür. Penny schob Lord Hightower vor uns hinein.

Als er eintrat, kam

eine schwere hölzerne Keule herbeigesaut und traf ihn im Magen. Er klappte in der Hüfte zusammen und sackte auf die Knie. »O Vater! O Gott! Es tut mir so leid!«, rief Rose und ließ die improvisierte Waffe fallen.

Penny und ich betrachteten entsetzt die Szene. Im Stillen

beglückwünschte ich Penny zu der Entscheidung, zuerst den Gefangenen hineinzuschieben. Von dem vorherigen Angriff war ich immer noch ein wenig erschüttert. Während sich Rose um den verletzten Vater kümmerte, sah ich mich in dem Raum um. Auf der einen Seite

befand sich ein großes Bett. Es war ein schönes Möbelstück, stand aber merkwürdig schief. Ein Blick nach unten zeigte mir, dass Rose einen der Pfosten als Waffe benutzt hatte. Allmählich fragte ich mich, wie Hightower die Kindheit seiner Tochter überlebt haben

mochte.

Endlich nahm Rose uns wahr. »Penny! Was tust du denn hier?«

»Ich hatte gehört, dass du gerettet werden müsstest. Aber wie es aussieht, ist dein Häscher wohl schlechter weggekommen als du selbst.« Penny blickte mitfühlend zu Lord

Hightower hinüber.

»Ich dachte, es sei einer der Wächter«, erwiderte Rose verlegen. »Immerhin habe ich auf die Körpermitte gezielt, damit es nicht ganz so sehr wehtut.«

Hightower stöhnte. Er lag am Boden und schnappte hilflos nach Luft.

»Wohin würdest du denn zielen, wenn du jemandem ernstlich wehtun wolltest?«, fragte ich laut.

»Bete, dass du das nie herausfindest, Mordecai.« Rose half ihrem Vater beim Aufstehen. »Oh! Das Auge! War ich das?« Ich amüsierte mich

immer wieder über
Rose' erschrockene
Ausrufe. Was erwartete
sie denn, wenn sie ihn
dorthin schlug? Nur
gut, dass sie nicht zu
meiner Anath'Meridum
geworden war, sonst
hätten wir eine lange
Spur von Leichen
hinter uns
zurückgelassen.

Weitere Männer

kamen die Treppe
heraufgetrampelt. Da
seit Hightowers letztem
Ruf eine Weile
vergangen war, nahm
ich an, dass dies die
Wächter waren, die wir
unten schlafend
zurückgelassen hatten.
Ich blieb offen sichtbar
stehen und wartete, bis
sie die Treppe
erklommen hatten, ehe

ich sie erneut in Schlaf
versetzte. Es zahlte sich
aus, vorsichtig zu sein,
denn eine
freundschaftliche
Rettung konnte eine
unschöne Wendung
nehmen, wenn wir
versehentlich
jemanden töteten.

Ich blickte wieder in
Rose' Zimmer. »Wir

sollten uns beeilen,
sonst muss ich noch
das ganze Haus
schlafen legen, ehe wir
hier herauskommen.«

Ihr Vater konnte
wieder sprechen und
winkte mir, zu ihm zu
kommen. »Ihr müsst
wissen, dass ich mit
dem, was Ihr da tut,
nicht einverstanden
bin. Ich halte es für

dumm und außerdem
für eine
Verschwendung, aber
da ich Euch und meine
Tochter nicht aufhalten
kann, will ich Euch
einen Rat geben.«

»Welchen denn,
Sir?«, fragte ich
höflich.

Er beugte sich vor
und flüsterte mir ins
Ohr. »Sorgt dafür, dass

es einen guten
Fluchtweg für meine
Tochter gibt. Wenn die
Feinde an Eure Tür
klopfen – und Ihr
könnt nicht mehr
weglaufen –, dann
sollte sie nicht mehr
bei Euch sein. Wenn
ihr etwas zustößt, und
Ihr überlebt
irgendwie ... ich würde

Euch den Rest meines Lebens hetzen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.« Seine Miene war hart, und mir lief es kalt den Rücken hinunter. Es war ihm bitterernst.

Ich erwiderte seinen Blick, um ihm zu verdeutlichen, dass ich es begriffen hatte. »Sir, wenn ihr etwas zustößt,

und ich überlebe, dann braucht Ihr mich nicht zu hetzen. Dann komme ich freiwillig zu Euch.« Damit drehte ich mich um und ging mit Rose und Penny hinaus.

»Was war das denn?«, fragte Penny.

»Wahrscheinlich eine seiner üblichen Ansprachen unter dem

Titel ›Um neun Uhr
abends ist meine
Tochter wieder zu
Hause‹«, warf Rose
lachend ein. Penny
begriff die Anspielung
zuerst nicht, da noch
niemand auf die Weise
um sie geworben hatte,
wie Rose es erlebt
hatte, doch Rose
erklärte es ihr. Bald

lachten sie beide hinter mir. Ich jedoch hielt das gar nicht für lustig. Was ich dem Mann gesagt hatte, war mein voller Ernst gewesen.

Wir nahmen Rose in die Mitte und gingen zur Eingangstür.

Unterwegs begegneten wir zwar einigen weiteren Wachen, hatten jedoch kaum

Schwierigkeiten. Ich legte sie allesamt schlafen. Nach dem ersten Mann protestierte Rose. »Das ist doch gar nicht nötig.«

»Wäre es besser, sie mit einem Bettpfosten zu hauen?«, kicherte ich.

Rose schnitt eine Grimasse. »Ich bin

sicher, dass sie sich
zurückziehen werden,
wenn ich es befehle,
und das mit dem
Bettpfosten war ein
Versehen.«

Mir war nicht
danach, mich auf ein
Risiko einzulassen,
deshalb verfuhr ich wie
gehabt und betäubte
jeden, dem wir

begegneten. Bald waren wir draußen und entfernten uns vorsichtig von dem Vorturm. Wenn wir gerannt wären, hätten wir unerwünschte Aufmerksamkeit erregt, daher beschränkten wir uns darauf, rasch und ruhig auszuschreiten. »Wie willst du uns aus der Hauptstadt

schaffen?«, fragte
Rose. »Die Männer des
Königs werden morgen
früh die Stadt nach uns
durchkämmen.
Wahrscheinlich werden
sie die Tore absperren,
sobald sie wissen, dass
du hier bist.«

»Zuerst hole ich
unser Eigentum
zurück, und dann
schlendern wir

gemächlich nach Washbrook«, erwiderte ich lässig. Penny seufzte.

»Das war natürlich ein Scherz, Mordecai«, erwiderte Rose.

»Penny, sag mir, scherzt er?«

»O nein ... er meint das ernst«, schnaubte Penny. »Außerdem bin

ich inzwischen schon halb überzeugt, dass es ihm gelingen wird.«

Rose riss die Augen auf. »Nur zur Hälfte? Die zweite Hälfte kann sehr unangenehm werden.«

»Uns stehen sowieso noch mörderische Schwierigkeiten bevor, Rose. Deshalb Sorge ich

mich kaum um
unangenehme
Möglichkeiten. Wir
haben ein Ziel, und das
muss für den
Augenblick reichen«,
erklärte ich ihr.

»So erbittert habe
ich dich noch nie
erlebt, Mordecai ... ich
weiß nicht, ob mir das
gefällt«, wandte Rose
ein.

»Dem König wird es noch weniger gefallen.«
Ich grinste böse. »Wo sind die Männer, die du gedungen hast? James sagte, sie seien alle abgeführt worden.«

»Diejenigen, die eine kleine Geldstrafe zahlen konnten, wurden auf Bewährung freigelassen. Die

anderen stecken im
Königsturm«, erklärte
sie mir. »Du willst doch
hoffentlich keinen
Ausbruch
organisieren?«

»Ich brauche sie,
um die Wagen zu
beladen. Da wir gerade
dabei sind – wohin
mögen sie wohl meine
Waren gebracht
haben?«

Rose erschrak.

»Mordecai, das ist verrückt. Das geht nicht gut. Der König wird dich enthaupten lassen!«

»Die Waren, Rose ... du kannst hierbleiben, wenn dir der Plan nicht gefällt.«

»Inzwischen dürfte alles in den königlichen Lagerhäusern sein. Für

den Feldzug im
Frühling hortet er dort
Getreide und auch
noch anderes Material.
Genau die gleichen
Dinge, die auch wir
gekauft haben. Das war
der wichtigste Grund
dafür, dass er alles in
Lancasters Haus
beschlagnahmt hat«,
erwiderte sie. »Und

verdammst will ich sein,
wenn du mich hier
zurücklässt.«

Auf ihre
Loyalitätsbekundung
ging ich gar nicht erst
ein. »Ich brauche eine
Wegbeschreibung zum
Königsturm. Wie weit
ist es von dort aus bis
zu den Lagerhäusern,
und wie weit sind diese
von Lancasters Haus

entfernt?« Zu anderen Zeiten wäre ich vielleicht nicht ganz so grob gewesen, aber die Belastungen und Ängste in dieser Situation setzten mir nun doch zu. Unser Einbruch in Lord Hightowers Haus hatte mich einiges an Nerven gekostet, und ich musste in noch zwei

weitere Gebäude
eindringen.

Wie sich
herausstellte, waren die
Lager nur ein paar
Minuten von
Lancasters Haus
entfernt, was meinen
Plänen sehr
entgegenkam. Der
Königsturm dagegen
war etwas mehr als

zwanzig Gehminuten vom Lager entfernt. Ich war mir nicht sicher, wie schnell die Stadt reagieren mochte, hatte aber den Eindruck, dass es gefährlich werden könnte.

»Rose, geh bitte allein zu Lancasters Haus. Joe ist dort. Sag ihm, er solle sich bereit machen. Er soll die

Wagen und Kutscher
vorbereiten und dicht
bei den königlichen
Lagerhäusern
aufstellen«, bat ich sie.

Sie beklagte sich
nicht einmal darüber,
dass sie allein
zurückkehren sollte,
sondern machte sich
vielmehr Sorgen, mein
Plan könnte
misslingen. »So spät es

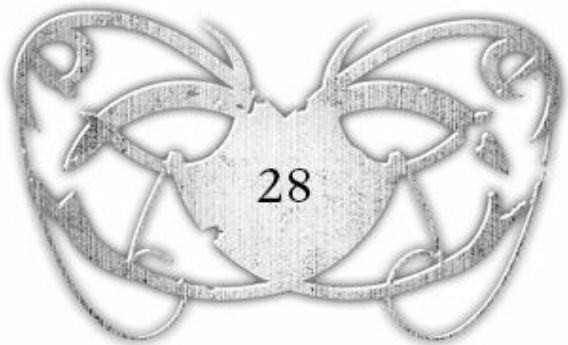
jetzt auch schon ist, die Leute werden es doch bestimmt bemerken, wenn wir eine Wagenreihe auf der Straße abstellen.«

Ich musste einräumen, dass sie damit nicht unrecht hatte. »Dann lass sie in Lancasters Hof warten. Das ist nahe genug. Es

wird nur gelingen,
wenn wir nicht zu viel
Aufmerksamkeit
erregen.«

Sie nickte, und
gleich danach trennten
wir uns. Ich sorgte
mich um sie, weil sie
im Dunkeln allein
gehen musste. Nach
einer kurzen
Überlegung fand ich
dann aber, ich sollte

mich eher um die
sorgen, denen sie
womöglich begegnete.
Penny und ich brachen
also ebenfalls auf und
schritten leise durch
die dunklen Straßen.



Der Königsturm war
nur schwach
beleuchtet. Gewöhnlich
wurden dort
Verbrecher eingesperrt,

ursprünglich war er
aber einer der
Wehrtürme gewesen,
die in regelmäßigen
Abständen die
Stadtmauer
verstärkten. Als die
Stadt gewachsen war,
hatte man ringsherum
eine neue Mauer
gebaut und die Wand
neben dem Turm
abgerissen, um den

Verkehrsfluss zwischen den inneren und äußeren Vierteln zu erleichtern. Der Turm selbst war ein gedrungenes hässliches Ding aus dem gleichen rosafarbenen Granit wie die meisten anderen Gebäude. Er war mehr als zehn Mannslängen hoch und besaß sechs

überirdische
Stockwerke.

Nach allem, was
Rose mir erzählt hatte,
waren im Erdgeschoss
vor allem
Schreibstuben
untergebracht worden.
Die Wächter, die im
Turm Dienst taten,
wohnten in der großen
Kaserne. In der Nacht

war nur eine kleine
Besatzung anwesend.
Das passte mir gut.

Die Außentür war
unbewacht.

Anscheinend hielten
sie es nicht für
besonders wichtig,
Leute draußen zu
halten. Allerdings
musste ich davon
ausgehen, dass hinter
der Tür Wächter

standen. Penny ergriff
als Erste das Wort.

»Wie gehen wir vor?«

»Wir klopfen an
und tragen unsere Bitte
vor«, erwiderte ich.

Unter anderen
Begleitumständen wäre
das ein Scherz gewesen.
In dieser Nacht aber
sah es anders aus. Ich
ging zur Tür und
pochte.

In der Tür öffnete
sich eine kleine Klappe.
»Wer ist da draußen?«

Ich konzentrierte
mich und spürte zwei
Männer hinter der Tür.
»*Shibal*.« Sobald ich
das leise Wort
ausgesprochen hatte,
brachen die Wächter
hinter der Tür
zusammen. Leider

hatte die Tür kein Schloss, sondern war von innen versperrt. Ich versuchte, den Riegel mit einem Spruch anzuheben, hatte damit aber wenig Erfolg. Irgendjemand hatte die kluge Idee gehabt, den Riegel von innen mit einer Kette und einem Vorhängeschloss zu

sichern.

Ich überlegte, ob ich das Vorhängeschloss von außen knacken könnte, doch dann wäre immer noch die Kette im Weg gewesen. Binnen einiger Minuten hätte ich das vermutlich tun können, aber so viel Zeit hatte ich wahrscheinlich nicht. »Lass uns einen

Schritt zurücktreten«, sagte ich zu Penny.

»Oh du meine Güte«, klagte sie. »Ich wusste, dass dies passieren würde. Wenn du die ganze Gegend weckst, tauchen hier bald mehr Leute auf, als du betäuben kannst.«

»Vielleicht ... aber

ich habe noch eine andere Möglichkeit.«
Ich sprach leise und ergänzte die Schilde, die Penny und ich trugen, durch einige kleine Zutaten. Ein weiches Licht entstand, blaue Flammen tanzten auf unseren Körpern.

»Oh, das ist schick!« Penny beobachtete die

Flammen, die über ihren Arm wanderten.

»Ich lege es nicht auf ›schick‹ an, sondern auf ›Macht euch vor Angst in die Hosen!‹.«

»Das müsste gelingen. Ich hätte mir tatsächlich fast in die Hosen gemacht, als du mich in Brand gesetzt hast. Beim nächsten

Mal sag mir vorher
Bescheid.«

»Es geht los.« Ich
hob den Stab und zielte
auf die Tür des Turms.
Dabei war ich ziemlich
sicher, dass ich auch
ohne den Stab arbeiten
konnte, doch die
Verzauberungen im
Holz halfen mir, die
Energien besser zu

bündeln. Ich war der
Ansicht, meine Kräfte
später noch zu
brauchen. »*Borok
Ignak!*«, sagte ich
kraftvoll und gab die
aufgestaute Magie frei.
Ein unsichtbarer
Rammbock traf die Tür,
die mit einem lauten
Knacken sofort
zerbarst. Ich konnte
mehr fühlen als sehen,

dass unter der großen Kraft weiter drinnen noch eine Wand zusammenbrach.

Penny hatte sich angespannt und wollte schon zur Tür hinüberrennen, doch ich legte ihr die Hand auf den Arm. »Warte.«

Fast eine Minute verging, ehe drei Männer

herausstürzten.

Darunter war
anscheinend einer der
beiden, die ich vorher
schon einmal betäubt
hatte. Ein anderer
blutete stark,
wahrscheinlich hatten
ihn die
umherfliegenden
Splitter verletzt. Sie
bemerkten sofort die

beiden in Flammen
gehüllten Gestalten auf
der Straße.

»Bei allen ...«,
begann einer und
stolperte zur Tür
zurück. Ich legte ihn
schlafen, ehe er auch
nur einen weiteren
Schritt machen konnte.

»Halt!«, rief ich und
ging auf die beiden
anderen Männer zu.

Nachdem ihr Gefährte zusammengebrochen war, gehorchten sie sofort. Ich spürte ihr Zittern, als wir uns ihnen näherten. »Wer hat hier das Kommando?«

Einer der beiden sah aus, als könnte er gleich ohnmächtig werden, während der andere noch gut genug

bei Sinnen war, um mir zu antworten. »Hauptmann Gerold, Sir!«

»Hol ihn her!«, befahl ich ihm. Er zögerte einen Moment, bis ich rief: »Jetzt sofort!« Das reichte offenbar. Er entfernte sich im Laufschrift. Ich blickte zu Penny

hinüber. »Geh mal um den Turm herum, vielleicht haben sie hier einen Hinterausgang. Wir können es uns nicht erlauben, jemanden entwischen zu lassen.«

Besorgt sah sie mich an. Ich konnte erkennen, dass sie sich Sorgen machte, mir könnte etwas zustoßen,

wenn sie mich allein
ließ. Endlich entschloss
sie sich aber doch.

»Also gut ... mach nur
keine Dummheiten«,
sagte sie. Dann rannte
sie in der Dunkelheit
auf der rechten Seite
dicht am Turm entlang
nach hinten.

Gleich darauf
tauchten drei Männer
in der zertrümmerten

Tür auf. Einer wirkte erheblich weniger heruntergekommen als die anderen. Vorsichtig näherten sie sich mir. »Darf ich fragen, was Ihr von mir wollt ... Sir?« Eins musste ich dem Hauptmann lassen: Obwohl er Angst hatte und vor einem in

Flammen gehüllten
Mann stand, gelang es
ihm, ruhig zu sprechen.

»Habt Ihr die
Schlüssel der Zellen im
Turm?« Es sollte wohl
drohend klingen, aber
ich war nicht sicher, ob
es mir tatsächlich
gelang. Die Flammen
erfüllten allerdings
ihren Zweck.

»Liegen in meinem

Schreibtisch«,
antwortete er nervös.
Seine rechte Wange
zuckte.

»Holt sie und lasst
alle frei, die in Herzog
Lancasters Haus
verhaftet wurden«,
sagte ich zu ihm.

»Verzeihung, aber
ich bin nicht sicher, ob
ich alle erkenne.«

»Fragt sie und

öffnet jede Zelle, in der
ein paar von ihnen
sind. Sie müssen in
fünf Minuten hier
draußen antreten,
sonst ... na ja, dieses
>sonst< wird Euch
sicher nicht gefallen.
Also sorgt dafür, dass
wir nicht bis dorthin
gehen müssen.« Ich
stieß die Worte mit

einer so großen
Autorität hervor, wie es
mir nur möglich war.

Es dauerte länger
als fünf Minuten, aber
ich tat so, als bemerkte
ich es nicht. Auch auf
das »sonst« war ich
nicht besonders scharf.
Eigentlich hatte ich mir
noch gar nichts dazu
überlegt. Bald kamen
die Männer aus dem

Gebäude und versammelten sich draußen. Einer kreischte, als Penny auf der linken Seite des Turms erschien und an der unruhigen Menge vorbeilief. Ich musste ein Lächeln unterdrücken.

»Da hinten wollte jemand hinunterklettern«,

unterrichtete sie mich.

»Hast du ihm wehgetan?«, fragte ich.

»Nein, er musste nur einen Blick auf mich werfen, um es sich anders zu überlegen.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Anscheinend hatte der Hauptmann versucht,

einen Ausweg zu finden, ohne seine Befehle zu missachten. Ich wandte mich an die Menge. »Ich bin hier, um diejenigen zu holen, die gestern zu Unrecht im Haus der Lancasters verhaftet wurden. Ist hier jemand, der nicht von Rose Hightower angeworben wurde?«

Da mehr als
dreihundert Leute vor
mir standen, musste
ich annehmen, dass
einige von ihnen nicht
dazugehörten. Es
überraschte mich
keineswegs, dass kein
Einziger Lust hatte, in
die Zellen
zurückzukehren.

Ich wandte mich an
Penny. »Wenn es dir

nichts ausmacht, bring doch den guten Hauptmann und seine Männer nach drinnen und sperr sie ein.« Sie nickte und scheuchte die Männer in den Turm. »Seid brav, dann muss sie Euch nichts tun«, rief ich, als sie widerstrebend nach drinnen gingen.

Innerlich war ich aber nervös, denn wenn sie gleichzeitig Penny angriffen, konnte es übel enden. Hoffentlich war die Angst der Wächter so groß, wie es den Anschein hatte.

Ich hätte mir gar keine Sorgen machen müssen. Ein paar Minuten später kehrte Penny zurück. Sie hatte

keine Schwierigkeiten gehabt. Ich löschte die Flammen, die uns einhüllten. Es nützte ja nichts, unsere neuen Rekruten nervös zu machen. »Wer von euch bereit ist, für uns zu arbeiten, kommt mit mir. Ich habe Arbeit für euch. Ich kann euch zwar nicht versprechen, dass es ungefährlich

ist, aber wer für mich
arbeitet, wird in ein
paar Stunden weit
außerhalb der
Reichweite des Königs
sein. Wer nicht
mitkommen will, darf
jetzt einfach gehen,
aber ihr seid dann auf
euch selbst gestellt,
wenn euch die Wächter
finden.«

Die Leute
entfernten sich leise.
Die meisten gehörten
wohl zu denen, die
Rose nicht angeheuert
hatte. Ich hoffte nur,
dass ich keine große
Zahl von
Schwerverbrechern in
die Stadt entließ. Einer
von denen, die
geblieben waren,
meldete sich zu Wort.

»Für wen genau arbeiten wir denn jetzt eigentlich?«

Der Sprecher war so vorsichtig, ganz hinten zu bleiben. Er war wohl nicht sicher, ob ich den Verstand verloren hatte. »Ich bin Mordecai Illeniel, der Graf di'Cameron. Der König und ich hatten

gewisse Differenzen
über verschiedene
Angelegenheiten. Das
Ergebnis war, dass viele
von euch eingesperrt
wurden, obwohl sie
nichts Schlimmeres
getan hatten, als eine
Arbeit anzunehmen.
Wenn ihr bei mir
bleibt, dann werde ich
versuchen, nach
Kräften zu euch zu

stehen. Ich kann aber nicht versprechen, dass es nicht auch gefährlich wird.« Ich entfachte die Spitze meines Stabs, damit sie mich in der Dunkelheit besser sehen konnten.

»Was genau bedeutet gefährlich?« Dies war eine andere Stimme, die aber wie die erste aus den

hinteren Reihen kam.
Ich konnte es ihnen
nicht vorwerfen.

»Ich will innerhalb
der nächsten Stunde
mein Eigentum aus
dem Lagerhaus des
Königs holen. Weniger
als eine Stunde danach
werde ich die
Hauptstadt verlassen.
Gibt es sonst noch

Fragen? Die Zeit drängt«, sagte ich. In einigen Häusern in der Nähe ging bereits das Licht an. Meine Eskapaden waren nicht unbemerkt geblieben.

Ein kleiner Mann, der vorne stand, mischte sich ein.

»Müssen wir kämpfen?«

»Heute nicht, sofern

ich es vermeiden kann.
Möglicherweise aber in
ein paar Monaten. Ihr
habt bis dahin
allerdings noch
reichlich Zeit, es euch
anders zu überlegen«,
fügte ich rasch hinzu.
»Jetzt müssen wir
aufbrechen. Wer
mitkommen will, soll
mir folgen. Ich hege
jedoch keinen Groll

gegen jene, die es nicht tun.« Damit drehte ich mich um und schritt zielstrebig die Straße hinunter. Den Drang, mich umzudrehen, konnte ich kaum unterdrücken. Ich war sicher, sie würden sich in alle Himmelsrichtungen verstreuen. Manchmal

ist der Magierblick sehr praktisch. Ich spürte, dass uns die Mehrheit der Männer folgte.

Ohne den Kopf umzudrehen, sagte ich zu Penny: »Sieht aus, als blieben die meisten bei uns.«

Im schwachen Licht lächelte sie wissend.

»Ja, fast alle kommen mit. Mort, wir müssen

uns beeilen. Die Szene vor dem Turm hat die Aufmerksamkeit vieler Einwohner erregt.

Selbst wenn Hightowers Wachen noch nichts gemeldet haben, dürfte die Stadtwache inzwischen alarmiert sein.«

Ihre Worte spiegelten meine eigenen Befürchtungen

wider. Wenn die gesamte Stadtwache alarmiert wurde, dann würde die Sache nicht gut verlaufen. Ein Konflikt in den Straßen musste auf beiden Seiten zu Verlusten führen. Zudem würde ich dann gegen die Einwohner von Lothion kämpfen, und jeder

Verlust würde uns
schwächen ... und uns
noch weiter vom König
entfremden. Ich blieb
stehen und wandte
mich an die Menschen
hinter uns. »Wir gehen
jetzt schneller. Folgt
meinem Licht und
bleibt nicht zurück.«
Ich verstärkte das Licht
des Stabes, um meine
Worte zu bekräftigen.

Danach bewegten wir uns im Laufschrift durch die Straßen von Albamarl. Es war ein geradezu unwirkliches Erlebnis. Der Stab warf ringsherum seltsame Schatten und ließ zwischen den Gebäuden, an denen wir vorbeikamen, eigenartige Schemen heranwachsen. Die

mehr als hundert
trampelnden Füße
hinter mir weckten
eine Erregung in mir,
mit der ich nicht
gerechnet hatte.

Dorians Worte fielen
mir ein – er hatte recht
damit: Dies war die
wahre Macht. *Nur dass
du hier so gut wie keine
Kontrolle hast, denn*

*die Männer sind
Fremde*, fügte ich im
Geiste hinzu.

Auf einmal
erschieden zwei
erschrockene Wächter,
die offenbar gerade auf
Streife waren, aus der
Dunkelheit. Schockiert
bemerkten sie die
große Menschenmenge,
die in ihre Richtung
gerannt kam. Ich

betäubte sie, ohne im Laufen innezuhalten, und hoffte, die Männer hinter mir trampelten sie nicht tot.

Fünfzehn Minuten später hatten wir das Haus des Herzogs erreicht. Das Tor stand offen, und die Männer, die mir folgten, wollten instinktiv sofort eintreten. Ich hob den

Stab. »Halt! Wir warten hier einen Augenblick.«

Joe erwartete uns schon, und als ich sprach, rollten bereits die Wagen auf die Straße. Hinter ihm saß im führenden Wagen Rose, eine Armbrust auf dem Schoß. »Sind die Laternen bereit?«, fragte ich ihn.

»Seht selbst.« Joe deutete hinter sich. Auf jedem Wagen befanden sich zwei Laternen, eine neben dem Fahrer und die andere noch nicht entzündet auf der Ladefläche. Wir würden sie bald brauchen.

»Folgt den Wagen! Wir sind nur noch ein paar Minuten vom Ziel

entfernt«, rief ich
meinem Gefolge zu.
Die Wagen fuhren an,
und die Männer
marschierten neben
ihnen. Penelope nahm
meine Hand, als wir
loszogen. »Geht es dir
gut?«, fragte ich sie.

»Nervös«, erwiderte
sie schmallippig.

»Wir können jetzt

nur noch
vorwärtsgehen«,
antwortete ich.

Mit der freien Hand
packte sie immer
wieder den
Schwertgriff. »Ich
weiß«, sagte sie.

Ich hoffte, alles
werde gut verlaufen.
Wenn es zu einer
Konfrontation kam, die
außer Kontrolle geriet,

konnte Penny eine Menge Leute verletzen. Ich machte mir Sorgen, wie sich das auf sie auswirken mochte, konnte im Grunde aber nicht viel daran ändern.

Ohne

Schwierigkeiten erreichten wir die Speicherstadt. Hier waren die Straßen breit, damit die Fuhrwerke

ausreichend Platz
hatten, und die
Gebäude waren groß.
Die königlichen
Lagerhäuser waren von
einer Steinmauer
umgeben und setzten
sich so vom Rest des
Viertels ab. Unsere
Wagen hielten an, als
wir das breite Eisentor
vor dem Grundstück

erreichten. Natürlich war es verschlossen und verriegelt. Als ich durch die Stäbe blickte, konnte ich in der Dunkelheit vier große Gebäude erkennen. Das war unser Ziel.

»Was tut ihr Leute hier?«, rief jemand von drinnen heraus.

»Tretet vom Tor zurück, es wird sich

gleich öffnen«, erklärte ich dem Sprecher.

Dann wiederholte ich es noch einmal für die Leute, die hinter mir standen.

»Verschwindet von hier! Ihr werdet alle verhaftet, wenn ihr versucht, dem König etwas zu stehlen!« Wer es auch sein mochte, es klang ängstlich.

Wahrscheinlich hätte ich auch Angst bekommen, wenn ich als Nachtwächter unversehens eine Meute von unbekannter Größe vor mir gehabt hätte. Ich antwortete dem Mann nicht, sondern gab die Energie frei, die ich festgehalten hatte, und

bündelte sie durch
meinen Stab. Die
Torflügel dröhnten wie
eine Glocke, als sie
durch die Kraft meiner
Magie
auseinandergerissen
und nach innen
gepresst wurden. Einer
flog herum und prallte
von innen gegen die
Wand, der andere
wurde ganz und gar aus

den Angeln gerissen.

Die Männer hinter mir jubelten, und die Wagen rollten hinein.

»Wenn ihr drinnen Wächter findet, dann lasst sie gehen. Wir sind nicht hier, um zu kämpfen!«, rief ich den Männern zu. An diesem Punkt sorgte ich mich eher um die paar Bewaffneten drinnen

als um meine eigenen Leute. Hoffentlich waren die Bewacher so vernünftig, wegzulaufen oder sich zu verstecken.

Rose war abgestiegen und stand jetzt bei uns. »Bist du sicher, dass dies klug ist? Sie werden die Stadtwache holen.«

»Sie brauchen eine größere Truppe, um uns aufzuhalten, und um die aufzustellen, benötigen sie Zeit. Wir müssten fort sein, ehe sie uns wirklich etwas entgegenwerfen können. Die Wächter zu jagen, wäre dagegen gefährlich und kostet auch noch Zeit. Wahrscheinlich

würden in dem
Durcheinander sogar
einige sterben. Mit
dieser Bürde möchte
ich mich nicht
belasten«, antwortete
ich. Im trüben Licht
entdeckte ich eine
Männergestalt am
Boden. Das musste
einer der Torwächter
sein.

Eilig ging ich
hinüber und
untersuchte ihn,
schließlich atmete ich
jedoch tief durch. Der
Mann war mindestens
Ende sechzig. Der Kopf
war nur noch durch
einen blutigen Fetzen
aus Haut und Knochen
mit dem Rumpf
verbunden. Mein
einziger Trost war, dass

er vermutlich nicht
gelitten hatte.
Schuldgefühle und
Selbsthass erfüllten
mich. Ich hatte
jemandem den
Großvater genommen.
Der Mann war ganz
und gar ohne eigenes
Verschulden gestorben.
Wie viele Menschen
würden ihn morgen

betrauern?

Rose kam an meine Seite. »Wir sollten ihn auf den Wagen legen.«

»Warum?«, fragte ich, sobald ich mich wieder unter Kontrolle hatte.

»Wenn sie seinen Leichnam finden, verschlimmert das nur unsere Situation«, erwiderte sie ruhig.

Penny starrte sie an.

»Wie kannst du nur so
gefühllos sein?«

Falls die Bemerkung
Rose getroffen hatte,
ließ sie es sich
jedenfalls nicht
anmerken. »Wir sind
im Krieg. Nichts darf
Mordecai dabei stören,
Gododdin aufzuhalten,
damit wir den Krieg
gewinnen. Etwas wie

dies könnte das
bisschen guten Willen
untergraben, den das
Volk von Albamarl uns
gegenüber noch zeigt.«

Da zerbrach etwas
in mir. »Ich führe
keinen Krieg gegen
diese Menschen, und
ich werde den Toten
nicht mitnehmen, um
mein Verbrechen zu

vertuschen. Wie würden sich seine Angehörigen fühlen? Sie würden nie erfahren, was aus ihm geworden ist und könnten nicht einmal richtig trauern, da sie ja nicht wüssten, ob er lebt oder tot ist.« Ich beugte mich vor und untersuchte seine Uniform. Das Tuch war

alt und verschlissen,
nachdem er es viele
Jahre getragen und
immer wieder
gewaschen hatte. Auf
der linken Seite war
sein Name eingestickt:
»Jonathan Tucker«.
Ich war sicher, dass ich
ihn nie vergessen
würde. Ein weiteres
Verbrechen, das ich
nicht mehr

wiedergutmachen
konnte.

Während ich noch
über dem getöteten
Wächter brütete,
fuhren bereits die
Wagen herein. Joe
hatte eine große
Breachstange
mitgebracht, mit der sie
im Handumdrehen die
Türen der Gebäude

öffneten. Die Männer eilten hin und her und beluden die Wagen mit allem, was sie bewegen konnten. Große Holzkisten und Säcke voller Getreide wurden auf den Ladeflächen gestapelt.

Obwohl so viele Männer halfen, dauerte es fast eine halbe Stunde, bis die Wagen

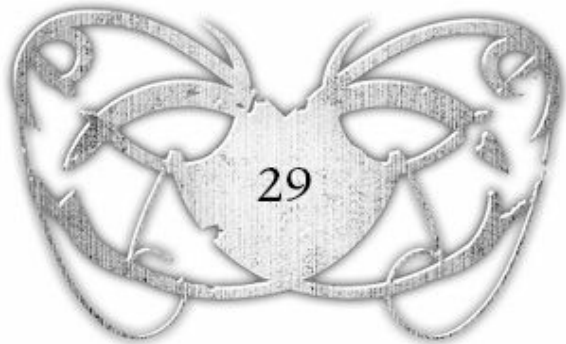
beladen waren. Ich war nicht ganz sicher, was wir überhaupt mitgenommen hatten. Sicherlich eine Menge Getreide und getrocknete Lebensmittel. Eine flüchtige Untersuchung mit meinen Magiersinnen verriet mir, dass es sich überwiegend um

verschiedene
Nahrungsmittel
handelte. Viele Kisten
enthielten allerdings
auch Waffen und
Rüstungen oder
möglicherweise
Werkzeug. Ich nahm
mir nicht die Zeit, mir
einen genaueren
Überblick zu
verschaffen. So luden

wir einfach alles auf,
was auf die Wagen
passte.

Als sie
hinausfahren, zählte
ich neununddreißig
Wagen, die auf dem
Weg zu Lancasters
Haus waren. Sobald der
letzte rollte, rannten
Penny und ich nach
vorn. Für den Fall, dass
uns auf dem Rückweg

jemand begegnete,
wollte ich ganz vorne
sein. Kurz vor dem
Haus des Herzogs riss
unsere Glückssträhne
ab.



Eine kleine
Kavallerieabteilung
kam uns auf der Straße
entgegen. Es waren
mindestens dreißig

Bewaffnete mit langen Speeren. Links stand das Tor zum Haus des Herzogs fünfzig Schritt vor dem ersten Wagen weit offen. Die Soldaten waren ihrerseits mindestens noch fünfzig Schritte vom Tor entfernt.

»Fahrt die Wagen hinein. Achtet nicht auf das, was hier draußen

geschieht. Reiht sie vor dem Lagerhaus des Herzogs auf. Sie müssen nacheinander hineinfahren, sobald ich zurück bin«, trug ich Joe auf.

»Was habt Ihr vor?«, fragte er mit großen Augen.

»Das weiß ich noch nicht genau. Penny, du bleibst bei ihm.« Dann

lief ich den
anrückenden Reitern
entgegen.

»Vergiss es!«

Mühelos hielt sie
Schritt. Ich hätte
wissen sollen, dass ich
sie da nicht
heraushalten konnte.
Innerlich seufzte ich
und atmete schwer,
während wir rannten.

Wir erreichten das Tor
des Herzogs ein ganzes
Stück vor der
Kavallerie. Sie hatten
zu traben begonnen,
sobald sie uns bemerkt
hatten, waren aber
immer noch gut
zwanzig Schritt
entfernt.

Ich sandte etwas
mehr Kraft in meinen
Stab, bis er hell glühte.

»Halt!«, rief ich. Der Kavalleriekommandant hob eine Hand, und die Reiter hielten weniger als zehn Schritte vor uns an.

»Was haltet Ihr da? Macht Platz, wir sind im Auftrag des Königs unterwegs!«, schrie mich der Anführer an. Das Licht, das von meinem Stab kam,

hatte ihn verunsichert,
denn in diesen Zeiten
hatten nur wenige
Menschen Erfahrungen
mit der Magie.

»Ich bin Mordecai
Illeniel. Ich bin hier,
um mein Eigentum
zurückzuholen. Danach
gehe ich meiner Wege.
Zieht Euch zurück, und
niemand wird verletzt«,

antwortete ich laut.

»Dachte ich's mir doch«, antwortete er und schirmte die Augen vor dem Strahlen ab.

»Umzingelt den Verräter!«, befahl er.

Damit hatte ich gerechnet. »*Lyet ni'Bierek!*«, sagte ich laut. Nicht, dass mich überhaupt noch jemand hören konnte,

sobald mein
»Blitzknall« gezündet
hatte. Seit der Schlacht
in der Burg von
Lancaster hatte ich den
Spruch nicht mehr
benutzt, doch hier
erwies er sich als
grausam wirkungsvoll.
Damals hatte ich es mit
Fußtruppen zu tun
gehabt ... hier aber
waren es Berittene. Ein

greller Blitz zuckte
mitten in der
Reitertruppe empor,
begleitet von einem
Donnergrollen. Das
Licht und die
Geräusche waren so
stark, dass im Umkreis
von fast zehn Schritten
alle taub – und
obendrein blind –
waren, sobald sie in die

falsche Richtung
blickten. Die Männer
schrien erschrocken
und verängstigt auf, die
Pferde kreischten und
stiegen hoch. Das
Durcheinander griff
rasch um sich, zumal
die meisten Männer
von ihren bockenden
Pferden abgeworfen
wurden.

Mein Spruch

verursachte zwar keine körperlichen Schäden, aber das war auch gar nicht nötig. Die panischen Pferde trampelten einige Reiter nieder, andere konnten sich wieder aufrichten. Herrenlose Reittiere rannten in alle Richtungen, einige von ihnen prallten, immer noch blind,

gegen Gebäude. Ich hätte gelacht, doch ich sah, dass sich einige Männer, die am Boden lagen, nicht mehr bewegten. Diejenigen, die es noch konnten, tappten hilflos und blind umher. Ich betäubte sie, was wahrscheinlich eine Gnade war.

Penny rief mir etwas zu, doch ich konnte sie kaum verstehen. Ich hatte schon wieder vergessen, unsere Ohren abzuschirmen. »Warum hast du sie nicht einfach alle schlafen gelegt?«, rief sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich dachte, so viele auf einmal schaffe

ich nicht«, schrie ich zurück. Bisher hatte ich nie mehr als fünf oder sechs Gegner zugleich ausgeschaltet, und meiner Ansicht nach lag die Obergrenze bei etwa zehn. Ich blickte zu den Wagen zurück, die am Tor angehalten hatten. Alle starrten zu uns herüber. Ich

konnte es ihnen nicht
verdenken, doch ich
fuchtelte heftig mit den
Armen herum und
deutete auf das Tor.

»Das ist keine
Jahrmarktsvorführung
für euch! Vergeudet
nicht unsere Zeit!«, rief
ich.

Da setzten sie sich
wieder in Bewegung.
Ich konnte nur hoffen,

dass wir genug Zeit hatten, die Wagen von der Straße zu bekommen, ehe der Rest der Wache erschien. Hinter den Fensterläden in der Nähe wurde es hell. Wahrscheinlich hatte ich das halbe Stadtviertel aufgeweckt.

Als der letzte Wagen

durch das Tor gefahren war, schloss James es und legte den Riegel vor. Ich nickte ihm zu und ging weiter. Jetzt musste ich rasch ins Lagerhaus. Der erste Wagen wartete bereits vor der großen Doppeltür, als ich dort eintraf. Joe stand daneben. »Steigt auf

den verdammten
Wagen!«, fuhr ich ihn
an.

»Ich muss hinten
bleiben und die
Kutscher einweisen«,
widersprach er.

»Das kann James
übernehmen. Ich
brauche Euch, um die
Miliz zu wecken. Dies
hier könnte eine Weile
dauern, und ich

benötige jeden vertrauenswürdigen Mann, um die Leute des Königs draußen zu halten.« Ich deutete auf die Mauer, die das Anwesen des Herzogs umgab. Trotz Joes Bemühungen, Ordnung zu schaffen, herrschte im Hof ein wildes Durcheinander von Männern und Pferden.

Gut möglich, dass es mehr als eine Stunde dauern würde, sie alle durchzuleiten.

Joe kletterte wieder auf den Wagen und lenkte ihn ins Lagerhaus. Mitten auf dem freien Boden befand sich ein Kreis, dessen Durchmesser mehr als zehn Schritt

groß war. Ursprünglich hatte ich ihn mit Kreide gezeichnet, doch da Wagen darüberrollen sollten, stand zu befürchten, dass er beschädigt wurde.

Deshalb hatte ich jede Linie und jedes Symbol sorgfältig mit dem Stab nachgezogen. Jetzt war der ganze Kreis tief in den Steinboden

ingebrannt.

Penny und ich
stellten uns neben den
Wagen, sobald Joe den
Kreis erreicht hatte.
Wäre ich ohne sie
gesprungen, so wären
wir aufgrund der
großen Entfernung auf
der Stelle gestorben.
Ich konzentrierte mich
und lenkte die Energie
in den Kreis, der uns

umgab, um die
eingeritzten Symbole
zu aktivieren.

Einen
beunruhigenden
Augenblick lang
fürchtete ich, versagt
zu haben, bis ich
erkannte, dass die
Wände des Gebäudes
hier aus Holz statt aus
Stein bestanden. Wir

waren innerhalb der Scheune, die ich in Washbrook vorbereitet hatte. Rasch sagte ich zu Joe: »Fahrt den Wagen raus und sucht Dorian. Wenn ich zurückkehre, sollen so viele Milizionäre wie möglich bewaffnet bereitstehen. Sorgt dafür, dass sich niemand im Kreis

befindet. Sobald die Wagen durchkommen, müsst Ihr sie so schnell wie möglich aus der Scheune herausschaffen.«

»Kein Problem, ich habe die Jungs hier, wenn Ihr zurückkehrt«, versicherte er mir. Daran zweifelte ich. Er würde mindestens fünfzehn Minuten

brauchen, um sie zu wecken.

Sobald der Wagen den Kreis verlassen hatte, konzentrierte ich mich wieder, und wir erschienen im Lagerhaus des Herzogs. James starrte uns von der Tür aus zweifelnd an. »Sieht aus, als funktionierte Euer

Spruch. Ich hatte schon damit gerechnet, dass Ihr Euch umbringt.«

Ich hob die Hände.

»Da sind noch alle Finger und Zehen dran.« Darüber lächelte er. »Ich brauche Eure Hilfe, damit die Wagen einer nach dem anderen hereinfahren können. Sobald Joe wieder hier ist, könnt

Ihr mit dem nächsten Wagen mitkommen«, erklärte ich ihm.

»Das eilt nicht«, entgegnete er. Dann wandte er sich an den Kutscher des nächsten Wagens vor dem Lagerhaus. »He da ... setzt den Wagen in Bewegung!« Sobald sich das Fuhrwerk im Kreis befand,

wiederholte ich den Vorgang, und gleich darauf fuhr es durch die Scheunentür in Washbrook hinaus. Joe war wie erwartet noch nicht wieder da, deshalb holten wir den nächsten Wagen.

Als ich drei weitere Fuhrwerke befördert hatte, stand die Miliz

vor der Scheune. Es waren etwas mehr als zwanzig Männer mit schweren Lederwämsern, mit Speeren und Bogen bewaffnet. Mir fiel auf, dass sie jetzt Helme trugen. Wie mein Vater neben seinen anderen Projekten dafür hatte Zeit finden können, war mir allerdings

schleierhaft. Penny und ich nahmen sie mit nach Albamarl.

»Verteilt euch an der Außenmauer. Am Tor brauche ich mindestens fünf Mann. Gebt mir Bescheid, sobald sich jemand nähert«, erklärte ich ihnen hastig. »Fahrt den nächsten Wagen herein!«, rief ich dem

Kutscher zu, der
draußen wartete.

»James, jetzt könnt Ihr
mitkommen«, fügte ich
hinzu.

»Nein, ich werde
warten. Ihr braucht
mich, um sie in
Bewegung zu halten,
bis hier alles geräumt
ist. Nehmt lieber Lady
Rose mit«, entgegnete

er.

Ich hatte jetzt keine Zeit, mit ihm zu debattieren.

Stattdessen fasste ich Rose am Arm und führte sie neben den Wagen. Sie sträubte sich, aber ich ließ mich nicht beirren. »Ich will nicht weg! Du brauchst hier Hilfe!«, protestierte sie.

Ich ignorierte ihre Einwände, und sobald wir im Kreis waren, brachte ich uns alle nach Washbrook.

Etwas überrascht sah sie sich um, nachdem wir derart schnell den Standort gewechselt hatten. »Sorg dafür, dass die Wagen in Bewegung bleiben, sobald sie durch sind!«,

sagte ich zu ihr.

»Aber ... warte ...«, wollte sie noch einwenden. Ich versetzte ihr einen Stoß und gab ihr einen Klaps aufs Hinterteil. »Oh!«, rief sie. Penny und ich waren verschwunden, ehe sie noch weiter protestieren konnte.

Penny funkelte

mich an. »Mein Herr,
du gehst aber recht
freizügig mit deinen
Händen um.«

»Schreib es meiner
nervlichen Belastung
zu. Ich kann nicht so
klar denken wie sonst«,
behauptete ich.

Wahrscheinlich würde
ich später dafür büßen
müssen.

Während der

nächsten halben
Stunde bewegten wir
die Wagen stetig auf
den Zielort zu. Trotz
meiner Erschöpfung
dachte ich schon fast,
wir könnten es ohne
weitere Zwischenfälle
schaffen. Ein Ruf, der
von der Außenmauer
herüberscholl, zerstörte
diese Träume. »Da
kommen Soldaten!

Viele Soldaten!«

»Verdammt!«, rief ich. Ich wusste nicht, wohin. Wenn ich den Männern des Königs einen handgreiflichen Ratschlag gab, sich nicht weiter zu nähern, konnte ich keine Wagen mehr transportieren. Wenn ich sie aber ignorierte,

überwältigten sie
möglicherweise meine
Leute an der Mauer.
Die Angst und die
Unsicherheit lähmten
mich. Dann legte mir
jemand eine Hand auf
die Schulter.

Es war James.

»Macht weiter,
Mordecai. Es sind nur
noch fünf Wagen da.
Ich Sorge dafür, dass

sie nicht
hereinkommen«,
versicherte er mir. Ich
betrachtete den Mann,
der mir fast zu einem
zweiten Vater
geworden war. Er
wirkte jetzt alt, was mir
seltsam vorkam. Aber
seine Zuversicht half
mir sehr.

»Ich zähle auf
Euch«, erwiderte ich

und nahm mir den nächsten Wagen vor. Dabei versuchte ich, an nichts zu denken; ich konnte es mir nicht erlauben, mich durch was auch immer von meiner Hauptaufgabe ablenken zu lassen.

Jedes Mal, wenn ich zurückkehrte, hörte ich etwas, das meine

Befürchtungen
verstärkte. Die Rufe
und die lauten
Stimmen trugen weit in
der kalten Abendluft.
Der Herzog hatte
zunächst versucht zu
verhandeln, um uns
etwas Zeit zu erkaufen,
aber es schien so, als
wollten sich die
Soldaten des Königs
nicht darauf einlassen.

Ich war erleichtert, als der letzte Wagen seinen Platz im Kreis fand. Noch ein Sprung, und es wäre erledigt. Ich transportierte den Wagen und Penny und kehrte zurück, um die Milizionäre abzuholen.

Inzwischen herrschte bereits das Chaos. Als wir das Lagerhaus verließen,

war der Hof des
Herzogs voller
rennender Männer.
Einige lagen längst am
Boden, und ich fragte
mich, wer da gerade
eben für mich gefallen
sein mochte. Die
Krieger des Königs
hatten es nicht
geschafft, das Tor
gewaltsam zu öffnen,

und kletterten jetzt
über die niedrige
Steinmauer. Das Haus
war nicht gebaut, um
einer Belagerung
standzuhalten, die
Mauer maß kaum
anderthalb
Mannshöhen. In der
Nähe lag einer meiner
Männer am Boden,
vorn ragte ein Pfeil aus
seinem Helm.

James stand mitten
im Hof und brüllte
Befehle. Ohne seine
Hilfe wäre die Schlacht
längst verloren
gewesen. »Rückzug ins
Lagerhaus!«, rief er.
»Beeilt euch!« Die
meisten Milizionäre
rannten bereits in
meine Richtung, einige
kamen humpelnd
hinterher. Schon hatten

die ersten Soldaten die Mauer überwunden und folgten ihnen.

»*Lyet ni'Bierek*«, rief ich und zielte mit dem Stab auf die Mauer hinter ihnen. Licht und Lärm drangen auf mich ein. Ich wiederholte den Vorgang und bearbeitete verschiedene Stellen

der Mauer, um
möglichst viele
Verfolger aufzuhalten.
James drehte sich um
und wollte ebenfalls
zum Lagerhaus laufen,
doch auf einmal
stolperte er und
stürzte. Ein Pfeil hatte
seine Hüfte getroffen.
In mir stieg ein Schrei
empor, der keine Worte
fand. Es war ein

urtümlicher Laut voller Schmerz und Pein. An verschiedenen Stellen des Hofs spannten weitere Bogenschützen ihre Sehnen.

Einer der Männer, die mit mir gekommen waren, drehte sich um und packte den verwundeten Herzog, um ihn mit großer Kraft quer über den

Hof zu schleppen. Die anderen hatten mich inzwischen erreicht und warteten drinnen auf mich, damit wir fliehen konnten. Ich rannte zurück und half dem Mann, James in Sicherheit zu bringen.

Ehe ich ihn erreichte, schlugen weitere Pfeile ein.

Wegen des Helms konnte ich das Gesicht des Mannes nicht erkennen, doch ich wunderte mich über seine Körperkraft. Trotz des Pfeils, der inzwischen in seiner Schulter steckte, zog er den Herzog weiter, als besäße er kein Gewicht. Ich packte James an den Füßen, und dann

rannten wir zur Tür.
Die Pfeile prasselten
auf uns ein, einige
prallten gegen meinen
Schild. Erst mit
Verspätung fiel mir ein,
ihn auch auf James
und seinen
unbekannten Retter
auszudehnen. Ich war
so müde, dass ich
selbst dies kaum noch
schaffte.

Sobald wir drinnen waren, halfen uns mehrere Hände, ihn in den Kreis zu ziehen. Ein Dutzend Soldaten rannten auf uns zu. Sie würden uns erreichen, ehe ich den Kreis aktivieren konnte. »*Pyrren ni'Tragen!*«, schrie ich. Feuer und Tod explodierten im

Hof. Die Männer, die
uns angriffen,
verbrannten auf der
Stelle, und selbst
einige, die weiter
zurück an der Mauer
standen, wurden
umgeworfen. Die
Flammen fanden neue
Nahrung, und der
einsame Baum im Hof
brannte lichterloh. Wie
es schien, griff der

Brand auch auf das
Haus des Herzogs über.

Ich hatte mich von
meiner Wut hinreißen
lassen. Ich lief hinaus
und starrte schockiert
an, was ich getan hatte,
und empfand
Verzweiflung, weil ich
so viele Menschen
getötet hatte. Eine
Hand auf der Schulter
brachte mich zur

Besinnung. »Sohn, wir müssen gehen. Zeit zur Reue haben wir später noch genug.« Das war die Stimme meines Vaters.

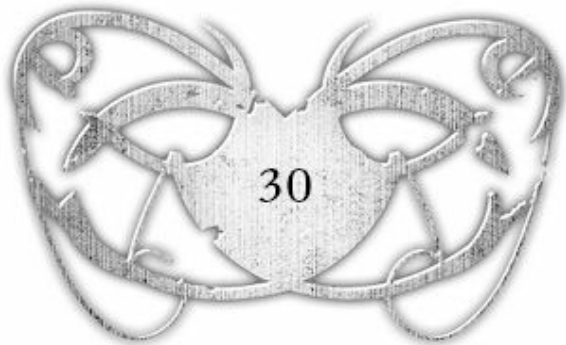
Überrascht blickte ich den Mann an, der den Herzog zusammen mit mir über den Hof geschleppt hatte. Als ich den Bart unter dem

Visier bemerkte,
erkannte ich ihn
endlich. Er zupfte mich
am Arm, und wir
gingen wieder hinein.
Auf einmal aber zuckte
er und stieß einen
seltsamen Schrei aus,
gerade als wir fliehen
wollten.

Entsetzt sah ich,
dass ein zweiter Pfeil
zwischen seinen

Schulterblättern
steckte. Ich hatte den
Schild um ihn fallen
lassen, als ich nach
draußen gegangen
war ... nun verfluchte
ich meine eigene
Dummheit. Ich packte
ihn, bevor er stürzen
konnte, und hielt ihn
mühsam aufrecht,
während wir zum Kreis
taumelten. Dort

kämpfte ich meine
Erschöpfung nieder
und brachte uns alle
zum letzten Mal nach
Washbrook.



Die Wartenden
begrüßten uns mit
Jubelrufen, doch die
Freude währte nicht
lange. James war

schwer verwundet, und
mein Vater ... ich
konnte keinen klaren
Gedanken mehr fassen,
sobald ich an ihn
dachte. Sanft ließ ich
ihn auf den Boden
gleiten und rief den
Leuten in der Nähe zu,
sie sollten uns in Ruhe
lassen. Wegen der
Pfeile im Rücken
musste ich ihn auf die

Seite legen.

Penny stieß einen erschrockenen Schrei aus, als sie erkannte, wen ich da hielt. »Mein Gott! Es ist Royce!«

Fieberhaft dachte ich nach. Ich musste mich konzentrieren, die Sinne auf den sterbenden Körper meines Vaters richten und den Schaden

einschätzen.

Irgendjemand schrie mir etwas ins Ohr, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Mir riss der Geduldsfaden, als meine Konzentration auf diese Weise gestört wurde, und ich schrie: »Penny! Halt die Leute ab, damit ich in Ruhe arbeiten kann!« Rasch

blickte ich in die Runde
und funkelte die Gaffer
an. »Wenn mich noch
einmal jemand stört,
wird er nicht lange
genug leben, um es zu
bereuen«, knirschte ich
mit
zusammengebissenen
Zähnen.

Ich begann wieder
von vorne und brauchte
dieses Mal erheblich

länger, um mein inneres Gleichgewicht zu finden. Es fiel mir schwer, mein Herz zu beruhigen und den Zorn zu unterdrücken, der in mir kochte. Nach einer viel zu langen Minute war ich dann so weit und untersuchte die Verletzungen meines Vaters. Was ich dort fand, war

entsetzlich. Der erste Pfeil steckte im Schulterblatt. Ich ging sofort weiter, denn der zweite Pfeil hatte einen wesentlich größeren Schaden angerichtet.

Dieser Schaft hatte sich zwischen Schulterblatt und Wirbelsäule in den Körper gebohrt, die

Spitze steckte direkt neben dem Herzen. Die linke Lunge war durchbohrt, sogar der Herzmuskel war bereits leicht verletzt. Eine der Adern, die das Herz versorgten, blutete stark. Die Verletzung war für mein inneres Auge entsetzlich. Die Lungen oder das Blutgefäß konnte ich

nicht heilen, solange ich nicht den Pfeil entfernt hatte, und dazu blieben mir höchstens einige Minuten. Er verblutete vor meinen Augen und ertrank an seinem eigenen Blut. Es war ein Wettlauf zwischen zwei Todesarten.

»Sucht Marcus! Er soll sofort

herkommen!«, schrie ich. Vor Panik war ich fast hysterisch. Dann begann mein Vater zu sprechen, leise und gurgelnd, was an dem Blut lag. Ich konnte ihn kaum verstehen.

Ich beugte mich vor und hielt das Ohr dicht über seinen Mund.

»Gibt es noch

Hoffnung?«, keuchte er. Mir liefen die Tränen über die Wangen.

»Vielleicht ... halte durch, Vater. Es ist noch nicht vorbei.«
Meine Stimme brach, mehr konnte ich nicht sagen. Die Verletzung war gewiss tödlich, aber ich konnte sie lindern ... falls ich drei

Dinge gleichzeitig zu tun vermochte. Ich nahm mich zusammen und dachte nach. Bei mir selbst wäre es einfacher gewesen. *Ich muss mich ganz und gar darauf konzentrieren*, sagte ich mir. Zuerst schickte ich mein Bewusstsein in ihn hinein, wie ich es vor einem langen Jahr

auch schon mit dem Pferd getan hatte. Von innen zu arbeiten, war erheblich einfacher.

Ich flüsterte ein paar Worte und schickte meinen Geist hinaus, während ich meinem Vater in die blauen Augen blickte. Einen Moment lang spürte ich, wie sich

unsere Seelen
berührten, aber dann
flogen meine Gedanken
aus ihm heraus und
kehrten unweigerlich
in meinen eigenen
Kopf zurück. Ich war in
meinem Körper
verankert ... die
Bindung. Mein Herz
schrie gequält auf, als
ich erkannte, dass ich
nicht tun konnte, was

notwendig war.

Daraufhin sträubte ich mich innerlich und versuchte, mich von der beschränkenden Bindung zu befreien. Ein heißer Schmerz durchzuckte mich, als ich versuchte, sie mit Gewalt zu zerstören. Penny stolperte und brach neben mir zusammen. So würde

ich uns beide töten.

Dann überkam mich die Verzweiflung, und ich gab es auf. Mein Vater versuchte noch einmal, etwas zu sagen. Ich hielt seinen Kopf hoch und hörte ihm zu, doch auch wenn ich das Ohr ganz dicht vor seinen Mund hielt, konnte ich die Worte

nicht verstehen. Mit einem Finger malte er einen Umriss auf den Boden, was ich ebenfalls nicht begriff. Jetzt sprach er wieder, aber das einzige Wort, das ich verstand, war »Leuchter«.

»Ich verstehe dich nicht ... was willst du mir sagen?« Meine Augen waren voller

Tränen, ich konnte kaum noch etwas erkennen.

Er deutete auf James, der ein paar Schritte entfernt lag, und hauchte noch einmal das Wort »Leuchter«. Es schien ihm ungeheuer wichtig, und ich bemühte mich, ihn zu verstehen.

»James! Was meint er

mit dem Leuchter?«

James musste einen Augenblick überlegen.

»Ich glaube, er meint den neuen Lüster im großen Saal in Lancaster. Den hat er nach der Schlacht für mich angefertigt.«

Damals war alles so chaotisch gewesen, dass ich es kaum

bemerkt hatte. Es war mir gar nicht bewusst gewesen.

Royce nickte nun und zeigte auf meine Augen, dann wieder auf James. Eine Träne rollte ihm über die Wange, als er mich ansah. »Ich glaube, du sollst den Leuchter anschauen, Mort«, sagte Penny leise neben

mir.

Ich nickte. »Wo ist Marcus?«, fragte ich sie. Meine einzige Hoffnung war nun, dass seine Göttin tun konnte, was mir nicht gelang. Die Zeit wurde knapp.

Dorian war gerade hereingekommen und beantwortete meine Frage. »Er ist in

Lancaster, Mordecai. Er ist gestern aufgebrochen, weil dort ein Kind schwer erkrankt ist.«

Eine schwarze Woge überflutete mich, doch ich schob sie zurück. Verzweiflung half uns jetzt nicht weiter. Noch einmal untersuchte ich die Wunden. Nun

musste ich eben von außen tun, was ich konnte. Ich zog am Schaft des Pfeils und versiegelte die verletzte Lunge, während sich die Spitze löste. Mein Vater zuckte vor Schmerzen, und die Spitze bohrte sich noch tiefer in sein Herz. So tötete ich ihn mit Gewissheit. Der

Herzschlag
beschleunigte sich nun
auch, weil sich der
Muskel bemühte, das
wenige verbliebene
Blut möglichst schnell
durch den Körper zu
pumpen.

Es zerriss mir das
Herz, als ich ihn so
leiden sah. Daher tat
ich das Einzige, was ich
noch tun konnte ... ich

linderte seine
Schmerzen und
unterdrückte die
Signale seiner
Nervenbahnen. Es
waren so viele, dass ich
nicht einmal sicher
sein konnte, ob es
wirklich half. Aber
schließlich entspannte
er sich ein wenig. Das
Herz schlug wieder

langsamer, und der Oberkörper wurde ruhiger.

»Royce?« Meine Mutter stand hinter mir. Ich drehte mich um. Ihre Miene wirkte zwar ruhig, aber in den Augen sah ich die Angst und die Furcht, den Menschen zu verlieren, der ihr am wichtigsten war. Dieser Blick quälte

meine Seele, denn ich wusste, dass ich nichts tun konnte, um es zu verhindern.

Sie setzte sich mir gegenüber auf den Boden und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich, wie es schon tausendmal geschehen war, und übermittelten Gefühle,

die mir verborgen
blieben.

»Es ist gut, Liebster,
alles wird gut« sagte sie
zu ihm. Er wollte noch
antworten, doch seine
Stimme versagte.

»Mordecai wird sich
um uns kümmern,
keine Sorge. Ich weiß,
dass du mich liebst.
Entspanne dich, du

musst dich jetzt
ausruhen.«

Ihre Worte
berührten mich, worauf
ich weinte wie ein
Kind, hemmungslos
und unkontrolliert. Es
war der Kummer eines
Mannes, der weiß, dass
er nie mehr nach
Hause zurückkehren
kann. Mein Leben
veränderte sich, und

die Sicherheit und Geborgenheit, die mir mein Vater geschenkt hatte, würde mir nun bald genommen sein. Inmitten einer Menge von Freunden und geliebten Menschen fühlte ich mich so einsam wie noch nie zuvor.

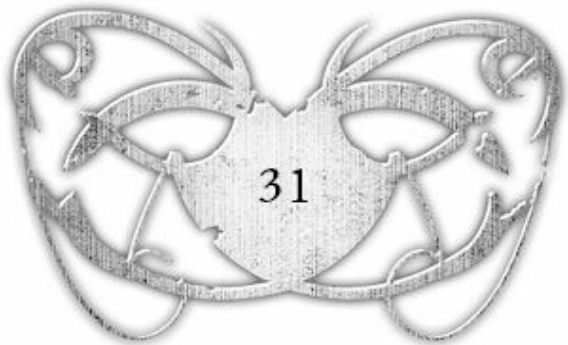
Mein Vater brauchte viel Zeit, um zu

sterben. Er war viel stärker gewesen, als ich es mir je ausgemalt hatte, und sein Körper rang noch um Atem, als er schon lange das Bewusstsein verloren hatte. Die Schmerzen, ihn dabei zu beobachten, waren einfach zu groß. Am Ende hielt ich sanft

sein Herz an, um ihn zu
erlösen. Dann saß ich
nur da und starrte
betäubt und müde ins
Leere.

Nach einer Weile
führte mich Penny in
unsere Gemächer.
Unterwegs sprachen
mich Menschen an und
drückten ihr Mitgefühl
über meinen Verlust
aus, doch ich hörte

kaum hin. Endlich fiel ich ins Bett und sank in einen tiefen Schlaf, der von Trauer und unausgesprochenen Worten erfüllt war.



Die Woche, die darauf folgte, war grau und öde. Marc kehrte am nächsten Morgen zurück und heilte dank

der Hilfe der Göttin die Verletzten, die noch lebten, darunter auch seinen eigenen Vater. Ich ging ihm mehrere Tage aus dem Weg, weil mein Kummer zu groß war und ich ihm irgendwie die Schuld daran gab, dass er nicht da gewesen war, als mein Vater ihn gebraucht hätte. Das

verstärkte nur noch
meinen Zorn auf die
Götter.

Auf der Beerdigung
sprach ich über meine
Erinnerungen,
erinnerte mich danach
aber nicht mehr an das,
was ich gesagt hatte. Es
war, als hätte die Leere
in meinem Herzen alle
Gedanken getilgt. Dann
machte ich mich

fieberhaft an die
Herstellung weiterer
Eisenbomben und trieb
mich bis zur
Erschöpfung an, um die
Dämonen zu
verscheuchen, die mich
heimsuchten.

Royce' Idee half mir
jetzt sehr. Indem ich
den haltenden Spruch
mit einem

Schutzspruch
kombinierte, um die
Hitze einzufangen,
konnte ich mehrere
Stücke Eisen mit
erheblich geringerem
eigenem Aufwand
aufladen. Ich
entwickelte eine
gewisse Routine, und
bald war die Zeit, die
ich brauchte, um die
Verzauberung

einzurichten und die Verbindung herzustellen, meine einzige Grenze.

Normalerweise konnte ich fünfzehn Stück oder mehr in einer Stunde herrichten.

Eine Woche nach der Beerdigung kam Angus zu mir. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Damm. Ich

dagegen hatte vor allem Schwierigkeiten, mit anderen Menschen zu sprechen, aber unsere Probleme warteten natürlich nicht ab, bis mein Kummer verflogen war. »Ich muss mich mit Euch über das Fundament unterhalten«, begann er.

Da ich gerade dabei war, neue Eisenbomben zu laden, störte Angus mich sehr. »Wenn Ihr mehr Männer oder Material benötigt, wendet Euch an Joe. Er besorgt Euch, was wir brauchen«, fertigte ich ihn unwirsch ab. Seit unserer unglücklichen Flucht aus Albamarl

waren unsere Reihen
noch einmal um
zweihundert Menschen
angewachsen. Jetzt
hatten wir genügend
Arbeitskräfte für den
Dammbau und die
Errichtung neuer
provisorischer
Unterkünfte für den
Winter. Es sah auch
nicht so aus, als sollten

die Vorräte zu einem Problem werden; wir hatten aus dem Lagerhaus des Königs weitaus mehr geholt, als wir brauchten, und sogar viel mehr, als er uns gestohlen hatte.

Angus seufzte. »Es geht nicht um die Zahl der Arbeitskräfte, sondern um ein grundlegendes Problem

mit dem Fundament. Wir können den Bau nicht so fortführen, wie Ihr es wollt. Das Fundament ist unzureichend. Es wird nicht bis zum Frühling halten, wenn wir allein auf dem aufbauen, was dort ist.«

Ich war gereizt. Seit seiner Ankunft hatte ich von Angus immer

wieder Bemerkungen
über alles Mögliche
gehört, was wir nicht
tun konnten. Ihn trieb
der gleiche
Perfektionismus, der
aus meinem Vater
einen so geschickten
Schmied gemacht
hatte. Royce war jedoch
bereit gewesen, sich zu
überlegen, was

vielleicht doch möglich war, während Angus vor allem das wahrnahm, was unmöglich blieb.

Natürlich hatte ich ihn seit meiner Rückkehr nicht mehr persönlich unterstützt. Wenn er allein das Material betrachtete, das ihm zur Verfügung stand, hatte er vielleicht sogar

einen guten Grund,
daran zu zweifeln, dass
der Damm jemals
vollendet wurde. Aus
seiner Sicht war sein
Versagen meine
Schuld. *Wie alles
andere auch*, dachte
ich.

»Ich komme runter
und seh es mir an,
dann können wir
darüber reden«,

antwortete ich ihm. Es war im Grunde egal, ob ich heute oder an einem anderen Tag damit begann, meine neuen Ideen für den Damm auszuprobieren. Vielleicht konnte ich den mürrischen Mann sogar aufheitern, auch wenn ich im Grunde nicht daran glaubte.

Einige Stunden

später standen wir vor dem Damm, mit dessen Bau mein Vater begonnen hatte.

Inzwischen war er von mehr als dreifacher Mannshöhe. An der Basis lagen große, zweimal zwei Schritt messende Steinblöcke. Darüber folgte eine Schicht kleinerer

Steine, die jeweils nur einen halben Schritt maßen. In der Mitte blieb knapp unter der Krone ein Kanal frei, durch den das Wasser ablaufen konnte, damit es nicht übermäßig stieg und den Bau zum Einsturz brachte. Dahinter stand das Wasser schon recht

hoch und füllte den schmalen Zugang zum Schäferwinkel von einer Seite bis zur anderen.

»Ich kann nicht höher bauen«, klagte Angus. »Das Fundament ist nicht breit genug, um das Bauwerk zu stützen. Wenn das Wasser weiter steigt, sickert es

durch und unterspült
das Fundament.«

Ich konnte ihm
nicht ganz folgen.

»Warum?«

Wieder seufzte
Angus. »Es liegt am
Druck. Je höher das
Wasser steigt, desto
stärker wird auch der
Druck, vor allem unten
am Grund. Und der
Mörtel, den Euer Vater

benutzt hat, ist für den Bau unter Wasser nicht geeignet. Er laugt jetzt schon aus.«

Der Gedanke, mein Vater könnte einen Fehler gemacht haben, störte mich zwar sehr, aber ich beherrschte mich. »Was ist, wenn das Wasser gefroren ist?«, fragte ich ihn.

»Was meint Ihr damit?«

»Ich könnte das Wasser hinter dem Damm gefrieren lassen«, erklärte ich.

»Es wird sich ausdehnen und die Steine sprengen. Sobald es schmilzt, bricht alles zusammen.« Er sprach, als redete er mit einem Kind.

»Es wird aber nicht
schmelzen«,
versicherte ich ihm.

»Dort strömt
ständig frisches Wasser
nach. Es wird dann
trotzdem zerstören,
was wir aufgebaut
haben.«

»Dann lasse ich
dieses Wasser ebenfalls
gefrieren. Stellt es Euch

so vor – ich verwandle
das, was sich hinter der
Staumauer befindet, in
einen Gletscher. Wenn
das Wasser steigt,
gefriere ich es
ebenfalls. Dann müsst
Ihr nur noch eine
Rückhaltemauer
bauen, die gerade eben
ausreicht, das neue
Wasser festzuhalten,
bis ich dies ebenfalls

gefrieren kann.«

»Ich würde sagen, das ist ... verrückt. Ihr könnt nicht ewig das Wasser gefrieren, und sobald es schmilzt, bricht alles zusammen.« Angus fuchtelte beim Sprechen erregt mit den Armen herum.

Jetzt riss mir der Geduldsfaden. »Das

Bauwerk muss doch nicht ewig halten! Ich brauche es nur lange genug, um im Frühling eine verdammte Armee auszuschalten. Versteht Ihr das denn nicht, Angus? Alles andere ist mir egal. Ich will so viele verdammte Leute umbringen wie möglich.«

Sein Gesicht war
zunehmend erbleicht,
während ich
gesprochen hatte.

»Wenn dieses Ding
bricht, während
Männer da oben
stehen, werden Leute
umkommen, ehe die
Armee überhaupt hier
angekommen ist.«

»Dann werde ich
eben etwas früher zum

Mörder«, fauchte ich.
»Passt auf.« Ich ging
zur Mauer und wählte
den größten Stein des
Fundaments aus, der in
der Mitte das alte
Flussbett blockierte.
Dort setzte ich die
Sprüche ein, die ich Tag
für Tag auf die
Eisenbomben
angewendet hatte, um

eine Verzauberung zu erschaffen und Energie im Stein zu speichern. Inzwischen hatte ich mich so an den Ablauf gewöhnt, dass es trotz der Größe des Steins nur ein paar Minuten dauerte. Anschließend veränderte ich die Schutzsprüche, mit denen ich die Wärme speicherte, damit sie

die Wärme aus dem Wasser auf der anderen Seite des Steins bezogen. Noch eine leichte Veränderung, damit es schneller ging – und ich setzte die Magie in Gang.

Zuerst geschah gar nichts. Deshalb führte ich Angus auf den Damm, damit wir das Wasser hinter der

Mauer beobachten konnten. Zwar war es schwer zu erkennen, doch ganz unten entstand tatsächlich Eis. »Beginnt jetzt, vor dieser hier eine zweite Mauer zu bauen. Sie muss nicht einmal sehr stark sein, nur gerade fest genug, um das Wasser aufzufangen,

das durchsickert. Nicht mehr als einen Fuß dick. Errichtet sie auf dem trockenen Gelände und verwendet dazu das Fundament, das unter dem Damm herausragt.«

»Die wird nicht sehr stark werden und darum auch nicht viel halten.« Er rieb sich das Kinn.

»Soll sie auch nicht.
Errichtet sie aber
möglichst schnell. Sie
sollte binnen einer
Woche so hoch sein
wie der Damm selbst.
Danach muss sie mit
dem steigenden Wasser
Schritt halten. Ich
gefriere das Wasser da
draußen, um zu
verhindern, dass die
zweite Mauer einem

allzu großen Druck
ausgesetzt wird«,
erklärte ich ihm.

Am Ende willigte er
ein – nicht, dass ich
ihm wirklich die Wahl
gelassen hätte. Den
Rest des Tages
verbrachte ich damit,
die Steine im
Fundament zu
verzaubern, da ich

annahm, sie seien die beste Stelle, um zu beginnen. Außerdem waren sie mit Abstand die größten Steine, was bedeutete, dass sie eine Menge Energie aufnehmen konnten, ehe sie explodierten. Da keine Bomben aus ihnen werden sollten, richtete ich eine Schwelle ein, um die

Wärmeaufnahme zu unterbrechen, bevor die Steine an ihre Grenzen stießen. Wenn sie mir jetzt in die Luft flogen, konnten wir das Projekt vor dem Frühling auf keinen Fall mehr vollenden.

Die Woche verging langsam, während ich mich bemühte, das Wasser hinter dem

Damm gefrieren zu lassen. Um die Hin- und Rückreise zu beschleunigen, erschuf ich am Damm einen Teleportkreis und dann auch noch einen zweiten, dazu passenden in Cameron. An einem Nachmittag besuchte ich außerdem Lancaster, um das

Gleiche in den
Gemächern des
Herzogs zu tun. Ich
hatte Schuldgefühle
und dachte lieber nicht
weiter darüber nach,
dass Marc vielleicht
doch noch rechtzeitig
zurückgekehrt wäre,
um meinen Vater zu
retten, wenn mir dies
eher in den Sinn
gekommen wäre.

Jeden Morgen
besuchte ich die
Baustelle. Sobald die
größten Steine im
Damm verzaubert
waren, bildete sich auf
einer Strecke von mehr
als fünfzehn Schritten
hinter der Staumauer
Eis. Rasch überspülte
das Wasser die
Oberfläche und breitete
sich in der Mitte aus,

wo es eine Rinne in das Eis schnitt und die neue Rückhaltemauer zu zerstören drohte.

Um dies zu verhindern, musste ich mich ein wenig ins Zeug legen.

Ein Stück höher in dem kleinen Tal entdeckte ich einen mächtigen Findling, der von dem ansteigenden Wasser

schon fast verdeckt war. Er war von ungleichmäßiger Form und offenbar ans Licht gekommen, als der Fluss vor langer Zeit das weichere Gestein ringsherum abgetragen hatte.

Das Gewicht war schwer zu schätzen, aber es mussten sicherlich mehrere

Hundert Tonnen sein.
Ich arbeitete vorsichtig,
zauberte und sah zu,
wie ringsherum das Eis
wuchs. Während der
Arbeit an dem
gefrierenden Fluss
hatte ich in den letzten
Tagen schon darüber
nachgedacht, wie wir
den Damm im Frühling
zerstören würden. Von
der aufgespeicherten

Energie in den Steinen
ging eine Gefahr aus,
aber dies hatte auch
einen willkommenen
Nebeneffekt. Ich
schloss in die
Verzauberung
mehrerer
Fundamentsteine und
des großen Findlings
auch eine Glasperle
ein, denn ich war

ziemlich sicher, dass deren Zerstörung eine Kettenreaktion auslösen werde.

Der Winter verging langsam und unter zunehmenden ängstlichen Vorahnungen. In der Nähe von Arundel errichtete ich an der Straße einen weiteren Teleportkreis, um das

Ende des Tals leichter
überwachen zu können.
Außerdem setzte ich
regelmäßig Patrouillen
am westlichen Ende
des Tals ein. Unser
Plan war von
vornherein zum
Scheitern verurteilt,
wenn der Feind zu früh
kam und uns
unvorbereitet antraf.

Zu Mittwinter hatte

ich mehr als
zweitausend
Eisenbomben
produziert. Jede besaß
einen eigenen Auslöser
aus Glas. Marc hatte
einen genialen Einfall
und schlug vor, einen
großen Holztisch zu
bauen, auf dem wir das
Tal nachbildeten. Es
dauerte mehrere

Wochen, doch als es fertig war, bohrten wir kleine Mulden hinein, um die Stellen zu markieren, an denen wir die Bomben verstecken wollten. Wenn wir ein Stück Eisen über die Straße ans Ziel brachten, legten wir den Glasstein, der sie aktivieren sollte, an der

entsprechenden Stelle
auf den Tisch.

Da sich die Methode
des Dammbaus
geändert hatte, waren
viele Arbeitskräfte frei
geworden. Die kleine
Rückhaltemauer war
wesentlich leichter zu
errichten. Auch die
provisorischen
Unterkünfte waren fast
fertig. Deshalb

beauftragte ich die
freien Arbeiter, einen
tiefen Graben
anzulegen. Gleichzeitig
entstand beim
Ausheben der Erde eine
hohe Böschung, auf die
wir eine dünne
Holzpalisade setzten.
Im Grunde war dies
eine höchst
unzulängliche

Verteidigungsanlage,
aber wir hatten keine
Zeit, etwas Besseres zu
bauen. Wenn alles gut
verlief, mussten wir
uns ohnehin nicht
gegen viele Angreifer
zur Wehr setzen.
Hinter dem Wall legten
wir Gruben an, in
denen wir große
Steinblöcke verbargen.
Zwar war mir das Eisen

ausgegangen, doch hatte ich für den Notfall noch einen Plan, der auf diesen Steinen beruhte.

Während der ganzen Zeit stand ich unter genauer Beobachtung durch Penny und meine Mutter. Wann immer ich meinen Aufgaben nachging, spürte ich ihre Blicke.

Besonders Penny wich mir praktisch nicht mehr von der Seite. Ich erkannte die Sorge in ihrem Blick. Die Veränderungen, die sie sah, gefielen ihr nicht. »Wann hast du das letzte Mal gelächelt, Mort?«, fragte sie mich eines Tages im Spätwinter.

Ich dachte ernsthaft
über ihre Frage nach.
»Hm, wahrscheinlich
an dem Tag, als mein
Vater starb. Warum
fragst du?«

»Du bist so still. Du
lachst und redest gar
nicht mehr ... es sei
denn, du gibst
Anweisungen. Wie es
scheint, bist du von
dem bevorstehenden

Krieg völlig besessen«, antwortete sie mit gerunzelter Stirn.

»Besessenheit ist auch ganz angemessen, wenn man sich auf einen Krieg vorbereitet. Ich habe keine Zeit, Tanzveranstaltungen und Feste zu organisieren«, erwiderte ich

sarkastisch.

»Das meine ich nicht. Du wirkst so unglücklich, als hätte sich die ganze Welt verdunkelt. Ein Schatten liegt auf deinem Herzen, und das stimmt mich traurig«, erklärte sie leise.

»Worüber sollte ich denn glücklich sein?

Ich habe meinen eigenen Vater getötet, Penelope, und bald werde ich eine Menge weiterer Menschen töten, dich vielleicht eingeschlossen. Was daran sollte mir Freude bereiten?«, fragte ich zähneknirschend.

Penny zuckte zusammen, ließ aber nicht locker. »Du hast

Royce nicht getötet,
Mort. Hör doch bitte
auf, dir selbst die
Schuld daran zu
geben.« Dabei legte sie
mir die Hände auf die
Schultern und
versuchte, meine
angespannten Muskeln
zu lockern.

Ich entzog mich ihr.
»Und ob. Ich habe sie

nach Albamarl
mitgenommen, die
Wächter des Königs
getötet und den
verdammten Kampf
angezettelt. Mein Stolz
befahl mir
zurückzuholen, was der
König gestohlen hatte,
und mein Stolz verbot
mir, irgendetwas
zurückzulassen. Meine
eigene Überheblichkeit

und meine
Selbstherrlichkeit
veranlassten mich, den
Schild von Royce zu
nehmen, und ich
wusste nicht einmal,
dass es mein eigener
Vater war. Mein Zorn
drängte mich,
zurückzugehen und die
Männer des Königs zu
töten, und meine
Schwäche war es, die

ihn zwang, mich
zurückzuholen ...«

Sie wollte mich
unterbrechen. »Mort,
hör zu, das ist ...«

»Nein! Du hörst
jetzt einmal mir zu!«,
rief ich. »Er ging nach
draußen, um mich aus
meiner Lähmung zu
reißen. Deshalb wurde
er angeschossen. Und

nachdem wir
zurückgekehrt waren,
konnte ich nichts mehr
für ihn tun ... allein
wegen dieser
verfluchten Bindung!
Ich hätte ihn vielleicht
retten können, aber da
war die Entscheidung
bereits gefallen. Am
Ende konnte ich ihm
nur noch helfen zu
sterben.« Ich rückte ein

wenig von ihr ab. »Was daran ist denn nicht meine Schuld gewesen?«, sagte ich kalt.

»Gar nichts war deine Schuld, verdammt!«, rief sie mir hinterher. »Hör auf, dich damit selbst zu belasten! Wir haben immer noch ein paar Monate vor uns.

Warum willst du sie
verderben und dir
Dinge vorwerfen, die
du nicht kontrollieren
konntest? Warum
verschwendest du
deine Zeit, indem du an
nichts anderes als
Todesfälle denkst, die
wir nicht verhindern
konnten? «

Ich drehte mich

abrupt um und starrte
sie böse an.

»Verhindern? Ich
versuche nicht mehr,
Todesfälle zu
verhindern, Penelope.
O nein! Das Schicksal
hat mich auserkoren,
ein Mörder zu
sein ... aber das ist mir
recht. In diesem
Frühling werde ich
mehr Menschen töten,

als es je ein anderer Mensch vor mir fertiggebracht hat, und zwar in der ganzen Geschichte«, sagte ich grimmig.

»Deshalb tust du das doch nicht«, wandte sie ein.

»Aber es geschieht jetzt! Ich plane, jeden einzelnen verdammten Soldaten umzubringen,

der dieses verdammte
Tal betritt! Und wenn
ich damit fertig bin,
sorge ich dafür, dass es
alle armen Hunde
erwischt, die das Glück
hatten zu überleben.
Vorausgesetzt
natürlich, ich werde
selbst so lange leben«,
schloss ich. Dann ließ
ich sie mit ihrem

schockierten Gesicht
stehen. Hinter mir
hörte ich ihr Weinen.
*Noch eine Schuld, die
ich mir aufgeladen
habe*, dachte ich bei
mir. Umkehren konnte
ich nicht mehr.

Im Burghof begegnete
mir Cyhan. Nach der
Auseinandersetzung

mit Penny war ich nicht gerade in der Stimmung zum Schwatzen, was in Bezug auf ihn normalerweise auch kein Problem war. Irgendetwas an seiner Haltung verriet mir jedoch, dass er mir heute etwas zu sagen hatte. Ich blieb ein paar Schritte entfernt stehen

und wartete.

»Wir müssen über einiges reden«, begann er.

»Dachte ich mir schon«, erwiderte ich knapp.

»Du hast in der Hauptstadt die Lagerhäuser des Königs überfallen«, sagte er, als reichte das aus, um mir seine Ansicht

darzulegen.

»Ich habe mein Eigentum zurückgeholt. Ich bin sicher, dass mir der König mitteilen wird, was er davon hält, sobald er darüber hinweg ist«, antwortete ich abweisend. »Ist das ein Problem?«

»Möglicherweise.«

Er hielt inne und dachte über seine nächsten Worte nach. So diplomatisch hatte ich ihn noch nie erlebt. »Meine Befehle beziehen sich nicht ausdrücklich auf Raubzüge. Ich bin hier, um dafür zu sorgen, dass die Bindung zwischen dir und Penny bestehen bleibt.

Allerdings bin ich auch ein Diener des Königs.«

Im Geiste überprüfte ich meinen Schild. Manchmal nahmen die Dinge blitzschnell eine unschöne Wendung.

»Du bist also in einem Interessenkonflikt.

Was gedenkst du zu unternehmen?« Ich starrte ihn

entschlossen an.

Der ältere Krieger tat, was ich am wenigsten erwartet hatte. »Du bist sehr gereift, seit wir uns kennengelernt haben«, sagte er.

Das Lob trug wenig dazu bei, meine Stimmung zu heben. Ich wollte die

Unterhaltung so
schnell wie möglich
beenden. »Ich mache
es dir leicht. Du kannst
zum König
zurückkehren, wenn du
willst, oder du kannst
versuchen, in seinem
Namen Gerechtigkeit
zu üben. Wenn du
gehen willst, halte ich
dich nicht auf, und falls
du das Zweite

versuchst, klebt noch
mehr Blut an meinen
Händen. Mir wäre es
lieber, du würdest mir
in diesem Krieg helfen.
Ich weiß nicht, ob wir
auf deine
Unterstützung
verzichten können.«
Ich sprach ruhig, doch
der Puls pochte mir in
den Schläfen. Es fehlte
nicht viel, und ich wäre

vor Wut explodiert.

Vermutlich spürte Cyhan die Mordlust, die in mir kochte, aber er ließ sich nichts anmerken. »Meine Gedanken haben sich in eine ähnliche Richtung bewegt. Hätte ich beschlossen, gegen dich vorzugehen, so würden wir jetzt nicht

diese Unterhaltung führen.« Er stellte es einfach als Tatsache dar, als wäre es etwas völlig Alltägliches, über einen kaltblütigen Mord zu sprechen.

»Dann willst du also bleiben und helfen. Ausgezeichnet. Und was war nun der Sinn dieser Unterhaltung?« Ich wollte an ihm

vorbei, doch er legte mir eine Hand auf die Schulter. Ich sah sie an und erwiderte dann seinen Blick.

»Ich wollte nur sicher sein, dass wir auch wirklich wissen, wo wir stehen«, erklärte er. »Ich glaube, du hast in diesem Krieg tatsächlich die Möglichkeit zu siegen,

sonst hätte ich dir
längst den Kopf
abgeschlagen. Wenn du
verlierst, spielt die
Strafe des Königs keine
Rolle mehr. Wenn du
aber siegst, dann wird
er immer noch
Gelegenheit haben,
über dein Schicksal zu
entscheiden. In diesem
Fall werde ich mich

seiner Entscheidung beugen.« Er nahm die Hand weg.

Ich starrte ihn noch einen Augenblick an.

»Ich glaube, dann haben wir uns ganz und gar verstanden.« Damit ließ ich ihn stehen. Ich spürte seinen Blick im Rücken, bis ich den Hof verlassen hatte.

Am nächsten Tag
suchte mich meine
Mutter auf. Miriam war
immer eine stille Frau
gewesen, solange sie
sich nicht mit meinem
Vater gestritten hatte,
was aber nicht sehr oft
vorgekommen war. Sie
fand mich an diesem
Tag in Royce' Schmiede
bei der Arbeit. Ich
versuchte, unsere

Eisenreste einzuschmelzen, um noch einige Bomben zu gießen.

»Ich habe heute Morgen mit Penny gesprochen«, begann sie.

Innerlich zuckte ich zusammen, weil mir klar war, wohin dies führen werde. »Hat sie

dich geschickt, damit
du mir Vernunft
beibringst?«, fragte ich.

»Nein, aber sie hat
mir erzählt, wie du dich
in Bezug auf den Tod
deines Vaters fühlst«,
erwiderte sie.

»Du denkst doch
hoffentlich nicht, dass
ich in dieser Hinsicht
falschliege?«

»Doch, das denke

ich. Dein Vater hat sich selbst entschieden. Das Einzige, was er jetzt noch ändern würde, wäre das, was du dazu empfindest«, antwortete sie.

Ich schnitt eine Grimasse. »Ich kann doch meine Gefühle nicht ändern.«

»Glaubst du tatsächlich, dein Vater

hätte gewollt, dass du dich so fühlst?«, fragte sie.

»Wenn er hier wäre, würde ich ihn fragen, aber das ist er nicht«, sagte ich. Wut und Trauer führten einen Krieg in mir, doch ich hielt alles zurück. Miriam war der einzige Mensch, den ich nicht

anfahren konnte.

Sie kam zu mir,
legte eine Hand auf die
meine und zwang mich,
mit der Arbeit
aufzuhören. »Sieh
mich bitte an,
Mordecai.«

Ich tat es. Ihre
Wangen waren feucht.
Ich wollte etwas sagen,
aber sie legte mir einen
Finger auf die Lippen.

»Weißt du, warum ich weine?«

»Um Vater?«

»Nein. Er hatte ein schönes Leben. Ich weine, weil mein Sohn nach dem Tod seines Vaters nichts lieber will, als ebenfalls tot zu sein. Ich weine, weil du dein Lächeln und die Freude verloren zu haben scheinst, die du

mir früher immer
geschenkt hast.« Eine
Träne zog eine einsame
Bahn über ihre Wange.

Ich starrte sie lange
an, und dann zerbrach
etwas in mir. Sie hielt
mich fest, als meine
eigenen Tränen
hervorströmten. Eine
Ewigkeit verging,
während sie mich hielt

und ich wie ein kleines Kind weinte. Tiefes Schluchzen ließ meinen Brustkorb beben. Falls uns jemand dort stehen sah, dann war er so freundlich vorbeizugehen, ohne uns zu stören.

Endlich kam der
Frühling, die Tage
wurden wärmer.
Allmählich schmolz der
Schnee in den Bergen,

und der Glenmae
schwoll an. Ich musste
noch mehr Steine
hinzufügen, damit der
Damm nicht überspült
wurde. Unterdessen
hoffte ich, die Feinde
kämen eher früh, denn
wenn sie sich zu viel
Zeit ließen, riss der
Fluss die
Rückhaltemauer
möglicherweise ein,

und der künstliche
Gletscher, den ich
geschaffen hatte,
konnte sich auflösen.

Meine Stimmung
hatte sich inzwischen
aufgehellt, was
Penelope sehr
beruhigte. Allerdings
musste ich mich auch
ausgiebig
entschuldigen. Das war
die Sache jedoch wert,

zumal die Versöhnung
dazu beitrug, meine
Stimmung noch weiter
zu verbessern.

Trotzdem, ein dunkles
Samenkorn von Zorn
und Kummer blieb
zurück. Ich versteckte
es jedoch tief in mir an
einem dunklen Ort, wo
ich es auch selbst kaum
noch bemerkte.

Bewusst konzentrierte ich mich lieber auf angenehmere Dinge, von denen es freilich nicht sehr viele gab.

Zwei Wochen nach Frühlingsanfang kehrten die Reiter mit der Meldung zurück, man habe Späher gesichtet. Dabei handelte es sich vor allem um leichte

Kavallerie, die jeweils in Zweiergruppen das Tal und die Straße erkundete. Wir ließen sie in Ruhe. Ich hatte nicht die Absicht, sie zu stören, solange sie dem Bauplatz des Damms nicht zu nahe kamen. Glücklicherweise ließen sie sich aber nie dort blicken, sondern kehrten um, sobald sie

zehn Meilen in das Tal vorgestoßen waren.

Am Ende des Tals, durch das sie eindringen, war der Fluss schmal, denn wir ließen vom Damm aus nur ein kleines Rinnsal durch. Ich machte mir Sorgen, sie könnten wegen des niedrigen Wasserstandes

misstrauisch werden.
Da sie nicht aus
unserem Tal stammten,
bestand jedoch auch
die Möglichkeit, dass
sie gar nicht wussten,
wie mächtig der Strom
im Frühjahr sonst
wurde.

An dem Abend,
nachdem wir die
Späher bemerkt hatten,
sprach ich mit Dorian.

»Sind die Männer bereit?«, fragte ich. Das war eine dumme Frage. Wir hatten längst alles nur Menschenmögliche getan. Trotzdem, ich konnte nicht anders.

»So gut, wie ich es nur zu bewerkstelligen vermochte«, antwortete er. Dank der Rekruten, die aus Albamarl und Arundel

zu uns gestoßen waren,
verfügten wir nun über
mehr als sechshundert
kampffähige Männer.
Es wäre schwierig
gewesen, sie alle aus
den eigenen
Lagerbeständen zu
bewaffnen, aber einige
Kisten, die wir in der
Hauptstadt gestohlen
hatten, waren mit

Waffen und leichten Rüstungen gefüllt. Ich war sicher, dass der König sie inzwischen vermisste und Schwierigkeiten bekam, seine eigenen Leute auszurüsten.

»Sechshundert«, überlegte ich laut. Gegenüber einer Armee, die durchaus zehntausend oder

zwanzigtausend Krieger umfassen konnte, war das eine erbärmlich kleine Zahl. »Wir sollten die Frauen und Kinder nach Lancaster bringen«, fuhr ich fort.

Dorian nickte. All dies hatten wir längst besprochen. Alle, die nicht kämpfen würden, sollten dorthin umziehen, wo sie so

weit wie möglich vom
Kampfgeschehen
entfernt abwarten
konnten. Wenn es ganz
schlimm verlief, sollte
sich auch das
Hauptkontingent der
Krieger dorthin
zurückziehen. Ich hatte
einen größeren Kreis
konstruiert, mit dessen
Hilfe ich zwanzig

Menschen auf einmal
nach Lancaster
verlegen konnte. Wenn
sie so freundlich waren,
eng
zusammenzurücken,
konnten es sogar noch
mehr sein.

In Lancaster hatte
ich einen zweiten
Fluchtweg vorbereitet,
den ich freilich nur in
dem Fall nutzen

konnte, wenn ich lange genug lebte. Von dort aus würden die Menschen zu einem Ort gelangen, der fünfzehn Meilen entfernt in Richtung der Hauptstadt lag. Falls ich aber tot war, konnte auch Marc sie befördern, denn es hatte sich gezeigt, dass er in der Lage war, die

Kreise mithilfe seiner
Göttin selbst zu
aktivieren. Ich hoffte,
die Distanz gäbe den
Einwohnern einen
ausreichenden
Vorsprung vor den
Eindringlingen.
Wahrscheinlich würde
ich aber nicht mehr da
sein, um es selbst
beobachten zu können.

Dann suchte ich Penny auf. Ich musste ihr noch etwas Wichtiges sagen, ehe alles aus den Fugen geriet. Ich fand sie im Hof, wo sie gerade mit Cyhan übte. »Wir müssen reden«, sagte ich nur.

»Kann das nicht warten? Ich bin hier fast fertig«, antwortete

sie.

»Nein, ich glaube nicht«, erwiderte ich düster.

Sie bemerkte meinen Blick. Nun sollte also die Unterhaltung beginnen, die ich seit Monaten vor mir herschob. Ich fürchtete die Konsequenzen,

wenn sie meine wahren Gedanken erkannte.

»Na gut. Gleich hier ... oder sollen wir uns zurückziehen?«

»Unter vier Augen.«

Wir gingen auf den Wall, der ganz in der Nähe war. Von dort oben hatte man einen atemberaubenden Ausblick. Vor uns erstreckte sich ein Teil

des Waldlandes, das von der Burg Cameron bis zu der Straße im Tal reichte. Ein kühler Wind zauste die Baumwipfel. »Also? Worum geht es?«, fragte sie.

»Hast du in der letzten Zeit in dir selbst irgendwelche Veränderungen bemerkt?«, fragte ich,

weil ich dachte, sie könnte es leichter hinnehmen, wenn ich mich zuerst nach ihren eigenen Eindrücken erkundigte.

»Nein ... warum?

Cyhan meint, ich werde besser, aber das war ja zu erwarten.«

»Ich

meinte ... andere

Dinge.« Ich blickte nach unten auf ihren Bauch. Leider war ihr Bauch infolge der Übungen und der Bewegung ungewöhnlich flach und hart. Zum ersten Mal im Leben wünschte ich mir, sie wäre etwas korpulenter.

»Was willst du

damit sagen?«, fragte sie.

»Vor ein paar Nächten, während du geschlafen hast, habe ich etwas gefühlt.

Zuerst war ich nicht sicher ...« Ich zuckte mit den Achseln.

»Willst du mir sagen, dass ich schwanger bin? Sehe ich so aus, als wäre ich

schwanger?« Sie glaubte es mir nicht.

»Ich vermute, es ist noch nicht sehr weit. Ich bin auch nicht ganz sicher. So etwas habe ich noch nie zuvor gefühlt, aber ich konnte es gestern Abend in deinem Bauch spüren.« Dazu zeigte ich eine besorgte Miene.

»Du machst Witze«,
widersprach sie.

»Glaubst du allen
Ernstes, ich sei
schwanger?«

»Ja«, behauptete
ich einfach.

»Das denkst du dir
nur aus.« Trotzdem, ich
sah ihr an, wie unsicher
sie war.

»Nein ... ich
wünschte, es wäre

anders. Dies ist gewiss
nicht der richtige
Zeitpunkt, um Kinder
zu bekommen.«

»Was macht dich so
sicher?«

»Ich konnte den
Herzschlag
spüren ... einen zweiten
Herzschlag, Penny. Ich
bin ganz sicher.« Das
sagte ich so aufrichtig,

wie ich nur konnte.
Alles hing nun von
ihrer Reaktion ab.

In ihrer Miene
kämpften verschiedene
Gefühle miteinander,
bis sich endlich ein
Entschluss
herauskristallisierte.
»Du lügst. Du willst
mich nur dazu bringen,
die Bindung zu
brechen.«

»Nein! Penny, es ist die Wahrheit, aber darum geht es mir doch nicht. Ich sage dir die Wahrheit: Du trägst unser ungeborenes Kind in dir. Es geht jetzt nicht nur um dich und mich«, erklärte ich ihr. Dabei legte ich eine Festigkeit an den Tag, die ich keineswegs verspürte. Dann rief ich

mir das Bild meines
sterbenden Vaters vor
Augen und nutzte diese
Erinnerung, um die
Tränen aus meinen
Augen fließen zu
lassen. »Du musst es
mir glauben, Penny. In
dieser Hinsicht würde
ich dich doch nicht
anlügen.« Die Tränen
rollten mir über die

Wangen. Tatsächlich konnte ich nicht anders, ich war sogar stolz auf meine Vorstellung. Trotz der Täuschung waren meine Gefühle echt.

Sie stritt es weiter ab und schüttelte den Kopf. »Nein, nein! Du lügst! Es kann nicht wahr sein, ich hätte es doch gesehen. Ich hatte

schon immer Visionen,
wenn wichtige Dinge
bevorstanden. Warum
hätte ich dies hier nicht
sehen sollen?«

»Denk drüber nach,
Penny. Hattest du
überhaupt noch einmal
eine Vision, seit wir die
Bindung vollzogen
haben? Du hattest
keine, nicht wahr? Die
Bindung ist der Grund.

Sie blockiert deine Visionen, genauso wie sie die Stimmen ausblendet, die ich gehört habe. Wenn du mir nicht glaubst, frag Marc. Seine Göttin wird dir sicher die Wahrheit sagen«, forderte ich sie auf.

Sie sah mich unverwandt an. »Er

würde für dich lügen.«

»Das würde er tun, ja – aber er würde nicht über das lügen, was die Göttin ihm sagt. Das kann er nicht.

Jedenfalls hat er es mir einmal versichert. Frag ihn doch!« Meine Lügen wurden mit jedem Atemzug gewaltiger. Natürlich hatte ich nicht mit ihm

gesprochen, damit er mir bei der Täuschung half, aber ich musste darauf vertrauen, dass er das Richtige tat.

Manche Dinge waren eben wichtiger als die Wahrheit.

»Na gut«, lenkte sie ein. »Dann werde ich das tun.« Sie ging zu der Treppe, die nach unten führte. Als ich

ihr folgen wollte,
drehte sie sich noch
einmal um. »Du bleibst
hier. Ich will nicht, dass
du ihm einen Hinweis
gibst. Wenn du die
Wahrheit sagst, dann
wird er es aus freien
Stücken bestätigen
oder nicht.«

Die Angst packte
mein Herz, aber ich

unterdrückte das Gefühl sofort. »Na gut. Ich warte hier auf dich.«

»Das musst du nicht tun. Ich werde dich schon finden. Was er mir auch sagt, ich brauche dann Zeit zum Nachdenken.« Damit ging sie. Ich starrte eine Weile in die Ferne und fragte mich, wie

Marc reagieren würde.
Er war der beste
Lügner, den ich je
gesehen hatte, aber seit
seiner Berufung hatte
er sich verändert.
Obwohl er mich auf die
Idee gebracht hatte,
war ich nicht sicher,
dass er mir auch helfen
würde. Die Herrin des
Abendsterns hatte
strenge Regeln, was das

Lügen betraf, und seine neue Berufung erfüllte ihn ganz und gar.

Am Abend beim Essen sprach sie kein Wort mit mir. Die große Halle war jetzt erheblich stiller, weil fast alle Frauen und Kinder schon fort waren. Ich hatte den

größten Teil des Nachmittags damit verbracht, sie Gruppe um Gruppe zu transportieren. Wir hatten zwar noch reichlich Zeit, und sie hätten auch zu Fuß gehen können, aber ich wollte gern, dass sie sich an diese Art des Transports gewöhnten. Bei einigen dauerte es

eine ganze Weile, bis wir sie überzeugt hatten. Es war besser, wenn sie dieser Fortbewegungsart jetzt schon vertrauten, damit sie sich nicht sträubten, wenn die Zeit knapp war.

Infolge meiner Bemühungen war ich recht erschöpft, als ich aß. Ich hatte nicht nur

mehrere Hundert
Zivilisten nach
Lancaster geschafft,
sondern auf dem
Rückweg auch den
größten Teil der Krieger
mitgenommen, die dort
lebten. Lancaster war
jetzt voller Frauen und
Kinder, hinzu kamen
noch einige ältere
Menschen, die in

Washbrook gelebt hatten. Genevieve und Rose waren bei ihnen und sorgten für Ordnung, obwohl Rose gewisse Einwände erhoben hatte.

Ich saß am Kopfende des Tisches, Penny rechts neben mir. James Lancaster befand sich zu meiner Linken, wo früher mein

Vater gegessen hatte.
Der Anblick des
verwaisten Stuhls hatte
mir eine ganze Weile
zugesetzt, und jetzt war
ich dankbar, dass
jemand den Platz
ausfüllte. Dorian und
Marc saßen jeweils
neben Penny und
James. Aus Angst,
meine Lüge könnte
auffliegen, vermied ich

es tunlichst, Marc anzusehen. Ich war sicher, dass sie schon mit ihm gesprochen hatte, aber sie hatte mir noch nicht erzählt, was er geantwortet hatte. Mein Instinkt sagte mir, besser nicht nachzufragen.

»Wir sind heute Abend ja wirklich ein

fröhlicher Haufen«,
brach James ganz
plötzlich das
Schweigen. »So viele
finstere Mienen habe
ich nicht mehr
gesehen, seit ...« Er
rieb sich das Kinn.
»Nein, ich habe
tatsächlich noch nie so
viele finstere Mienen
gesehen. Wir sollten
etwas heiterer werden.

Dorian! Ihr
zuerst ... habt Ihr heute
etwas Interessantes
erlebt?«

Dorian grunzte.
»Williams ist während
der Ausbildung auf den
Arsch gefallen. Er ist
der ungeschickteste
Mann, den ich je
gesehen habe. Der wird
sich noch selbst
umbringen, ehe die

Feinde überhaupt eine Gelegenheit dazu bekommen.« Ich hatte zwar keine Ahnung, was er meinte, aber besonders lustig war es nicht. Dorian hatte eine Begabung dafür, die komischsten Erlebnisse trocken und langweilig darzustellen.

James lachte

höflich. »Und
Marcus?« Das war
seine letzte Hoffnung.
Marc hatte immer
etwas zu erzählen.

»Ja, da gibt es schon
etwas, aber ich darf es
Euch nicht verraten«,
verkündete er traurig.

»Warum nicht?«,
protestierte James.

»Es ist eine
vertrauliche

Angelegenheit
zwischen Mensch und
Göttin. Ich kann nur
sagen, dass manche
Menschen Probleme
mit Körperteilen
haben, mit denen man
nie gerechnet hätte.«
Dabei blitzten seine
Augen und ließen
keinen Zweifel daran,
welche Körperteile er
meinte.

Darüber mussten wir alle lachen.

Anschließend wandte sich James an Penny.

»Wie sieht es mit Euch aus, meine Liebe? Habt Ihr heute etwas Interessantes erlebt?«

Penelope wand sich wie ein waidwundes Reh. Sie blickte ihn einen Moment lang

ernst an, dann wanderte ihr Blick zu Marc herüber und schließlich zu mir. Sie öffnete den Mund und wollte antworten, doch ihre Lippen bebten. Mit Tränen in den Augen entgegnete sie: »Es tut mir leid, aber Ihr müsst mich entschuldigen.« Dann stand sie rasch auf und ging zu der

Tür, die zur Treppe führte.

James war sichtlich verlegen. »Was war das denn? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Marc legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nein, Vater, das hat nichts mit dir zu tun. Ihr geht heute viel durch den Kopf.« Dabei warf er mir einen

eindringlichen Blick zu.

»Ich sehe mal lieber nach ihr«, erklärte ich und stand auf. Marc fing mich an der Tür ab.

»Ich habe ihr gesagt, was sie hören musste«, flüsterte er mir ins Ohr.

»Wirklich? Danke! Ich ... ich weiß nicht,

was ich sagen soll. Das war bestimmt nicht leicht für dich.« Ich umarmte ihn herzlich. »Danke. Was auch passiert, du wirst immer mein bester Freund bleiben.«

Er schüttelte den Kopf und ließ mich ziehen. Als ich zur Treppe ging, hörte ich ihn noch etwas anderes

sagen, doch ich
verstand die Worte
nicht. Er sprach zu
leise. Beinahe glaubte
ich, es sei etwas
gewesen wie »Ich habe
ihr nur die Wahrheit
gesagt«, aber das hätte
ja keinen Sinn ergeben.

Penny war in unserem
Schlafzimmer. Sie hatte

sich zusammengerollt und umklammerte ein Kopfkissen, in das sie geweint hatte. Das Bettzeug war zerwühlt, die Hälfte lag auf dem Boden. Sie rührte sich nicht, als ich eintrat, aber sie wusste natürlich, dass ich es war.

»Du hast mit Marc gesprochen, nicht

wahr?« Ich setzte mich neben ihr auf das Bett.

Sie antwortete nicht, sondern schüttelte nur den Kopf, was aber wohl bedeuten sollte, dass sie etwas von ihm erfahren hatte. Ihre Haare bildeten ein einziges Durcheinander. Sie hatte sich einen straffen Knoten

gebunden, der sich jetzt wieder aufgelöst hatte. Es sah aus, als hätte sie versucht, ihre Haare zu lösen, aber mitten in dieser Unternehmung aufgehört.

»Ich hatte recht, nicht wahr?«, fragte ich leise.

Sie packte das Kissen noch fester. Es

dauerte einen Augenblick, ehe sie antwortete. »Ja.« Ich schwieg. Ich war nicht sicher, was ich tun sollte, und hielt den Mund, bis sie fortfuhr. »Bist du jetzt zufrieden?« Es war ebenso eine Anklage wie eine Frage.

»Im Grunde schon«, sagte ich leise.

Sie drehte sich um und funkelte mich an. »Du Dreckskerl! Das wolltest du doch die ganze Zeit!«

»Nein«, log ich wieder. »Aber ich bin froh, dass wir ein Kind haben werden. Ich liebe dich, Penny, und ich hatte immer gehofft, dass wir eines Tages Kinder haben

könnten.« Noch eine Lüge. Ich hatte gar nicht darüber nachgedacht. Meine Vorstellung von einem glücklichen Leben bis ans Ende unserer Tage hatte kaum mehr umfasst als eine ausgedehnte erotische Phantasie mit der Frau, die ich mehr liebte als

mein eigenes Leben.
Als ich jetzt an Kinder
dachte, verstand ich
aber, was es bedeutete.
Sie würde sicher eine
wundervolle Mutter
werden, und der
Gedanke, Vater zu
werden, trieb mir die
Tränen in die Augen.
Mein eigener Vater
würde seine
Enkelkinder nicht

mehr sehen können.
Nicht einmal ich selbst
würde sie sehen, da sie
ja eigentlich gar nicht
existieren konnten.
Hoffentlich lebte Penny
weiter und bekam ohne
mich Kinder. Dieser
Gedanke war allerdings
noch schmerzlicher.

»Sie wären
bestimmt wunderschön
gewesen«, sagte sie

bekümmert.

»Wenigstens eins von ihnen wird es auch«, erinnerte ich sie.

»Nein, Mort. Ich kann das nicht. Es ist zu viel verlangt. Ich werde dich nicht verlassen«, erwiderte sie.

»Das musst du

nicht«, erklärte ich ihr.
»Bleib einfach bis zum
Ende bei mir. Wenn die
Zeit gekommen
ist ... dann tun wir es.
Du kannst bei mir
bleiben, bis es vorbei
ist.«

Ein Schimmer der
Hoffnung zeigte sich in
ihrer Miene.

»Versprich mir das.
Dann willige ich ein,

die Bindung
aufzulösen, sobald das
Ende näher kommt.
Aber du musst es mir
versprechen«, sagte sie
verzweifelt. Es tat mir
im Herzen weh, dass
sie mich so anflehen
musste.

»Ja, natürlich werde
ich das tun, Penny ...«,
begann ich.

»Nein ... schwöre

es! Jetzt sofort. Ich will keine halbgaren Versicherungen. Schwör es mir!« Sie packte mich an den Schultern.

»Ich schwöre es, Penelope Cooper. Ich werde dich nicht wegschieben und auch nicht allein lassen, solange mir nicht der

Tod die Entscheidung
abnimmt. Ich schwöre
es bei meiner Liebe
und dem Leben
unseres ungeborenen
Kindes.« Dabei sah ich
ihr tief in die Augen.
Ich meinte jedes Wort
ernst, auch wenn ich
wusste, dass in ihrem
Schoß kein Kind
heranwuchs. Es
widerstrebte mir, sie zu

hintergehen.

Sie nickte energisch und küsste mich.

»Willst du mich heiraten, Mordecai?«

Das überraschte mich. »Das hatte ich dich doch auch schon gefragt«, erwiderte ich.

»Nein, ich meine jetzt auf der Stelle. Gleich jetzt. Es gibt kein Später. Jedenfalls

nicht für dich. Heirate mich jetzt. Ich will nicht länger warten«, verlangte sie leidenschaftlich.

Worauf warten?, sagte ich mir selbst. Wir hatten uns ja nicht gerade für die Ehe aufgespart. Genau genommen bemühten wir uns schon seit

Monaten voller Eifer,
überhaupt nichts
aufzusparen. Frauen
waren mir manchmal
ein Rätsel. Ich hatte
aber genug gelernt und
sagte jetzt nichts
Dummes. »Also gut,
lass es uns tun.«

Sie sprang mit mehr
Energie auf, als ich seit
langer Zeit bei ihr
gesehen hatte, wenn

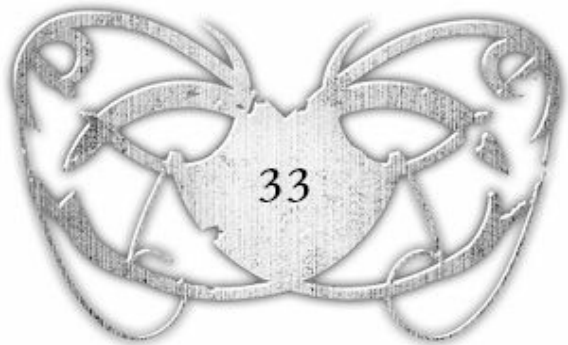
man die Übungen mit Cyhan und Dorian nicht berücksichtigte, und wühlte in ihrem Schrank herum. »Das ist furchtbar, Mort!«

»Was denn?« Ich begriff nicht, was sie meinte.

Entsetzt sah sie mich an. »Was soll ich bloß anziehen?«

Nein, ich verstand

die Frauen nicht, und
ich würde sie im Laufe
meines kurzen Lebens
auch nicht mehr
verstehen lernen.



Die Zeremonie fand am
nächsten Abend in der
kleinen, noch
unvollendeten Kapelle
der Burg Cameron

statt. Am Vorabend
unseres Krieges gegen
Gododdin
versammelten wir uns
für eins der ältesten
Rituale der Menschheit
und legten ein
Bekenntnis an das
Leben und die Freude
ab. Es war ein
Augenblick des Trotzes
im Angesicht der
drohenden Trübsal.

Marc willigte ein,
die Trauung zu
vollziehen, obwohl ich
in dieser Hinsicht ein
ungutes Gefühl hatte.
Allerdings behielt ich
meine Meinung für
mich. Da Marc seine
Rolle bereits gefunden
hatte, übernahm
Dorian den Part des
Trauzeugen. Für mich
war das in Ordnung,

denn es wäre schwierig
geworden, wenn ich
mich für einen der
beiden hätte
entscheiden müssen.

Viele Gäste waren
nicht anwesend. James
war natürlich da,
ebenso wie meine
Mutter und Pennys
Vater. Auch Cyhan
nahm an der Trauung

teil sowie Joe McDaniel und eine kleine Einwohnerschar aus Washbrook. Ehrlich gesagt, ich war sogar froh, dass der Kreis so klein blieb. Für die Zeremonie, die wir ursprünglich schon vor einem Jahr zu planen begonnen hatten, hätte es eine riesige Gästeliste gegeben. Für

sich genommen war es schon ein Segen, dass wir auf den Prunk und all die Begleitumstände einer großen Hochzeitsfeier verzichten konnten.

Ich wartete am Altar, während Patrick Cooper seine Tochter durch den Gang führte. Erschrocken bemerkte ich, dass Rose die Feier

verpasste. Ich war sicher, dafür würde ich später höllisch büßen müssen.

Die Zeremonie selbst verging wie im Fluge. Später fragte ich mich, was überhaupt geschehen war, denn die einzige klare Erinnerung war die an das Ehegelübde. Marc

starrte mich eine Weile
an, bis mir dämmerte,
dass ich den Spruch
wiederholen musste.
Ich lief vor
Verlegenheit rot an, als
er noch einmal
ansetzte. Dieses Mal
gelang es mir, und zwar
ohne Fehler. Letzten
Endes konnte ich mich
nur noch an das
abschließende »Ja, das

will ich« erinnern.

Dann blickte ich Penelope in die blauen Augen. Sie hatte kein Hochzeitskleid gefunden und trug ein wundervolles gelbes Kleid, bei dessen Auswahl Rose sie vor langer Zeit beraten hatte. Irgendjemand hatte ihr geholfen, einen Zopf zu flechten

und zu einer
wunderschönen Frisur
zu legen. Ich jedoch sah
nur die hübschen
Augen und die
anmutigen Lippen.
Marc sagte etwas, das
ich nicht verstehen
konnte.

»Ich sagte: Du
darfst die Braut jetzt
küssen«, wiederholte

er etwas energischer.
Hinter uns kicherten
die Gäste schon.

»Oh«, machte ich
verlegen, und dann tat
ich es. Die Jubelrufe
und das Klatschen
hörte ich kaum.

*Eheschließungen sind
anscheinend gar nicht
so übel*, dachte ich bei
mir.

Kurz darauf

genossen wir das Essen und das Ale, das Joe aufgetrieben hatte. Wenn es nötig war, konnte er ausgesprochen findig sein. Ich glaube, das hing damit zusammen, dass er inzwischen mit Leib und Seele Gastwirt war. Dorian hatte schon ein paar Becher geleert, ehe die Feier

überhaupt richtig
begann. Marc war ihm
allerdings auf den
Fersen. Die beiden
überredeten mich
schließlich, Trunk um
Trunk mit ihnen
gleichzuziehen.

»Komm schon,
Mort! Trink mit!
Schließlich heiratest du
nicht jeden Tag«, hielt

Dorian mich an.

»Du willst hier doch nicht der einzige nüchterne Mann sein, oder?«, fügte Marc hinzu.

»Wer weiß, was wir morgen zu bewältigen haben ...«, erwiderte ich unsicher. Ich war zwischen meinem Wunsch zu trinken und dem Pflichtgefühl

tatsächlich hin- und hergerissen.

»Ähm!«, ließ sich Penelope vernehmen.

»Falls du es vergessen hast, dies ist seine Hochzeitsnacht«, erklärte sie den beiden.

»Ja, geh doch schon mal rauf, meine Liebe«, sagte ich listig. »Wir erledigen das, und dann können wir uns wieder

den Gästen widmen.«

Davon wollte Penny nichts wissen. »Ich glaube, du verstehst nicht ganz. Erinnerst du dich noch an die Nacht in Albamarl nach unserem Streit?«

»Ja«, sagte ich unsicher.

»Das war noch gar nichts. Du wirst noch

vor dem Morgen um
Gnade winseln.«

Ernst wandte ich
mich an meine
Freunde. »Meine
Herren, ich muss mich
jetzt wohl
entschuldigen. Die
Pflicht ruft.«

Sie wechselten
einen ernsten Blick und
hoben die Becher. »Auf
den viel zu früh

Verschiedenen!«,
deklamierte Marc.

Lachend folgte ich
Penny zur Treppe.
Mein Opfergang hatte
soeben begonnen, doch
wie ein Dichter es
einmal ausgedrückt
hatte: Wenn eine Frau
sich einmal
entschieden hat, kann
ihr der Mann nur noch
folgen. Ich begleitete

sie, und wie ich sagen darf, sogar mehr als bereitwillig. In den folgenden Tagen sollten wir nie mehr eine solche Nacht zusammen verbringen, und ich fürchtete, mehr davon hätte ich auch nicht überstanden. Aber ich bereute es nicht. All die Freude

und die Aufregung der
Jugend legten wir
hinein, und als die
Nacht vorbei war,
trauerte ich um den
Verlust. Eine Nacht wie
diese sollte ich
tatsächlich nie wieder
erleben.

Wie immer zeichnete
sich die

Morgendämmerung vor allem durch übertriebene Eile aus. Die Morgensonne stach mir in die Augen und erinnerte mich an das drängende Tagewerk. Stöhnend zog ich mir ein Kissen über das Gesicht. Da klopfte es an der Tür, und meine Hoffnungen auf einen gemächlichen Morgen

waren dahin. Ich setzte mich auf und rieb mir die Augen. Penny hielt mich am Arm fest.

»Öffne nicht«, verlangte sie.

Das war mir gerade recht. Ich ließ mich wieder auf die Laken sinken. Leider brach das Klopfen nicht ab und wurde sogar noch nachdrücklicher. Wer

es auch sein mochte, er wollte wirklich und unbedingt meine Aufmerksamkeit erregen. Mit einem lauten Seufzen erhob ich mich und ging zur Tür.

Draußen stand ein junger Mann, der sich sichtlich unbehaglich fühlte. »Die Späher

melden, dass das Heer
in das Tal eindringt,
Euer Gnaden«, teilte er
mir eilig mit. Ich
kannte ihn nicht, war
aber in großer
Versuchung, ihm zu
sagen, dass er es in ein
paar Stunden noch
einmal versuchen solle.

Unser Plan sah
ohnehin vor, dass wir
in den kommenden

Stunden noch nichts unternehmen, sondern lediglich abwarten und beobachten würden.

Wir wollten erst eingreifen, wenn die Feinde dort waren, wo wir sie haben wollten.

Dennoch, meine Hoffnungen waren vergebens. Sehnsüchtig blickte ich zum Bett hinüber. »Ich komme

in ein paar Minuten
runter«, versprach ich
dem Boten.

Sobald er gegangen
war, kehrte ich zum
Bett zurück. Penny saß
aufrecht, war recht
zerzaust und sah
einfach wundervoll aus.
Trotz der
Anstrengungen der
vergangenen Nacht war

ich willens und bereit,
mich an einer Zugabe
zu versuchen. Penny
sah mich flehend an.

»Das sind die
schlimmsten
Flitterwochen, die es je
gegeben hat«, erklärte
sie.

Ich war geneigt, ihr
zuzustimmen. »Ich
weiß, Liebling«, sagte
ich. »Aber der Krieg

wartet nicht.« Ich hoffte, es klang so bedeutungsschwer und weise, wie es sich gehörte. Leider hatte ich vergessen, mit wem ich sprach.

»Du bist nicht halb so schlau, wie du es dir einbildest. Hoffentlich ist dir das klar«, sagte sie, während ich mich anzog.

»Ich weiß, Liebes,
aber solange du es
niemandem erzählst,
fällt es vielleicht nicht
weiter auf.« Sie konnte
sagen, was sie wollte,
ich fühlte mich
tatsächlich ziemlich
schlau. Ich glaube,
diese Ehe tat mir gut.

Wir gingen nach
unten, und ich wusste,

dass ich mit jedem
Schritt dem Ende
meiner guten
Stimmung etwas näher
kam. Als ich die große
Halle betrat, sah ich
überall Bewaffnete. An
der Haupttafel, wo
Dorian stand, hatte sich
eine kleine
Menschentraube
gebildet. Ich
bewunderte die

Gelassenheit, mit der
er den Kriegern, die
sich um ihn drängten,
Anweisungen gab.

Mehr denn je wurde
mir klar, dass er für
diese Aufgabe geboren
war. Über meine eigene
Bestimmung dachte ich
lieber nicht so
gründlich nach.

*Dagegen bin ich
wahrscheinlich der*

geborene Schlächter.

Es wurde still im
Raum, als Penny und
ich uns den
versammelten
Männern näherten.
Gesichter, die ich
Dutzende Male
gesehen hatte,
erschieden mir nun in
einem neuen Licht. All
die Verzweiflung und

Hoffnung lasteten fast
fühlbar auf mir. Ich
richtete mich auf und
hielt den Kopf aufrecht.
Wenn ich eines von
Dorian gelernt hatte,
dann war es die
Tatsache, dass ein
Anführer Zuversicht
ausstrahlen musste.
Alles andere hätte nur
Unsicherheit und
Verwirrung gesät.

Er schien erleichtert, als er mich bemerkte. Seiner Aura konnte ich sogleich entnehmen, dass er trotz der äußerlichen Ruhe nervös war.

»Anscheinend geht es heute los«, erklärte er mir.

»Wie viele sind es denn?«, fragte ich.

Er war unsicher.

»Das wissen wir noch nicht genau. Der Späher ist gerade erst zurückgekehrt und sagte, die Spitze der Marschkolonne sei ein paar Meilen von Arundel entfernt, während das Ende im Gebirgspass noch gar nicht auszumachen ist.«

Das klang zwar nach
schrecklich vielen
Kriegern, aber ich hatte
keine Ahnung, wie ich
ihre Zahl annähernd
richtig schätzen sollte.
»Was bedeutet das?«,
fragte ich ihn, damit er
mir die Sache näher
erklärte.

»Vorne laufen fünf
Männer
nebeneinander. Wenn

sie dicht auf dicht
marschieren, müssen
wir mit etwa
zehntausend Kämpfern
pro anderthalb Meilen
rechnen. Das lässt die
Lücken zwischen den
einzelnen Regimentern
natürlich noch
unberücksichtigt.«
Dorian war sichtlich
beunruhigt.

Ich überschlug es
im Kopf. »Wenn die
Hauptkolonne auf der
Talstraße bereits drei
Meilen weit
vorgeedrungen ist,
müssen wir mit
mindestens
zwanzigtausend
Angreifern rechnen.«

»Aber wir wissen
doch noch nicht
einmal, wie lang die

Kolonne insgesamt ist, Mordecai. Es könnten leicht doppelt so viele sein.«

Es lief mir kalt den Rücken hinunter.

»Wenn das zutrifft, dann erstreckt sich ihr Zug auf das ganze Wegstück von Cameron bis Arundel, also über mehr als ein Drittel der

Gesamtlänge des Tals.
Wie können sie denn
überhaupt hoffen, so
viele Krieger zu
versorgen? Das
Problem des
Nachschubs muss
unvorstellbar sein.«

Joe McDaniel, der
neben Dorian stand,
schaltete sich ein. »Das
ist allerdings nicht
unser Problem. Wir

müssen sie ja lediglich töten.«

Dorian hustete.

»Eigentlich nicht. Das ist wirklich etwas, über das wir nachdenken sollten. Wenn unser Plan scheitert und ein langer Feldzug beginnt, werden ihre Nachschublieferungen ungeheuer wichtig. Eine Armee lebt und

stirbt mit dem, was sie im Magen hat.«

»Wenn es aber ein langwieriger Feldzug wird, dann trifft es eher uns als sie. Unsere Vorräte werden nach dem Winter knapp. Wir müssen beizeiten die Frühjahrssaat ausbringen. Wenn sie uns belagern, sind wir

also lange vor ihnen
tot«, wandte ich ein.

»Angesichts so
vieler Gegner könnten
wir allerdings gar nicht
lange genug
standhalten, um zu
verhungern«, gab
Cyhan zu bedenken.

Einige Männer
hatten unsere trostlose
Unterhaltung belauscht
und regten sich

unruhig. Ich hob die Stimme. »Hört mir zu!« Von einer Bank aus stieg ich auf den Tisch. Dabei zertrat ich einen unglücklichen Brotlaib, aber das spielte keine Rolle. »Heute beginnt unser Kampf! Ihr fragt euch vielleicht, ob wir siegen können. Wahrscheinlich fragt

ihr euch genauso, ob
ein Neuanfang auf
einem Stück Land euer
Leben wert ist. Habe
ich recht?« Ich hielt
inne, um zu sehen, ob
jemand antwortete.
Offenbar hatten meine
Worte den Nerv
getroffen, auch wenn
niemand etwas sagte.

»Viele von euch

sind mit mir in
Albamarl gewesen.

Andere waren dabei, als
wir die Kultanhänger in
der Burg des Herzogs
bekämpft haben. Einige
von euch haben keine
Ahnung, wozu ich fähig
bin, aber
möglicherweise habt
ihr ein paar wüste
Geschichten gehört«,
verkündete ich laut.

Einige der Männer
kicherten, was ich als
gutes Zeichen
betrachtete.

»Vor einiger Zeit hat
mir ein Freund erklärt,
die wahre Macht
beruhe nicht auf Geld
oder Magie. Ich hielt
ihn für einen Narren.
Wisst ihr, was er mir
sagte?« Ich wartete
einen Moment, ehe ich

fortfuhr. »Er sagte mir:
Die wahre Macht liegt
in den Menschen, die
dir folgen.«

»Aber auf der
anderen Seite sind viel
mehr Leute
angerückt!«, rief
jemand von hinten.

»Ihr habt recht.
Doch diese
Kriegertruppe ist nicht

unser größter Feind.
Das sind Männer wie
ihr, die einfach nur
irgendwie überleben
wollen. Glaubt ihr
denn, sie sind gern
hier? Das sind
Rekruten, in den
Dienst gepresst von der
Theokratie, die
Gododdin jetzt
beherrscht. Wir haben
einen viel besseren

Grund zu kämpfen als sie. Nein, die wahren Feinde sind Vendraccus und der Nachtgott, dem er dient. Es macht mich wirklich wütend, dass er diese Männer gezwungen hat, für ihn zu kämpfen. Wisst ihr, warum? «

Niemand sagte etwas. Es war totenstill, als ich weitersprach.

Neugierig beobachteten sie mich.

»Weil ich jeden verdammten Soldaten töten werde, der in unser Tal marschiert! Blutvergießen habe ich noch nie gemocht, aber heute ist der Tag, an dem ich in die Geschichtsbücher eingehen werde. Der

Tag, an dem Mordecai
Illeniel zum größten
Schlächter wird, den
die Welt je gesehen
hat.« Ich hielt inne und
starrte sie einen
Moment an.

»Ihr müsst etwas
für mich tun.« Ich ließ
den Blick über die
Menge wandern.

»Wenn der heutige Tag
vorüber ist, werden

Tausende und
Abertausende tot sein,
aber noch mehr werden
kommen. Die Toten
werden von einem bis
zum anderen Ende des
Tals aufgetürmt sein,
aber einige werden
dennoch überleben. Es
könnte sein, dass die
Überlebenden noch
einmal dazu getrieben
werden, uns hier

anzugreifen. Es könnte auch sein, dass sie dann immer noch in der Überzahl sind.

Unsere Frauen und Kinder erwarten uns in Lancaster. Ich werde nicht dort sein, um sie zu beschützen. Dies überlasse ich euch.

Kann ich darauf zählen, dass ihr das für mich

tun werdet? «

Es gab ein langes
Schweigen, bis endlich
ein Mann, der weit
vorn stand, das Wort
ergriff: »Ja, mein
Lord.«

Ich legte eine Hand
ans Ohr. »Was habt Ihr
gesagt? «

»Ja, mein Lord!«,
erwiderte er lauter.

»Ich höre Eure

Stimme. Gibt es noch mehr?«, fragte ich.

»Ja, mein Lord«, riefen mehrere Männer.

»Lauter, verdammt!«, trieb ich sie an. Bald bebte der Raum unter ihren Rufen: »Ja, mein Lord!« Immer mehr nahmen den Ruf auf, bis sich eine Art

Singsang entwickelte.
Irgendwann veränderte
es sich, und schließlich
sangen sie meinen
Namen. An jedem
anderen Tag wäre ich
verlegen gewesen, aber
nicht heute. Sie
brauchten Hoffnung,
und ich brauchte ihr
Vertrauen, denn es war
gut möglich, dass ich

viele von ihnen in den Tod führte.

Sie trommelten immer noch auf die Tische und stießen Rufe aus, als ich ging. Draußen auf dem leeren Gang blieb ich stehen. Jeder Schrei der vielen Kehlen erinnerte mich an eine Kriegstrommel, die meinen Marsch ins

Verderben begleitete.
Penny folgte mir. »Das
war großartig, Mort. Sie
glauben wirklich an
dich.«

Die Gefühle, die
mich überfluteten,
waren nicht mehr zu
ertragen. Ich musste
lachen. Es war ein
hässliches, hysterisches
Lachen, eine Reaktion
auf die Anspannung,

die sich in mir
aufgebaut hatte.

»Glaubst du das
wirklich?«, fragte ich
mit erstickter Stimme.

Besorgt legte sie die
Stirn in Falten. »Ja, das
glaube ich.«

»Wir werden sehen,
wie sie sich fühlen,
wenn die Krähen und
Geier ihr Mahl

beginnen. Wir werden sehen, wie sich die Überlebenden fühlen, sobald sie einen gewissen Überblick gewonnen haben.«

»Manchmal finde ich dich wirklich verstörend«, antwortete sie.

»Da bist du nicht die Einzige. Komm, lass uns sehen, wie die

Feinde
vorankommen.« Wir
gingen zu den
Teleportkreisen, die ich
vorbereitet hatte.

In der Nähe des
Haupthauses von
Arundel saßen wir auf
zwei großen
Schlachtrössern. Hinter
dem Haus war im

gepflasterten Innenhof
ein großer Kreis
eingeritzt worden.

Überall im Tal hatte ich
eine ganze Reihe
solcher Teleportpunkte
erschaffen. Sie besaßen
jeweils einen

Durchmesser von acht
Schritten und waren
groß genug, damit wir
beide zusammen mit
unseren Pferden

springen konnten. Ich hatte sie an denjenigen Stellen konstruiert, die meiner Ansicht nach besonders gut geeignet waren, den Vorstoß der Feinde zu beobachten. Die Gegenstände befanden sich in einer großen Scheune, die wir in Cameron in der Nähe der Ställe errichtet hatten. Um

die Eisenbomben
gezielt einzusetzen,
musste ich die Position
der Feinde möglichst
genau bestimmen.

Ich war mit Penny
hierher gesprungen,
weil ich wusste, dass
die Soldaten von
Gododdin schon an
Arundel
vorbeigekommen

waren oder zumindest die Umgebung erkundeten. Es bestand sogar die Möglichkeit, dass sie abbogen, um sich zu vergewissern, dass ihnen auf dem Land des Barons kein Flankenangriff drohte. Als wir um das Haus herumritten, bemerkte ich zwei Berittene im vorderen Hof. Sie

rissen die Augen weit auf, als sie uns sahen.

Zuerst dachte ich, sie wollten uns angreifen, aber da sie Späher waren, gaben sie den Pferden die Sporen und ritten davon. Informationen waren wichtiger als der Kampf gegen einen unbekannten Gegner. Ich stieg ab und hob

zwei Steine auf. Die Reiter waren weniger als hundert Schritte entfernt. Ein Wort, und ein scharfer Atemstoß jagte die Steine hinter ihnen her. Nachdem sie aus dem Sattel gestürzt waren, liefen die Pferde weiter. Ich beschloss, sie laufen zu lassen, da sie meine Botschaft

überbringen würden.

Penny hatte mich genau beobachtet. »Du bist so ruhig«, meinte sie.

»Es ist sinnlos, sich wegen zwei Männern aufzuregen. Ich muss später noch für wesentlich mehr Tote Buße tun«, erwiderte ich kalt.

»Mir gefällt nicht,

wie du dich
veränderst«, gab sie
zurück.

Ich saß wieder auf
und ritt zu ihr, beugte
mich vor und gab ihr
einen Kuss. »Ich liebe
dich, Penny, aber was
mit mir geschieht,
spielt keine Rolle. Ich
werde nicht mehr viel
Zeit haben, meine
Taten zu bereuen.«

Sie knirschte mit den Zähnen. »Und wenn ich mich nun geirrt habe?«

»Glaubst du das wirklich?«, antwortete ich sofort.

Als sie sich nicht weiter äußerte, zog ich mein Pferd herum, und wir ritten zur Straße. Ich wollte sehen,

welche Reaktion die herrenlosen Pferde auslösten. Unterwegs überprüfte ich unsere persönlichen Schilde und den Schutz der Pferde. Die Ereignisse vor einem Jahr hatten mich eine wichtige Lektion über die Abschirmung meines Reittiers gelehrt.

Arundel lag

annähernd eine Meile
von der Hauptstraße im
Tal entfernt. Als wir die
Distanz fast
überwunden hatten,
entdeckten wir die
Feinde. Fünf Mann
breit marschierten sie
in unsere Richtung, auf
beiden Seiten waren
kleine Kavallerietrupps
ausgeschwärmt. »Was
jetzt?«, fragte mich

Penny.

Ich lachte über ihre Frage und tat das, was mir am natürlichsten erschien. Ich stand in den Steigbügeln auf und winkte den anrückenden Soldaten mit einem breiten Grinsen zu. Sie hielten an, und ich sah, wie der Kommandant die

Armbrustschützen
nach vorne beordnete.
»Zeit zu gehen«, sagte
ich zu Penny. Wir ritten
rasch nach Arundel
zurück. Einige Bolzen
zischten harmlos an
uns vorbei, die
Entfernung war zu
groß. Ein Blick zurück
zeigte mir, dass uns die
Kavallerie nicht
verfolgte.

Wahrscheinlich hielten sie es für eine Falle. Das konnte ich gut verstehen.

Durch den Kreis in Arundel kehrten wir nach Cameron zurück. Von dort aus suchten wir auf der anderen Seite einen weiteren Punkt im Tal auf. Vorsichtshalber hatte ich ihn mehr als eine

halbe Meile von der
Straße entfernt
konstruiert. Meine
größte Sorge war
gewesen, eines Tages
irgendwo inmitten der
Feinde
herauszukommen.

Von hier aus hatten
wir einen guten Blick
auf die Kolonne der
Angreifer. Sie

erstreckte sich von der
Passstraße in den
Bergen bis nach
Arundel. Ganz am Ende
entdeckte ich den
Tross. Demnach
musste der Marschzug
der Soldaten fast fünf
Meilen lang sein.

»Etwas mehr als
dreißigtausend Mann«,
überlegte ich laut.
Pennys Mund stand

offen. »Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte ich.

»Es sind so viele«, sagte sie leise.

»Das spielt keine Rolle«, erinnerte ich sie. »Zehntausend, zwanzigtausend, dreißigtausend ... es bedeutet einfach nur, dass mehr Leute sterben werden.«

»Hör auf damit«,
entgegnete sie.

»Was meinst du?«

»Hör auf, so zu tun,
als spielte es wirklich
keine Rolle. Du weißt
selbst am besten, wie
sehr es dir zusetzt«,
erinnerte sie mich.

»Ich kann mir nicht
erlauben, das an mich
heranzulassen. Ich

muss mich verhärten,
sonst verliere ich
meine
Entschlossenheit«,
erwiderte ich fest.

»Aber all die
Menschen ... sie haben
doch auch Familien,
Geliebte. Angehörige,
die auf sie warten
werden«, beharrte sie.

»Sei still«, sagte ich
leise. Glücklicherweise

schwieg sie danach
tatsächlich. Wir sahen
zu, wie die Feinde an
der Straße in Richtung
Washbrook und
Lancaster eine
Verteidigungsstellung
einrichteten, während
die Haupttruppe bereits
nach Arundel
weiterzog. Sie sorgten
dafür, dass sie nicht
überrascht wurden,

während sie das Land
des Barons besetzten.
Eine Stunde lang
beobachteten wir sie
schweigend.

»Ich glaube, sie
haben uns bemerkt«,
sagte Penny schließlich.

Als ich die Linien
überblickte, stimmte
ich ihr sofort zu. Eine
Kavallerieabteilung

hatte sich von der
Haupttruppe gelöst und
kam in unsere
Richtung. Das
überraschte mich, denn
wir waren hinter
hohem Gras und einer
Baumgruppe gut
versteckt. Vielleicht
klärten sie auch einfach
nur die Umgebung auf.
So oder so, wir mussten
uns in Bewegung

setzen. Ich wollte nicht riskieren, dass sie uns so früh schon entdeckten.

Sekunden später waren wir wieder in Cameron, wo die Dinge nicht so standen, wie wir es erwartet hatten. Von draußen drangen Kampfgeräusche herein, aber was sich in der Burg abspielte,

machte mir die viel
größeren Sorgen. Die
Scheune war voller
Soldaten, von denen ich
keinen einzigen
erkannte. Köpfe
drehten sich, Schwerter
wurden gezogen, und
wir waren von
Bewaffneten aus
Gododdin umgeben.

Ein Moment

verstrich in
angespanntem
Schweigen, dann
bemerkten uns die
Krieger in der Nähe.
Auch Penny und ich
waren erschrocken.
Daraufhin brach die
Hölle los. Die Gegner
stürmten auf uns los,
doch ich rief die Worte
eines Spruchs, den ich
vorbereitet hatte. Ein

Kreis aus reiner
Energie entstand rings
um uns, dehnte sich
aus und presste die
Männer gegen die
Wand der Scheune.
Leider begann der Kreis
mit Rücksicht auf
Penny in einer
Entfernung von vier
Schritten. Einige
Gegner waren schon zu
nahe und konnten uns

mit ihren Schwertern
leicht erreichen.

Ich spürte mehrere
Schwerthiebe auf
meinem Schild. Penny
dagegen hatte sich
längst in Bewegung
gesetzt. Gerade noch
hatte sie auf dem Pferd
gesessen, nun sprang
sie die Gegner an.
Erschrockene Köpfe

führen zu ihr herum,
doch es war zu spät. Sie
landete hinter den
Männern auf ihrer
Seite, hackte wild um
sich und schlug eine
Bresche in deren
Reihen. Mühelos
durchschlug ihr –
durch die Bindung
verstärktes – Schwert
Haut, Knochen und
Rüstungen.

Die Gegner auf meiner Seite trafen auf weniger Widerstand, und bald prasselten aus mehreren Richtungen zugleich ihre Schwerthiebe auf mich ein. Noch schlimmer, der Aufprall gegen die Wand hatte einige der anderen Gegner nicht gänzlich ausgeschaltet. Sie rappelten sich rasch

wieder auf und griffen
uns ebenfalls an. Ich
hob den Stab und
leitete, ständig von
Schlägen erschüttert,
die Energie hinein.
Eine grelle Lichtlanze
schoss hinaus. Ich
führte sie hin und her
und durchtrennte Stahl
und Körper. Die
Männer schrien vor

Schmerzen auf und starben, sobald sie das Lichtmesser traf. Ich bewegte die Waffe hin und her und richtete den grauenvollen Strahl zuerst auf die Gegner in der Nähe und danach auf die anderen an den Wänden.

Dann wollte ich mich umdrehen, um

Penny zu helfen, doch es war zu spät. Gerade tötete sie den letzten Gegner, der sie angegriffen hatte. Der Anblick der vielen Toten erschreckte mich. Unsere Blicke trafen sich, und ich sah nichts in ihren Augen, nur Blutdurst und Kampfrausch. Ich wandte den Blick ab,

denn was ich dort
sehen musste, gefiel
mir nicht.

Ehe wir
hinausgehen und uns
umblicken konnten,
erschien eine weitere
Gruppe von fünfzehn
Männern neben uns in
dem Kreis, der nach
Arundel führte. Ich
verfluchte mich, als mir

dämmerte, dass sie meine eigenen Kreise benutzt hatten, um uns zu überrumpeln. Sofort hob ich den Stab, doch Penny war mir voraus, und ich musste die Magie zurückhalten, um nicht auch sie zu verletzen. Wie eine Naturgewalt raste sie durch die Gruppe der Krieger, der Stahl

blitzte auf, die Männer starben, das Blut strömte zu Boden.

Man konnte es nicht einmal einen Kampf nennen. Sie machte die Gegner nieder, wie ein Mann ein Kind getötet hätte – und hätte sie mühelos alle bis auf einen Einzigen im Zentrum niedermachen können. Dieser Mann

besaß eine dunkle
Aura, die vor Kraft
strahlte. Als sie sich
ihm näherte, streckte
er eine Hand aus, und
eine unsichtbare Kraft
hob sie hoch,
schleuderte sie durch
die Scheune und warf
sie gegen einen großen
Stützbalken. Wäre
nicht ihr Schild

gewesen, sie hätte
durch den Aufprall
zugrunde gehen
können.

»*Pyren*«, sagte ich,
und die Flammen
schossen aus meiner
ausgestreckten Hand.
Rings um ihn starben
kreischend die anderen
Männer, doch der
Gestalt im Zentrum
konnte das Feuer

nichts anhaben. Der Mann lächelte finster, und ich begriff, dass ich nicht der Einzige war, der einen Schild besaß. Dann hob er die Hand, und auch ich flog quer durch den Raum und prallte gegen die Holzwand der Scheune. Benommen rappelte ich mich auf. Im Mund hatte ich den

Metallgeschmack
meines eigenen Bluts.

Penny griff ihn an.
Sie hatte sich schneller
erholt, als ich es für
möglich gehalten hätte,
doch wieder winkte er
mit der Hand, und
abermals flog sie durch
den Raum. »Du weißt
offensichtlich nicht,
wie man gegen

mächtige Männer
kämpft, junger
Illeniel«, höhnte er mit
einer Stimme, die
klang, als käme sie aus
einer großen Tiefe. In
seinen Augen glomm
der Wahnsinn des
Mal'goth.

Inzwischen war ich
wieder auf den Beinen
und hob den Stab.
Wortlos lenkte ich die

Energie durch das Holz,
während ich ihm
antwortete. »Und du
weißt offensichtlich
nicht, wann die Zeit
gekommen ist, den
Mund zu halten und zu
krepieren.« Der
gebündelte Lichtstrahl
durchbohrte seinen
Schild und schnitt
seinen Körper in der
Mitte entzwei. Er war

tot, ehe er auf dem Boden aufschlug, sein Gesicht war in ungläubigem Staunen erstarrt. Dann lenkte ich den Strahl nach unten und zerstörte den Kreis, der nach Arundel führte. Diesen Fehler wollte ich nicht noch einmal begehen.

»Alles klar?«, fragte

ich Penny, die gerade wieder aufstand.

»Was denkst du denn?«, fauchte sie mich an. Das fasste ich als Bejahung auf. Draußen waren immer noch Kampfgeräusche zu hören. Wir warteten einen Augenblick, unterdessen nahm ich einen kleinen Beutel mit Steinchen in die

Hand. Penny legte ein Ohr an das Holz. Ich hätte ihr sagen können, dass niemand unmittelbar vor der Tür stand, aber sie schien für solche Hinweise zurzeit nicht sehr empfänglich. »Bist du bereit?«, fragte sie mich.

»Ja.« Dann riss sie die Tür auf.

Auch im Burghof herrschte das Chaos. Überall, wohin mein Blick fiel, kämpften die Männer in kleinen Gruppen. Eine feste Frontlinie gab es nicht, auch keine Verteidigungsstellungen. Die Feinde und die Verteidiger aus Washbrook waren in

einen heftigen Kampf
ums Überleben
verstrickt. Daran war
ganz und gar nichts
Poetisches. Die Krieger
hackten und stachen,
und stellenweise stand
das Blut wie
zähflüssiger Schlamm
auf dem Boden. Penny
und ich wechselten
einen raschen Blick.
»Geh nur«, sagte ich.

»Ich komme schon zurecht.« Sie war fort, ehe ich ganz ausgesprochen hatte.

Ich hielt nicht inne, um sie zu beobachten. Während sie ihr blutiges Handwerk ausübte, wollte ich ohnehin nicht zuschauen. Mit Bedacht wählte ich die Ziele aus und achtete

darauf, meine eigenen
Männer zu verschonen.
Das Gute an den
Steinen war, dass ich
mit ihnen ziemlich
genau zielen konnte.
Sobald ich ein Opfer
ausgewählt hatte,
verfehlten sie nie das
Ziel. Nacheinander
gingen die Gegner zu
Boden. Die meisten

trugen zwar Helme,
aber das spielte keine
große Rolle. Die Wucht
war groß genug, um die
Männer besinnungslos
zu schlagen. Sobald sie
stürzten, sorgten die
rächenden Schwerter
von Washbrook dafür,
dass sie nie wieder
aufstanden.

Binnen Minuten
wendete sich das Blatt.

Im Hof befanden sich höchstens fünfzig Angreifer, und sie bekamen keine Verstärkung mehr. Die Verteidiger dagegen sammelten sich in immer größerer Zahl. Der Angriff hatte sie überrascht, aber nun waren sie im Vorteil, und sobald auch Cyhan und Dorian eingriffen,

wurde die Lage für die Feinde vollends aussichtslos.

Inzwischen waren es nur noch zehn, die in einem Kreis eng beieinanderstanden und sich gegenseitig schützten. Ihre Mienen sagten mir alles, was ich wissen musste. Der Kampfgeist hatte sie

verlassen. »Streckt die Waffen, dann könnt ihr überleben«, rief ich ihnen zu. Sie hielten kurz inne, dann fielen die Waffen klappernd auf den Boden.

»Bringt sie zum Gefängnis«, befahl Cyhan unseren Männern.

Dorian tippte ihm mit verlegener Miene

auf die Schulter. »Wir haben eigentlich gar kein Gefängnis gebaut. Es stand ganz unten auf der Liste, und so weit sind wir nie gekommen.«

Der ältere Krieger zuckte mit den Achseln. »Dann müssen wir sie wohl töten.« Das Schwert erschien in seiner Hand, als wäre

es schon immer dort
gewesen, und seine
unbeteiligte Miene
machte einen
beängstigenden
Eindruck. »Wartet!«,
rief ich und trat vor.
»Diese Männer haben
sich ergeben. Wir
können sie nicht
töten.«

Cyhan seufzte.

»Ehre ist gut und schön, Euer Exzellenz, aber wir befinden uns hier im Krieg. Wir haben keinen Ort, wo wir sie sicher festhalten können, und wir können keine Leute abordnen, um auf sie aufzupassen.«

»Diese Männer sind nicht anders als wir, auch sie haben Häuser

und Familien. Ich werde niemanden töten, der sich ergeben hat«, erklärte ich ihm geradeheraus.

»Was ist aus dem Satz ›Ich töte jeden Soldaten, der den Fuß in dieses Tal setzt‹ geworden?«, gab Cyhan zurück.

Ich knirschte mit den Zähnen und ging

nicht darauf ein.

»Dorian, führ sie in die große Halle und verhöre sie. Wenn sie deine Fragen freimütig und offen beantworten, lassen wir sie heute Abend frei. Danach können sie sich selbst entscheiden.«

Die Reaktion der Menge bestand aus

Keuchen, Murmeln
und erleichtertem
Seufzen. Offensichtlich
herrschten geteilte
Meinungen darüber,
wie wir mit ihnen
verfahren sollten.
Einige wollten sie tot
sehen, aber den
anderen war es ebenso
wie mir zuwider,
hilflose Männer zu
töten. »Wie Ihr

wünscht, mein Lord«, antwortete Dorian sofort. Es war das erste Mal, dass er mich so ansprach. Ich hoffte, er machte es sich nicht zur Gewohnheit.

»Finde heraus, wer ihr Kommandant ist. Außerdem will ich alles wissen, was sie uns über ihre Stärke, die Zusammensetzung der

Truppe und die Befehlskette sagen können. Danach dürfen sie gehen. Wenn sie sich ihren Gefährten wieder anschließen wollen, können sie schon morgen mit allen anderen zusammen sterben.« Dabei blickte ich die Gefangenen gelassen an.

Als ich Joe unter den Überlebenden erkannte, atmete ich erleichtert auf. »Joe, stellt zwanzig Männer mit Bogen und Schwertern auf, um die Scheune zu bewachen. Falls die Angreifer noch einen weiteren meiner Kreise entdecken und ihn benutzen, will ich es sofort erfahren.

Solange ich nichts
anderes befehle, tötet
jeden, der darin
erscheint. Kein Zögern,
keine Verhandlungen.«

»Wäre es nicht
sicherer, die Kreise
sofort zu zerstören?«,
gab er zu bedenken.

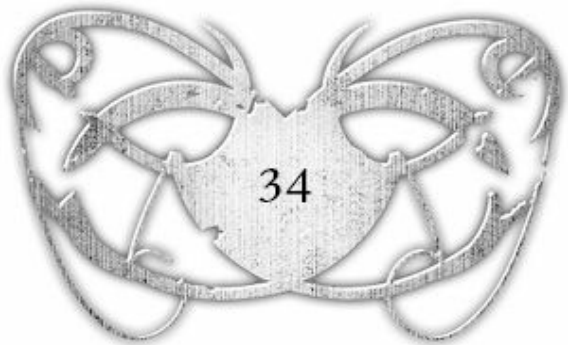
»Nein, ich brauche
sie noch. Angesichts
ihrer derzeitigen

Position ist der einzige Kreis, den sie benutzen könnten, derjenige, durch den ich selbst gekommen bin.

Behaltet ihn genau im Auge.« Ich führte ihn hinein und zeigte ihm, welchen Kreis ich meinte.

Dann ließ ich sie allein und begab mich in meine Gemächer.

Ich war sehr müde und
musste dringend etwas
schlafen.



Es war dunkel, als mich
ein Geräusch aus dem
Schlaf riss. Eigentlich
hatte ich nur ein wenig
schlummern wollen,

aber mein Körper hatte
offenbar andere
Vorstellungen gehabt.
Das fehlende
Sonnenlicht verriet
mir, dass ich den Rest
des Nachmittags
verschlafen hatte.
Erstaunlicherweise war
niemand gekommen,
um mich zu wecken.
Wie mir ein recht
lautes Schnarchen

verriet, war Penny schon bei mir. Als ich mich hingelegt hatte, war sie noch nicht dort gewesen, aber sie brauchte den Schlaf sicher ebenso dringend wie ich. Um sie nicht zu stören, stand ich so leise wie möglich auf.

Ein weiteres Klopfen an der Tür machte mir klar, wovon

ich erwacht war. Ich huschte durch das Zimmer und öffnete. Es war Dorian. »Jetzt haben sie die Stelle erreicht, wo die Straße nach Washbrook abzweigt,« berichtete er ohne Einleitung.

Das erregte meine Aufmerksamkeit.
Ausgehend von

Arundel, waren sie anscheinend im Tal ausgeschwärmt. Wenn sie noch weiter vorstießen, entkamen sie unserer Falle. Wir hatten angenommen, sie würden abbiegen und uns in Cameron angreifen. Ich hatte keine Ahnung, warum sie Männer in Arundel zurückgelassen hatten,

aber das spielte jetzt keine Rolle. Ob sie uns als Nachschublager betrachteten oder die Burg zerstört und leer zurücklassen wollten, war einerlei. Ihr Haupttrupp befand sich dort, wo er sein musste. »Wie spät ist es?«, fragte ich.

»Kurz nach acht Uhr«, erwiderte er.

»Hm.«

Nachdenklich zauste ich meinen Bart.

»Willst du die Dinge jetzt in Bewegung setzen?«, fragte er besorgt.

»Noch nicht. Es ist zu früh. Oder vielmehr zu spät.«

»Mort, wenn du zu lange zögerst, und sie

marschieren weiter,
dann werden sie außer
Reichweite sein.«

Dorians Miene, die von
Natur aus grüblerisch
war, kam nun voll zur
Geltung.

»Wenn wir jetzt
beginnen, verstreuen
sie sich in alle Winde.
In der Dunkelheit
laufen sie planlos hin
und her. Einige werden

in den Wald rennen
statt ins Tal, und das
wäre noch schlimmer«,
erwiderte ich. »Schlaf
dich aus. Der Spaß
beginnt, sobald es hell
wird.«

»Als ob jetzt jemand
schlafen könnte!«,
stöhnte er.

»Versuch es lieber.
Morgen wirst du keine
Zeit mehr dazu haben«,

riet ich ihm. »Wir
sehen uns vor dem
Morgengrauen.«

»Aber Mort ...«,
setzte er an. Ich schloss
ihm die Tür vor der
Nase.

»War das Dorian?«,
fragte Penny schläfrig.

Ich erzählte ihr, was
es Neues gab und
spielte es dabei ein

wenig herunter. Ich dachte mir, sie könnte etwas Schlaf brauchen. Leider scheiterte ich kläglich. Eine Stunde später waren wir immer noch wach und starrten die Decke an. Schließlich gaben wir es auf und verbrachten die Zeit mit angenehmeren Dingen, da wir ohnehin nicht

schlafen konnten.

Erschrocken fuhr ich auf. »Wie spät ist es?« Das wurde in der letzten Zeit anscheinend zur wichtigsten Frage für mich.

Penny hatte sich schon angekleidet.
»Kurz nach drei Uhr

morgens.« Demnach blieben uns bis zur Morgendämmerung noch weniger als drei Stunden. Ich wollte beginnen, sobald der Himmel hell genug war, damit die Männer etwas erkennen konnten.

So stand ich auf und zog mich ebenfalls an.
»Ob so früh schon

jemand das Frühstück zubereiten kann?«

Sie lachte. »Dorian hat den größten Teil der Dienerschaft bereits um zwei Uhr geweckt. Sie sind sowieso alle sehr nervös. Ich bin sicher, dass sie uns jederzeit etwas servieren können.«

Wir gingen nach

unten und
frühstückten
zusammen mit den
anderen. In dem Raum
herrschte eine seltsame
Stimmung, eine
Mischung aus
verdrossenem
Schweigen und
nervösem Lachen, da
manche die
Anspannung

abzubauen suchten,
indem sie Witze
erzählten. Ich aß
schnell, obwohl ich
keinen Appetit hatte.
Das Essen lag mir wie
ein Stein im Magen.

Ehe wir gingen,
suchte ich noch einmal
den Kartentisch auf
und holte drei kleine
Beutel hervor.
Sorgfältig klaubte ich

zu den
Straßenabschnitten, die
ich zerstören wollte, die
passenden Glasperlen
heraus. In dem größten
Beutel bewahrte ich die
Steine auf, mit denen
ich die Bomben längs
der Straße auslösen
konnte. Der zweite Satz
würde Arundel
zerstören, im dritten
war alles, was den

Feind überzeugen
sollte, in die Richtung
zu fliehen, die wir dafür
vorgesehen hatten. Ich
arbeitete mechanisch
und dachte nicht über
mein Tun nach, zumal
ich es mir nicht
erlauben konnte, mir
auszumalen, was meine
Taten bewirken
mochten.

Auf dem Weg zur Scheune machte ich einen Abstecher zu der dunklen Schmiede meines Vaters. Seit seinem Tod war ich der Einzige gewesen, der dort ein Feuer entfacht hatte, und dies war selten genug geschehen. Heute wirkte alles nur dunkel und kalt. Ich brauchte

kein Licht, als ich mich durch den finsternen Arbeitsraum bewegte. Auch ohne Magierblick hätte ich mich dort gut zurechtfinden können, weil mir der Ort so vertraut war.

Ich nahm seinen Lieblingshammer aus dem Werkzeugregal. Es war ein mittelschwerer

Schlosserhammer, den
er wegen seiner
Vielseitigkeit bevorzugt
hatte. Bei der
Vorstellung, das
Werkzeug für mein
Vorhaben zu
verwenden, bekam ich
zwar Gewissensbisse,
aber es konnte nun
einmal nur dieses
Stück sein, kein
anderes. Ich war sicher,

er hätte mir helfen wollen, selbst wenn es um eine so hässliche Aufgabe wie diese ging.

Mit dem Hammer in der Hand ging ich zur Scheune und begrüßte die Männer, die dort Wache hielten. »Guten Morgen, meine Herren«, sagte ich, obwohl es genau genommen keine

Herren waren.

»Guten Morgen,
Euer Lordschaft«,
antwortete Sam Turner.
Er war der einzige
Mann unter ihnen, den
ich erkannte. Ich
lächelte einen
Augenblick, als ich
mich erinnerte, wie er
geholfen hatte, mich
mit Schlamm zu

bedecken. Die
Begegnung mit ihm
bestärkte mich in
meiner
Entschlossenheit. Für
ihn, für seine Familie
und für andere
Menschen wie ihn tat
ich dies alles.

»Heute kommt es
drauf an, Sam. Wir sind
bald zurück, aber Ihr
werdet die Explosionen

hören, ehe wir hier sind. Sorgt dafür, dass mich die Männer nicht erschießen, wenn wir auftauchen«, erklärte ich ihm ernst.

»Wir würden doch nie auf eine Lady schießen, Sir«, erwiderte er.

Zuerst dachte ich, er scherze, aber dann verneigte er sich vor

Penny. Lächelnd nahm ich meinen Platz in dem Kreis ein, der uns zum nächsten Beobachtungspunkt bringen sollte. Bevor wir sprangen, tätschelte ich mein Pferd, um es zu beruhigen. Manchmal scheuten die Tiere, wenn die Umgebung abrupt

wechselte. Gleich darauf standen wir mitten in einer Wiese auf halbem Wege zwischen Arundel und Washbrook ein Stück abseits der Straße im Tal.

Diesen Platz hatte ich sorgfältig ausgewählt. Er war fast eine Meile von der Straße entfernt und mit

hohem Gras
bewachsen. Die Späher
hatten ihn bisher nicht
bemerkt. Für zwei
Reiter reichte die
Deckung jedoch nicht
aus. Sobald die Sonne
aufging, konnten uns
die Feinde von der
Straße aus leicht
wahrnehmen.
Allerdings war ich
überzeugt, dass sie uns

zu diesem Zeitpunkt
nicht besonders viel
Aufmerksamkeit
schenken würden.

Penny und ich
stiegen ab und legten
den größten Beutel in
der Nähe auf einen
flachen Stein.

Ursprünglich hatte er
nicht hier gelegen, doch
da ich diese Stelle

ausgewählt hatte, um
das Resultat meiner
Arbeit zu begutachten,
hatte ich beschlossen,
es mir möglichst
einfach zu machen.
*Vielleicht hätte ich mir
einen Krug Bier
mitbringen sollen, um
das Schauspiel zu
genießen*, dachte ich
verächtlich. Dann legte
ich den Hammer neben

mir bereit und setzte mich, um auf die Morgendämmerung zu warten.

Penny ließ sich neben mir nieder.

»Was meinst du, wie lange es noch dauert?«, fragte sie leise.

»Sobald wir sie von hier aus deutlich sehen können, geht es los. Ich will sicher sein, dass sie

genug Licht haben, um in die richtige Richtung zu laufen«, erwiderte ich.

»Und wenn sie das nicht tun?«

»Ich glaube, danach werden so oder so nicht mehr genug von ihnen übrig sein, um Lothion zu bedrohen. Wir dagegen könnten große

Schwierigkeiten bekommen. Ich weiß nicht, wie viele überleben werden, aber ein kleiner Bruchteil dieser Armee wäre schon genug, um uns auszulöschen«, antwortete ich.

»Wenn sie die Hälfte der Truppe verlieren und in Lothion nicht mehr

siegen können, werden sie sich doch zurückziehen, oder?«, meinte sie.

»Kann sein, sofern ihr Kommandant ein klar denkender Mann ist. Ich sehe drei Möglichkeiten. Erstens: Ihr Kommandant ist ein Fanatiker, was bedeutet, dass er bis auf den letzten Mann

Krieg führt, und sei es nur aus Rachsucht gegen uns. Zweitens: Er ist zwar ein vernünftiger Mann, dreht jedoch durch, wenn er die Hälfte seiner Kämpfer verliert, und greift uns aus Rache an. Drittens: Er ist vernünftig und behält einen kühlen

Kopf, was bedeutet,
dass er sich
zurückzieht. Dann ist
es vorbei«, erwiderte
ich.

»Also eins zu drei«,
überlegte sie.

Ich seufzte.

»Ehrlich gesagt, ich
weiß es nicht. Ich
werde einfach nur eine
Menge Menschen töten
und sehen, was dann

geschieht.«

Sie spürte meine
Verbitterung und
schwieg danach. Eine
Stunde verging,
während der Himmel
allmählich heller
wurde. Zuerst waren
die Feinde nicht mehr
als graue Umrisse auf
der Ebene und nur
sichtbar, wenn sie sich
bewegten. Schließlich

schälten sich die
Gestalten heraus, und
wir konnten sie
deutlicher erkennen. Es
wurde Zeit ... wenn wir
jetzt noch länger
warteten, würden sie
vorbeikommen und
uns fragen, warum wir
sie beobachteten.

Ich hob den
Hammer und wog ihn

in der Hand. Ehe ich zuschlagen konnte, hielt Penny mich auf. »Lass mich das tun. Du solltest das nicht allein tragen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du hast danach noch ein ganzes Leben vor dir.« Damit hob ich den Hammer und ließ ihn fest niedersausen, um das Glas in dem

Beutel zu
zerschmettern. Einen
Sekundenbruchteil lang
geschah gar nichts, und
ich fragte mich schon,
ob ich irgendwo einen
Fehler gemacht hatte.
Dann sah ich auf ihrem
Gesicht den
Widerschein der
Lichtblitze. Penny
öffnete ein wenig den
Mund und atmete

scharf ein. In diesem Augenblick erreichte uns auch der Donner. Es war, als wären ganz in der Nähe tausend Blitze gleichzeitig eingeschlagen. Das Dröhnen übertönte alles andere.

Als ich den Kopf wieder hob, sah ich ein Zerstörungswerk,

dessen Ausmaß ich kaum begreifen konnte. Auf einer Strecke von vier Meilen stiegen an tausend Stellen längs der Straße Flammen und Rauch empor. Ich hatte die Bomben im Abstand von etwa zehn bis fünfzehn Schritten am Straßenrand vergraben. Nach allem, was ich jetzt sehen

konnte, war das deutlich übertrieben gewesen. Der Explosionsdonner klang binnen weniger Sekunden ab, und in der darauf folgenden Stille war nur noch das Kreischen der sterbenden Pferde und Männer zu hören. Wer nicht auf der Stelle tot war, musste grässlich

verstümmelt sein und hatte gewiss Arme und Beine verloren. Die meisten Überlebenden würden binnen Minuten ebenfalls sterben. Nur diejenigen, die das Glück gehabt hatten, sich weiter als zwanzig oder dreißig Schritt von der Straße entfernt zu

befinden, würden länger am Leben bleiben. Doch auch unter ihnen waren viele, die schwere Verbrennungen oder andere Verletzungen erlitten hatten.

Rauch und Staub behinderten unseren Blick, doch ich konnte viele Überlebende erkennen, die von der

Straße weg auf uns
zurannten.

Wahrscheinlich liefen
zahlreiche auch in die
entgegengesetzte
Richtung. Daher legte
ich den zweiten Beutel
auf den Stein und
wiederholte den
Vorgang. Abermals gab
es ein gewaltiges
Getöse, beinahe so laut
wie das erste, und die

Explosionen zerstörten nun auch die andere Seite der Straße. Nur diejenigen, die zum Fluss rannten, blieben verschont. Ich holte den dritten Beutel, doch Penny legte mir eine Hand auf den Arm.

»Genug, Mort, bitte ... nicht mehr.«
Ihre Augen waren

feucht. Ich hätte so
fühlen sollen wie sie,
aber mein Herz war
ohne Empfindung, und
geblieben war nur eine
kalte Leere. Ich schob
ihre Hand weg und
zerschmetterte auch
den Inhalt des dritten
Beutels. Es war zu weit
entfernt, um es sehen
zu können, doch nun
wurde Arundel von

einer Reihe von
Explosionen vernichtet,
die ebenso schlimm
sein mochten wie die
auf der Straße. Ich
konnte nicht sicher
sein, ob die Feinde dort
wirklich Krieger
zurückgelassen hatten,
aber es war besser, auf
Nummer sicher zu
gehen. Einige
Sekunden später

hallten die Explosionen durch das Tal.

Nun war es Zeit zu gehen. Die Überlebenden stolperten auf dem Gras in unsere Richtung. Auf einmal bemerkte ich, dass einige Glassteine in dem ersten Beutel noch heil waren. Ich wollte

das Werk vollenden,
legte den Beutel wieder
auf den Stein und
zerstörte sie
nacheinander. An
verschiedenen Punkten
der Straße waren
vereinzelte
Explosionen zu sehen.
Nach mehreren
Schlägen waren
sicherlich alle
Glasperlen zerstört,

aber ich hämmerte
noch weiter und schlug
auf den Felsblock ein,
bis die Splitter in alle
Richtungen flogen.
Irgendjemand rief
etwas, aber ich hörte
nicht darauf, bis Penny
mein Handgelenk
ergriff und den
Hammer mitten in der
Bewegung aufhielt.

Das war ein Beweis

für ihre Körperkraft,
denn der Hammer wog
mehr als zehn Pfund,
und sie hatte meinen
Arm ganz mühelos
festgehalten. Mit der
anderen Hand nahm
sie mir sanft den
Hammer ab, während
ich sie anstarrte. Nach
einer Weile schloss ich
den Mund. Ich hatte

geschrien und es nicht einmal bemerkt. »Wir müssen jetzt gehen. Sie sind fast hier«, erklärte sie mir ruhig.

Ich nickte und stand auf. Ein paar Schritte und ein Augenblick der Konzentration, dann waren wir wieder zu Hause. Im Burghof herrschte eine eigenartige Stille, als

wir zwischen den Menschen, die dort beschäftigt waren, hindurchliefen. Alle beobachteten mich genau, während ich zur Haupttür ging. Auf diesen Gesichtern sah ich überall die gleiche Frage, bis endlich jemand laut zu fragen wagte: »Wie ist es gelaufen, Mylord?«

Ich riss mich
zusammen, da ich
ihnen nicht die Qualen
zeigen wollte, die ich
innerlich litt. Sie
brauchten Hoffnung
und keinen Anführer,
der von Schuldgefühlen
und Selbstzweifeln
zerfressen war. So holte
ich tief Luft und sprach
laut zu allen, die mich

hören konnten: »Es ging besser als erwartet. Die meisten Feinde sind tot. Diejenigen, die überlebt haben, werden in der kurzen Zeit, die ihnen noch bleibt, ihre Toten betrauern.«

Als ich innehielt, stieß jemand einen Ruf aus. Ich wartete, doch andere fielen noch viel

lauter mit ein. Alle
Menschen im Hof und
alle im Bergfried
scharten sich um mich.
Der Jubel schwoll an,
und dann wiederholten
sie im Singsang immer
wieder meinen Namen.
Ich ertrank fast in ihrer
Bewunderung. Sie
bejubelten einen
Schlächter. Ich hatte
einen harten Kloß in

der Kehle und wusste,
ich würde die Fassung
verlieren, wenn sie
nicht bald aufhörten.

Mit erhobenen
Händen bat ich um
Schweigen, und endlich
hatten sie ein
Einsehen. Sobald sie
sich so weit beruhigt
hatten, dass sie mich
wieder hören konnten,

sorgte ich mit
zusätzlichen Rufen für
Ruhe, bis es schließlich
still war. »Wir haben
den ersten Schritt
getan, aber wir haben
heute noch viel vor
uns, und es wird nicht
leicht. Lord Dorian und
Master Cyhan werden
gleich kommen, um
euch einzuteilen. Die
meisten von euch

sollen ausgesandt
werden, um die Feinde
zu beobachten. Auf vier
Meilen liegen Tote an
der Straße. Unter ihnen
sind auch Verletzte, die
noch eine lange Zeit
brauchen werden, um
zu sterben. Eure
Aufgabe ist es, ihnen
Gnade zu erweisen. Ihr
werdet auch dafür
sorgen, dass sich der

Feind ins Tal
zurückzieht, um sich
neu aufzustellen.

Dankt mir noch nicht,
solange ihr nicht die
blutige Arbeit seht, die
dort vor euch liegt.«

Damit drehte ich
mich um und ließ sie
stehen. Ich musste
mich so dringend
zurückziehen, wie ein

Verdurstender das
Wasser braucht.

Allerdings schaffte ich
es nicht bis in mein
Quartier. Dorian hielt
mich im Korridor auf.

»Mordecai! Warte! Wir
müssen reden!«

Ich konnte sehen,
wie Penny ihm etwas
zuflüsterte, vermutlich
eine Warnung in Bezug
auf meine

Gemütsverfassung. Ich tat so, als hätte ich es nicht bemerkt. »Wir haben doch gestern schon darüber gesprochen«, antwortete ich müde.

Voller Sorge sah er mich an. »Das war gestern. Du hast uns noch keine Einzelheiten des Plans genannt. Pläne ändern

sich, wenn sich die
Lage ändert.«

Ich seufzte. »Es ging
besser als erwartet.

Wenn alles vorbei ist,
müssen wir vier Meilen
Straße neu bauen.

Arundel liegt in
Trümmern.«

»Aber was ist aus
ihrem Heer geworden?
Wie viele Krieger

haben überlebt?«,
drängte er.

Es fiel mir schwer,
ihn nicht anzusprechen.
So ruhig wie möglich
antwortete ich ihm.

»Weniger als ein
Viertel. Mehr weiß ich
auch nicht. Diejenigen,
die neben der Straße
auf dem Abhang
gelagert haben, sind
weitgehend unversehrt

geblieben. Achte
darauf, von ihnen nicht
in einen Kampf
verwickelt zu werden.
Wenn du Gruppen von
Feinden siehst, die
noch gut organisiert
sind, weiche ihnen aus.
Setze ihnen nur zu und
töte die Verletzten, die
du findest.« Nun
drehte ich mich
endgültig um.

»Aber, Mort ...«,
setzte er noch an.

Ich kehrte ihm
weiter den Rücken zu.
»Tu es einfach, Dorian.
Räum mein
verdammtes Gemetzel
auf! Ich will dich und
die anderen erst
wiedersehen, wenn es
Zeit ist, auch den Rest
zu töten.« Ich ging,

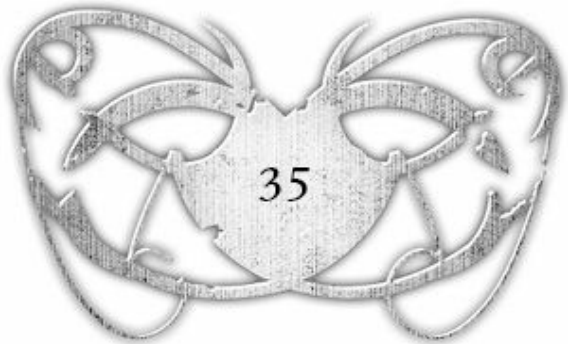
ohne mich umzusehen,
konnte aber mit dem
Magierblick erkennen,
dass er mich schockiert
anstarrte. Das war mir
im Augenblick egal. Ich
suchte meine
Gemächer auf und
verschloss die äußere
Tür. Penny war noch
draußen. Sie hatte
natürlich einen
Schlüssel, aber im

Grunde wollte ich nicht einmal sie sehen.

Im vorderen Raum stand eine Flasche Wein auf dem Tisch.

Das wäre eine ausgezeichnete Idee, dachte ich. Gleich darauf hatte ich sie schon entkorkt und setzte mich, um zu trinken. Die Welt da draußen konnte mich

mal. Ich betrachtete
meine Hände, die
irgendwann
angefangen haben
mussten zu zittern, und
fragte mich, wie viele
Gläser ich brauchen
würde, damit es wieder
aufhörte.



Zwei Stunden später
war die Flasche leer.
Ich hätte mir gern eine
neue geholt, wagte es
aber nicht, meine

Räume zu verlassen.
Ein Klopfen an der Tür
nahm mir die
Entscheidung ab.

»Geht weg!«, rief
ich.

Der Schlüssel wurde
im Schloss
herumgedreht, und
Penny trat ein.

»Jemand will dich
sprechen.« Es klang
sehr ernst.

»Wer denn?« Ich achtete peinlich genau darauf, nicht zu nuscheln.

»Ein Gesandter von Vendraccus. Er ist mit der Parlamentärsflagge gekommen. Hast du etwa getrunken?«, fragte sie missbilligend.

»Kann schon sein«, gab ich zurück.

»Irgendwie regt es

mich an. Sag Dorian, er soll die Kapitulation akzeptieren, und dann sollen sie sich verziehen.«

»Er will nicht kapitulieren, und er will mit niemandem außer dir sprechen«, erwiderte sie. Die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich.

»Na gut«, grollte ich. »Räumt die Halle und setzt ihn an die große Tafel. Dort spreche ich mit ihm. Dorian soll sein Schwert tragen. Außer euch beiden will ich niemanden dort sehen.«

Ihr Blick sprach Bände. Ich ging nicht darauf ein, sondern

spielte mit der leeren Flasche. »Kommst du jetzt?«, fragte sie.

»Ich bin gleich da«, erwiderte ich abwesend.

»Was heißt gleich?«, bohrte sie nach. »Gleich in einer Minute oder gleich in einer halben Stunde, wenn du wieder

nüchtern bist?«

Voll verletzter
Unschuld sah ich sie
an. »Wenn du es
unbedingt wissen
musst ... gleich,
nachdem ich meine
überlastete Blase
entleert habe. Der
Inhalt der Flasche
muss ja irgendwo
geblieben sein.« Ich
wirbelte die Flasche in

den Händen herum,
zerstörte aber die
Wirkung, als ich sie
fallen ließ. Penny
knallte die Tür hinter
sich zu.

Drinnen blieb ich
stehen und prüfte
meinen
Gleichgewichtssinn. Es
sah ganz gut aus ... ich
konnte gehen, ohne
mich irgendwo

abstützen zu müssen.
Dann dachte ich über
meine Möglichkeiten
nach und beschloss,
dass der Balkon eine
schlechte Idee war,
schließlich konnte
unten jemand stehen.
Den Abtritt wollte ich
nicht aufsuchen. Mit
einem erleichterten
Seufzen fand ich das

Nachtgeschirr. Ich kicherte, als ich daran dachte, was Penny später dazu sagen würde.

Kurz danach betrat ich die große Halle und ging zur Haupttafel. Dort saß unser Gast bereits. Dorian hielt in der Nähe Wache und erweckte den Eindruck, als stünde er kurz

davor, gegen alle
Gebote der
Gastfreundschaft zu
verstoßen. Penelope
wartete an der Tür.
Anscheinend wollte sie
mich stützen, damit ich
wohlbehalten den Tisch
erreichte. Mit einer
unwirschen Geste
wehrte ich die
angebotene Hilfe
jedoch ab und ging

allein zur Tafel.

Dabei fasste ich unseren Besucher genau ins Auge. Der Bote hatte eine dunkle Aura, ganz ähnlich dem Mann, der meinen Teleportkreis benutzt hatte, um Truppen in den Burghof einzuschleusen. Da ich der einzige bekannte

Magier war, musste ich annehmen, dass er – so ähnlich wie Marc – ein Heiliger war, der allerdings einem anderen Gott diente. Ich hielt kurz inne, um Penny mit einem Schild zu schützen. Sie keuchte leise auf, als sie spürte, wie sich die Barriere um sie legte.

Gleich darauf suchte

sie meinen Blick, und ich gab ihr wortlos zu verstehen, dass ich mir Sorgen machte. Dann setzte ich mich gegenüber von dem Mann hin, der so kühn gewesen war herzukommen, um mit uns zu verhandeln.

»Habt Ihr schon etwas gegessen? Ihr müsst nach der langen Reise

hungrig sein«, fragte ich etwas spöttisch.

»Ich bin recht zufrieden mit dem, was Ihr mir bereits gegeben habt«, antwortete er. Seine Stimme klang unnatürlich tief, was mein Misstrauen verstärkte.

»Ich kann mich nicht erinnern, dich

gespeist zu haben,
Mal'goth. Du bist es
doch, oder?«, gab ich
äußerlich freundlich
zurück.

»Jedenfalls so viel
von mir, wie dieses
bescheidene
menschliche Vehikel
aufnehmen kann«,
erwiderte der Gesandte
und deutete abfällig auf
seinen Körper. »Ich bin

gekommen, um dir für
die Arbeit zu danken,
die du in meinem
Namen verrichtet
hast.«

Sein Tonfall reizte
mich, und die Wut
verbrannte die
Dunstschwaden des
Weins. »Lieber hätte
ich zwei Schwestern im
Hurenhaus, als
irgendetwas für dich zu

tun. Versuche nicht,
mich mit hilflosen
Beleidigungen zu
erzürnen. Du hast
bereits verloren.«

Lachend

wiederholte er seine
Behauptung: »Aber
nein, du hast mein
Werk vollbracht. Dir ist
doch sicher bekannt,
wie diejenigen

vorgehen, die ihr die
Nachtgötter nennt? Wir
können uns nicht
direkt von
menschlichen
Gläubigen nähren. Wir
benötigen Opfer. Heute
hat das größte Opfer in
der Geschichte deines
elenden Volks
stattgefunden.«

Ich ließ mir mein
Entsetzen nicht

anmerken. »Deine Männer haben ihre Entscheidung getroffen, als sie einwilligten, dir zu dienen. Für sie empfinde ich kein Mitleid.«

»Einige schon, ja. Andere mussten allerdings erst überzeugt werden, sich der Armee

anzuschließen.« Er
lächelte mich breit an.

»Das ist mir egal«,
antwortete ich.

»Wirklich? Und
wenn ich dir nun sage,
dass die Kinder dieser
Männer in meinen
Tempeln in Gododdin
als Geiseln festgehalten
werden?« Ob es der
Wein war oder der

Schreck, ich wusste es nicht zu sagen. Auf jeden Fall schwankte der Raum, als der Gesandte sprach.

»Wenn du deinen Angriff hier fortsetzt, bleiben dir nicht mehr viele Anhänger«, erklärte ich. Etwas Besseres fiel mir nicht ein, in mir drehte sich alles.

»Narr! Es ist mir egal, ob du sie alle tötest. Es war nie mein Ziel, dein Volk zu retten. Du tötest die Männer, ich töte die Kinder. So oder so werde ich stärker«, verkündete er drohend.

»Deine Männer werden dir nicht mehr folgen, wenn du die Geiseln tötest«,

widersprach ich.

»Deshalb töte ich auch nur die Kinder derjenigen, die in der Schlacht fallen. Heute habe ich zwei Ernten eingefahren«, entgegnete er mit einem widerlichen Grinsen.

Mir war übel, aber ich gab nicht nach.

»Wenn du meine
Entschlossenheit zu
erschüttern hoffst,
dann muss ich dich
enttäuschen.«

»Ganz im Gegenteil.
Ich bin lediglich hier,
um dich ins Bild zu
setzen. Es missfällt
mir, einen
unwissenden Feind zu
vernichten. Du solltest
geehrt werden. Seit

deinem Ahnen Tirion
hat niemand von deiner
Art so viele an einem
einzigsten Tag getötet«,
erwiderte er
selbstgefällig.

»Wer?«

»Wie schnell ihr
Sterblichen doch
vergesst. Tirion Illeniel
war der Begründer
deines Geschlechts.
Der Mann, der die

Elentirberge wachsen
ließ. Der Mann, der
mein Volk vernichtete
und mich auf den Weg
drängte, der mich jetzt
zu dir geführt hat,
seinem so viel später
geborenen
Nachkömmling.
Glaubst du wirklich, du
stammst aus einem
edlen Geschlecht? Der

Mann war ein tausendfacher Mörder, der fast ebenso viele Angehörige seines eigenen Volks erschlug, während er die Meinen bekämpfte. Völkermord ist ein Verbrechen, das nicht ungesühnt bleibt.«

»Warum erzählst du mir das?«, fragte ich.

Einen Moment lang

strahlten seine Augen vor Freude. »Um dir eine letzte Illusion zu rauben. Hältst du dich nicht für einen Helden? Du bist aber nicht mehr als ein gewöhnlicher Verbrecher. Glaubst du, du könntest unschuldige Seelen retten? Du vernichtest sie. Denkst du, ich sei ein verrückter Gott aus

einem vergangenen
Zeitalter? Das ist schon
richtig, aber ich habe
zehntausend Jahre und
mehr gekämpft, um die
Ermordung meines
Volks zu rächen. Dein
verehrter Urahn brach
den Waffenstillstand,
der seit Generationen
zwischen den She'har
und den Menschen

existiert hatte. Der Stolz war sein einziger Grund, sie zu ermorden. Ich sage dir dies, damit du weißt, dass du nicht besser bist als er. Am Ende, wenn dich die Verzweiflung übermannt, wirst du erkennen, dass du für nichts und wieder nichts gekämpft hast.

Und wenn du tot bist,
werde ich meinen Krieg
fortsetzen, bis jeder
Angehörige deiner
wertlosen Rasse
vernichtet ist.«

Ich erbleichte,
während er sprach. Wie
Hammerschläge trafen
mich seine Worte und
zeigten mir, wie
närrisch meine Träume
gewesen waren. Was er

sagte, konnte ich nicht
als Wahrheit
anerkennen, denn das
hätte mich zerstört. Ich
bemühte mich also,
eine einleuchtende
Antwort zu finden,
doch mir fiel keine ein.
Schließlich wurde mir
die Mühsal erspart,
denn Penelope erschien
und schlug blitzschnell

mit dem Schwert zu.
Ihre magisch verstärkte
Klinge glitt durch den
Schild des Gesandten,
als existierte er nicht,
und gleich darauf fiel
sein Kopf, immer noch
mit dem höhnischen
Grinsen im Gesicht, auf
den Boden. Dorian und
ich starrten sie
erschrocken an.

Penny erwiderte

ungerührt meinen
Blick. »Er hat zu viel
geredet«, sagte sie und
säuberte die Klinge an
der Kleidung des Toten.

Ihre Gelassenheit
vertrieb die Finsternis,
die mein Herz verhüllt
hatte, und ich musste
lachen. Dorian fand es
dagegen überhaupt
nicht lustig. »Der
Mann ist unter der

Parlamentärsflagge
hergekommen! Du
kannst nicht ... das
kannst du doch nicht
tun!«

Penelope lächelte
ihn an. »Du bist nur
neidisch, weil ich als
Erste daran gedacht
habe.« Ehe Dorian
antworten konnte,
klopfte es an der Tür.

Um mich von dem abzulenken, was der Gesandte gerade gesagt hatte, stand ich auf und öffnete selbst.

Marc wartete draußen. Mit einem Tablett voller Essen und mehreren Krügen Ale sah er ganz wie ein Diener aus. »Ich dachte, ihr wollt dem Gast vielleicht

etwas ...«, begann er.
Dann blickte er über
meine Schulter.
Offensichtlich war er
vor allem neugierig,
weil ich auch ihn von
dem Treffen
ausgeschlossen hatte.
Er machte große
Augen, als er den
enthaupteten Toten
bemerkte.

»Unser Gast fühlt

sich gerade nicht so wohl«, antwortete ich ungerührt. »Aber da du anscheinend bereit bist, hier den Diener zu spielen, wäre es freundlich von dir, wenn du den Dreck da wegräumen könntest.« Ich deutete auf den Toten und schob mich an ihm vorbei. Penny

kam und nahm ihm einen Bierkrug ab.

»Das ist wirklich nett von dir, Marcus.«
Dann folgte sie mir den Flur hinunter.

Er starrte uns lange nach, ehe er mit seinem Tablett in die Küche zurückkehrte. Dorian blieb allein in der großen Halle und betrachtete den Toten.

»Verdammt auch«,
sagte er zu sich selbst.

Einige Stunden später
stand ich im Burghof
und sah, wie Cyhans
Gruppe zurückkehrte.
Er zügelte neben mir
sein Pferd und stieg ab.
»Du hast deine Arbeit
gut gemacht«, lobte er
mich. Das war aber

nicht die Art von Lob,
die ich gern hörte.

»Wie sieht es da
draußen aus?«, fragte
ich.

»Meiner Schätzung
nach haben sie beinahe
vier Fünftel ihrer
Krieger verloren. Deine
Magie war äußerst
wirkungsvoll. Wir
haben die Straße nach
Überlebenden

abgesucht, aber nur sehr wenige gefunden. Die meisten waren schon tot«, berichtete er.

»Konntest du bis nach Arundel vorstoßen?«

»Nein, dort haben einige Kavallerieabteilungen aufgepasst. Wir mussten uns

zurückziehen, sonst
wären wir in einen
Kampf verwickelt
worden, den wir nicht
hätten gewinnen
können. Sie sind uns
immer noch deutlich
überlegen«,
unterrichtete er mich.
»Nach allem, was ich
sehen konnte,
formieren sie sich im

Tal, wie wir es gehofft haben.«

Ich erinnerte mich an das, was Mal'goroth behauptet hatte, und zuckte innerlich zusammen. Es war schwer zu beurteilen, wie viel von dem, was er mir gesagt hatte, der Wahrheit entsprechen mochte, und das machte es mir umso

schwerer. »Wie lange brauchen sie, bis sie wieder eine schlagkräftige Truppe haben?«

Nachdenklich runzelte Cyhan die Stirn. »Mindestens eine Woche. Ihr Heer hat eine große Zahl von Verwundeten zu versorgen. Sie müssen alles neu organisieren

und die
Kampfunfähigen nach
Gododdin
zurückschicken. Einige
Leichtverletzte werden
wohl bleiben, wenn sie
in ein paar Tagen
wieder kämpfen
können.«

»Es wundert mich,
dass sie überhaupt
noch den Mumm

haben, den Kampf zu suchen.«

»Was Vendraccus auch einsetzt, um sie zu motivieren, es verfehlt seine Wirkung nicht. Jede gewöhnliche Armee hätte nach dem heutigen Tag aufgegeben.« Cyhan drehte sich um und führte sein Pferd in den

Stall.

Ich sah ihm nach.

Also heute Abend,
dachte ich. Ich konnte
nicht warten, bis sie
sich neu formiert
hatten. Nun benötigte
ich Dorians Rat.

»Noch mehr

Leichen, die beseitigt
werden müssen?«,
fragte er sarkastisch,
als ich ihn aufgespürt

hatte. Er inspizierte gerade eine Gruppe von Kriegern, die als Kundschafter ausreiten sollten.

Trotz meiner düsteren Stimmung musste ich kichern.
»Nicht dieses Mal, aber da draußen sind noch viele, die deine fachkundige Hilfe

brauchen könnten.«
Ich deutete zum Tor
und auf die Straße, die
ins Tal führte. »Ich will
wissen, wie viele
Männer wir noch
haben. Bald werde ich
den Damm zerstören,
deshalb musst du ab
morgen früh für einen
Ausfall bereit sein.«

»Siebenhundertzwöl
antwortete er sofort.

Ich staunte, weil er die Zahl so genau nennen konnte, aber andererseits war es gar nicht sonderlich überraschend. Dorian war schon immer sehr gewissenhaft gewesen, und dies vor allem, wenn er sich Sorgen machte, was eigentlich ständig der Fall war.

»Unsere Krieger sind

im Morgengrauen bereit«, versprach er mir.

Ich nickte.

»Welches Gebiet willst du jetzt als Nächstes erkunden?«

»Wir stoßen durch den Wald nach Osten in Richtung Lancaster vor. Dann werden wir so weit wie möglich die

Straße kontrollieren«, antwortete er.

»In dieser Richtung sollten keine Feinde sein«, erwiderte ich.

»Das Wort ›sollte‹ ist der springende Punkt«, gab er aufgebracht zurück.

»Das Wort höre ich nicht gern, wenn es um eine Schlacht geht. Dieses Wort hat,

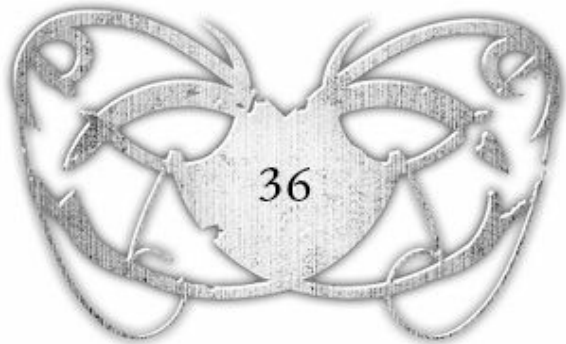
höchstens mit einer einzigen Ausnahme, mehr Menschen den Tod gebracht als jedes andere.« Er wartete auf die unvermeidliche Frage.

Ich seufzte und tat ihm den Gefallen.

»Welches Wort wäre das?«

»Angriff«, antwortete er lächelnd.

Kurz danach brach Dorian auf und nahm fünfzig Reiter mit. Ich hoffte, sie würden nichts finden.



Der Tag schleppte sich
dahin. Ich hatte damit
gerechnet, dass Dorian
und seine Männer
schon nach wenigen

Stunden
zurückkehrten, doch er
ließ sich nicht blicken.
Mit jeder Stunde, um
die sich seine erwartete
Rückkehr verzögerte,
nahmen meine Ängste
zu. Er hätte sich nicht
verspätet, wenn ihn
nicht etwas Wichtiges
aufgehalten
hätte ... oder war er
sogar schon tot?

Joe stand neben mir auf dem Wall und wartete ebenfalls auf ihre Rückkehr. »Etwas Schreckliches muss geschehen sein«, sagte er.

Ich bewunderte die Beharrlichkeit dieses Mannes, aber seine Neigung, das Offensichtliche zu verkünden, ging mir

manchmal auf die Nerven. »Er wird schon noch zurückkommen«, widersprach ich.

»Woher wisst Ihr das?«

»Weil er zurückkommen muss«, erwiderte ich düster. Trotz meiner zuversichtlichen Worte hatte ich ebenfalls das

deutliche Gefühl, dass etwas Schreckliches geschehen war. Zäh verging eine weitere Stunde, der Sonnenuntergang näherte sich schon. Ich wollte gerade die sinnlose Warterei aufgeben und nach drinnen gehen, da bemerkte ich einige Reiter auf der Straße.

Sie waren zu weit entfernt, um sie mit bloßem Auge zu erkennen, aber ich spürte Dorians Geist unter ihnen und atmete erleichtert auf. Sie ritten schnell, als hetzte sie das ganze Heer von Gododdin, obwohl ich sonst niemanden auf der Straße ausmachen

konnte.

Ein paar Minuten später empfing ich ihn im Hof. »Was ist passiert?«, fragte ich ungeduldig.

»Sie ziehen nach Lancaster!«, rief Dorian, noch ehe ich die Frage ganz ausgesprochen hatte.

»Was? Wie viele?«

»Alle, soweit ich das sagen kann«, erwiderte er.

»Aber die anderen Späher berichten, dass sie ihr Lager im Tal aufgeschlagen haben«, widersprach ich.

»Das sind wohl nur die Verwundeten. Auf der Straße sind uns fast fünftausend Soldaten begegnet. Wir konnten

ihnen nur mit knapper
Not entkommen,
nachdem sie uns
entdeckt hatten. Sie
haben uns eine
Kavallerieabteilung
hinterhergeschickt und
uns den halben Weg bis
hierher verfolgt. Ich
nehme an, sie wollten
nicht, dass wir
herausfinden, wohin

sie ziehen. Dort sind nur Frauen und Kinder! Wir müssen alle Männer sofort aussenden, um sie zum Rückzug zu zwingen!«, drängte Dorian aufgeregt. So nahe an einer ausgemachten Panik hatte ich ihn noch nie erlebt.

»Warte, lass mich nachdenken«,

entgegnete ich.

»Wir haben keine Zeit zum Nachdenken! Wir müssen sofort handeln! Mit jeder Sekunde kommen sie näher an Lancaster heran! Dort stehen keine Verteidiger, und sobald sie die Burg umzingelt haben, können wir den Belagerungsring nicht

mehr aufbrechen.
Nicht, dass sie lange
draußen stehen
würden. Sie schleppen
Belagerungswaffen
herbei, Mort!« Er
schrie jetzt fast.

Belagerungswaffen?
Wo, zum Teufel,
konnten sie die
herbekommen haben?
Bis jetzt hatten wir

keine einzige bemerkt.
Möglicherweise hatten
sie die Einzelteile in
dem Tross mitgeführt,
der meinen Angriff
größtenteils unversehrt
überstanden hatte.

Andererseits vermochte
ich mir nicht
vorzustellen, wie sie
das schwere Gerät so
schnell bewegt hatten.
Ich schloss die Augen,

dachte angestrengt
nach und versuchte,
meine eigene Panik zu
unterdrücken.

»Mort! Wir müssen
jetzt sofort
aufbrechen!« Dorian
schrie schon wieder.

»Halt den Mund!
Lass mir doch etwas
Zeit!«, rief ich zurück.
Dann hatte ich eine
Idee. Zwar war es eine

verzweifelte Idee, aber
der Feind hatte
ohnehin schon eine
Vorstellung von
meinen Plänen. Dieses
Wissen konnten wir
vielleicht ausnutzen,
um ihnen den Eindruck
zu vermitteln, wir
hätten weitaus mehr
Fallen gestellt, als es
tatsächlich der Fall war.

»Wie lange dauert es noch, bis sie die Burg des Herzogs erreichen?«, fragte ich.

Dorian runzelte die Stirn. Offenbar war auch sein Denkvermögen durch starke Gefühle getrübt. Endlich ergriff er das Wort: »Ausgehend von der Stelle, wo wir sie zuletzt gesehen

haben ... sie müssten in
ein oder zwei Stunden
am Ziel sein. Die
Wagen und Onager
behindern sie.«

Vielleicht hatten wir
gerade noch genug Zeit.
»Hol die Männer
herein und mach Platz.
Bald werden sich hier
noch viel mehr
Menschen drängen. Ich
brauche zwanzig Mann,

die bereit sind, sofort mit mir aufzubrechen!« Dann rannte ich los, um Penny zu suchen. »Sie sollen da drüben auf mich warten!«, rief ich noch. »Ich bin gleich wieder da.«

Gleich darauf standen wir in dem großen Kreis, mit dem

ich die Zivilisten nach Lancaster befördert hatte, und eine Sekunde später erschien ich in einer ähnlich ausgestatteten Scheune in der Burg Lancaster. Rasch lief ich los und suchte Genevieve. Den ersten Menschen, den ich sah – es war eine Frau, die im Hof Wasser holte –,

wies ich an: »Ihr da!
Holt sofort alle Leute
heraus. Sagt allen, die
Ihr seht, dass sie rasch
herkommen sollen.«

Sie starrte mich
einen Augenblick lang
fassungslos an, ehe sie
mich erkannte. »Ja,
Euer Lordschaft.«
Dann ging sie mit dem
schweren Eimer zum
Bergfried.

»Sofort, verdammt!
Lasst den Eimer stehen
und lauft los! Wir
haben keine Zeit zu
verlieren!« Mit
gerunzelter Stirn sah
ich ihr nach, als sie
zum Bergfried rannte.
In der Nähe, nämlich in
den Ställen, fand ich
eine zweite Frau, die
dort arbeitete. Ein

ähnlicher Ausbruch,
und dann schoss auch
diese Frau los.

Wenige Minuten
später hatten sich
schon die ersten
Bewohner im Hof
versammelt, nur
Genevieve war noch
nicht erschienen. »Holt
die Kinder her! Ich
werde jetzt gleich alle
zurück nach

Washbrook bringen. Die Feinde sind bald hier«, rief ich. Penny und ich nahmen die erste Gruppe Kinder und brachten sie nach Cameron. Dorian und die zwanzig Männer, die ich angefordert hatte, warteten dort schon auf uns.

Ich entließ die Kinder und kehrte mit

Dorian und seinen
Kriegern zurück.

Inzwischen war auch
Genevieve da und
empfang mich am
Scheunentor. »Was
heißt das ... der Feind
kommt?«, fragte sie
mich besorgt.

»Binnen ein oder
spätestens zwei
Stunden sind sie da. Ich

transportiere jetzt alle
zurück nach
Washbrook«, erklärte
ich ihr.

»Aber was ist mit
dem Essen? Die Hälfte
unserer Vorräte ist
doch hier! Und bei
Euch gibt es nicht
genug Platz für so viele
Menschen«, wandte sie
ein.

»Das muss warten.

Wenn wir sie nicht
schnell nach
Washbrook bringen,
dann hat sich die Frage
des Verhungerns
sowieso erledigt«,
erklärte ich ihr.

»Beruhigt Euch,
Mordecai. Wir können
die Tore schließen.
Dann haben wir
Stunden, um alle zu
befördern, auch wenn

keine Soldaten die
Mauern bewachen.
Lasst es mich
organisieren, und wir
können obendrein den
größten Teil unserer
Vorräte retten«,
erwiderte sie ruhig.

»Wir werden das
Tor nicht schließen«,
sagte ich.

»Was?«, gab sie

entsetzt zurück.

»Vertraut mir. Helft mir, die Leute einzuteilen. Sie müssen in einer Stunde alle in Washbrook sein. Lasst alles hier zurück.« Ich wandte mich an Dorian, ohne ihre Antwort abzuwarten.

»Nimm deine Männer und lass sie die Tore weit öffnen. Es soll

einladend aussehen.
Dann musst du mir
hier beim Transport der
Einwohner helfen.
Außerdem darf
niemand auf den
Mauern stehen. Die
Burg soll verlassen
wirken, falls sie hier
eintreffen, ehe wir
fertig sind.«

»Aber, Mort ...«,
wollte er einwenden.

»Tu es einfach,
Dorian! Verdammt, ich
habe jetzt keine Zeit,
alles zu erklären«,
sagte ich scharf. Er
zuckte zusammen,
nahm aber meine
Männer mit und
machte sich mit ihnen
tatsächlich zum Tor
auf.

»Mort, es könnte

helfen, wenn du uns verrätst, was du vorhast«, drängte mich Penny, als wir die nächste Gruppe zum Kreis führten.

»Ich erkläre es dir unterwegs.« Im nächsten Moment waren wir schon wieder in Washbrook.

»Vendraccus ... oder Mal'goroth ... wer

immer dieses Heer da
draußen auch
befiehlt ... sie wissen,
dass ich ihnen eine
Falle stellen will.« Die
Leute, die wir
herübergebracht
hatten, befanden sich
inzwischen außerhalb
des Kreises. Wir
teleportierten zurück
nach Lancaster und
stellten die nächste

Gruppe zusammen,
während ich es ihr
darlegte. »Sie glauben
anscheinend, die
nächste Falle sei die
Burg Cameron. Deshalb
marschieren sie
hierher. Sie wollen uns
umgehen.« Wir
beförderten die
nächsten Einwohner,
und ich sprach

zwischen den Sprüngen
einfach weiter.

»Wenn sie
Lancaster belagern,
müssen wir reagieren,
aber das brächte uns in
eine sehr ungünstige
Position. Das Einzige,
was wir auf unserer
Seite haben, ist ihre
Unsicherheit. Sie
wissen nicht, wo genau
unsere nächste Falle

lauert und wie sie beschaffen ist.«

»Aber du hast doch nur noch eine einzige Falle«, wandte Penny ein. »Den Damm.«

»Eigentlich sind es zwei, aber du hast schon recht«, antwortete ich.

»Warum glaubst du, dass sie nicht längst ahnen, wo die Fallen

sind? Von dem Damm wissen sie ja offensichtlich schon.«

»Nicht unbedingt.

Sie haben die Verwundeten im Tal gelassen, um uns abzulenken. Das könnte ein Köder sein, aber ich glaube nicht, dass sie so viele Leute opfern werden, nur um

mich zu täuschen.«

Penny runzelte die Stirn. »Inwiefern hilft es uns denn, Lancaster zu räumen und die Tore offen zu lassen?«

Ich grinste böse.
»Arundel.«

»Was?«, fauchte sie.
Von einsilbigen Erklärungen hatte sie noch nie viel gehalten.

»Ich habe Arundel

in die Luft gejagt, als sie ihr Hauptlager dort eingerichtet hatten. Wer sagt denn, dass nicht auch Lancaster eine riesige Bombe ist?« Immer noch lächelnd transportierte ich uns erneut.

Penny warf mir einen seltsamen Blick zu. »In Lancaster gibt es doch gar keine

magischen Fallen,
oder?«

»Nein«, erwiderte
ich selbstzufrieden.

»Aber das wissen sie
nicht.«

Wir brauchten
etwas über eine Stunde,
bis alle Leute nach
Washbrook gebracht
waren. Sobald wir sie
sicher befördert hatten,

kehrten wir nach
Lancaster zurück. Ich
überließ es Marcus und
Cyhan, die
Menschenmenge zu
dirigieren, und nahm
Dorian und Penny mit.
Zu dritt warteten wir in
Lancaster in der
Scheune und
beobachteten den
Burghof durch die halb
geöffnete Tür.

Eine weitere Stunde verging, bis die ersten Reiter auftauchten und vorsichtig durch das offene Haupttor ritten. Ihre Haltung verriet uns, dass sie damit rechneten, jeden Augenblick angegriffen zu werden. Ich beneidete sie nicht gerade um ihren Auftrag. Die offenen

Tore und die leere Burg
nährten ihre
Befürchtungen, in eine
Falle zu laufen, was
genau meinem Plan
entsprach.

»Was tun wir, wenn
sie die Scheune
durchsuchen?«,
flüsterte Dorian nervös.

»Dann teleportieren
wir zurück, ehe sie uns

sehen«, erwiderte ich. Allerdings hoffte ich, dass sie die Burg nicht gründlich erforschten. Wenn wir gezwungen waren, mit einem Sprung zu fliehen, mussten wir anschließend den Kreis in Washbrook zerstören. Das hätte den weiteren Verlauf deutlich erschwert.

Die Reiter ritten im Hof rundherum und schickten einen aus ihren Reihen zurück, um Bericht zu erstatten. Die anderen saßen ab und erkundeten den verlassenen Bergfried. Ein weiterer überprüfte das Torhaus. Die ganze Zeit über sahen wir schweigend zu und

wagten kaum zu atmen, obwohl sie sich dem Gebäude, in dem wir uns befanden, nicht einmal bis auf fünfzig Schritt näherten.

Schließlich zogen sie wieder ab.

»Was jetzt?«, fragte Penny.

»Jetzt kommt der schwierige Teil«,

erklärte ich »Wir müssen warten und sehen, ob sie zurückkommen.«

»Wenn wir hier drinnen bleiben, werden wir nie erfahren, ob sie fort sind«, nörgelte Dorian.

Seine Gereiztheit belustigte mich, was ein gutes Zeichen war, denn ich hatte in der

letzten Zeit wenig Grund zur Freude gehabt. »Immer mit der Ruhe. Ich kann sie in einem Umkreis von ungefähr fünfhundert Schritten spüren. Wenn sie außer Reichweite sind, husche ich hinaus und beobachte sie von der Mauer aus.«

Mehr als eine Stunde lang behielt ich

die Männer vor den Mauern im Auge. Sie schickten mehrere Patrouillen in verschiedene Richtungen, umkreisten die Außenmauern und erkundeten die Straße in beiden Richtungen. Ich konnte mir gut vorstellen, wie

beunruhigt ihr
Anführer war. Das
letzte verlassene
Anwesen, das sie
vorgefunden hatten,
war ihnen buchstäblich
um die Ohren geflogen.

Der Abend kam, und
immer noch harrten sie
aus. Ich nahm an, dass
sie die Nacht über
lagern wollten. Wir
mussten bis zum

Morgen warten, um zu erkennen, ob mein Trick funktioniert hatte. Schließlich schickte ich Dorian zurück, um über unsere Situation zu berichten. Marc und Cyhan warteten schon voller Anspannung in Washbrook und fragten sich, was da vor sich gehen mochte.

Penny und ich
verbrachten die Nacht
in trauter Zweisamkeit.
Damit meine ich, dass
sie mich als Kopfkissen
benutzte, während ich
das zweifelhafte
Vergnügen hatte,
meinen Kopf mit einem
zusammengerollten
Sack zu polstern. Das
Stück, das wir in einer

Ecke gefunden hatten,
roch nach Staub und
Hafer. Während wir
ruhten, ließ ich meinen
Geist bis an die
Grenzen wandern,
konnte aber nichts
weiter über die Feinde
in Erfahrung bringen.

Die Nacht war
stockfinster und zog

ein schwarzes Tuch
über die Männer an der
Talstraße. Die meisten
waren tot, zwischen
den Leichen verteilt
lagen jedoch noch
einige Lebende, die
verletzt und
verstümmelt waren
und sich nicht mehr
bewegen konnten.
Auch sie wären bald
gestorben, wären nicht

die Lumpensammler
gekommen, um sich bei
ihnen zu bedienen.

Wesen, die zwar auf
zwei Beinen liefen wie
Menschen, innerlich
aber leer waren.

Die Shiggreth
suchten zwischen den
Toten, und der
Lebensfunke in jenen,
die noch lebten, zog sie
an wie das Licht die

Motten. Im Laufe der Nacht nahm ihre Zahl zu, denn auch wenn die meisten Soldaten tot waren, gab es immer noch Hunderte, die sich an das Leben klammerten. Vor den Wesen, die in der Nacht kamen, um sich von ihnen zu nähren, konnten sie sich nicht

schützen.

Als wir erwachten,
drang das Sonnenlicht
durch die Spalten in
den Holzwänden. Ich
fuhr erschrocken auf,
worauf Penelopes Kopf
mit einem
vernehmlichen Knall
auf den Boden prallte.

»Aua!« Jetzt

richtete auch sie sich auf. »Wie spät ist es?«

»Spät«, antwortete ich. »Nach dem Sonnenlicht zu urteilen müsste es nach neun Uhr sein.«

»Sind sie noch da?«, fragte sie.

»Ja und nein. Draußen lagert eine kleinere Gruppe, etwa zwanzig Männer.

Andere spüre ich nicht.
Es dürfte ungefährlich
sein, nach draußen zu
gehen. Vielleicht ist es
möglich, von der Mauer
aus mehr zu
erkennen.«

»Ich kann gar nicht
glauben, dass wir so
lange geschlafen
haben«, sagte sie, als
wir leise die Treppe zur
Außenmauer der Burg

erklommen.

»Ich habe mich seit mehreren Tagen nicht mehr richtig ausgeruht. Aber es ist schon seltsam, dass wir den Schlaf nachholen, während wir uns vor einer Armee verstecken«, antwortete ich. »Oh, schau!« Gerade hatten

wir den Wehrgang erreicht und spähten zwischen den Zinnen hindurch nach draußen. In der Ferne konnten wir die langsameren Abteilungen der verbliebenen Invasoren erkennen, die sich nun wieder in die Richtung der Burg Cameron bewegten.

»Sie sind nicht alle fort«, erinnerte mich Penny. »Da sind noch die zwanzig, die du erwähnt hast. Sie wollen wohl dafür sorgen, dass wir uns nicht wieder hierher schleichen.«

Ich nickte.

»Wahrscheinlich haben sie Befehl, es sofort zu melden, sobald sie

jemanden
zurückkommen sehen.
Sie befürchten wohl,
wir könnten mit einer
weiteren Überraschung
aufwarten.«

»Dann können die
Frauen und Kinder
nicht zurückkehren«,
meinte Penny.

»Noch nicht. Wenn
wir diese Männer töten,

wird der Feind
misstrauisch. Ich weiß
nicht, ob sie in
festgelegten Abständen
Meldung machen, aber
ich würde es erwarten.
Lass uns nach
Washbrook springen.
Wir müssen uns
vorbereiten.«

Bald standen wir in
Cameron mitten im
Chaos. Washbrook und

die Burg waren
überfüllt. Wohin der
Blick im Hof auch fiel,
überall drängten sich
die Menschen. Ich
konnte mir kaum
ausmalen, wie die
Nacht für sie verlaufen
sein mochte. Die
meisten hatten
vermutlich auf dem
nackten Boden
geschlafen. Wir

bahnten uns vorsichtig
einen Weg und hofften,
in der Burg
Neuigkeiten zu
erfahren. Genevieve
bemerkte uns als Erste.

»Mordecai!«, rief
sie, um meine
Aufmerksamkeit zu
erregen. Automatisch
machten ihr die Leute
Platz, als sie sich uns

näherte. »So geht es nicht. Hier sind zu viele Menschen. Die letzte Nacht war ganz entsetzlich.«

»Es tut mir leid, Durchlaucht«, erwiderte ich so höflich wie möglich. »Ich hoffe, wir können die Leute bald wieder zurückschicken. Im Augenblick müsst Ihr

dies aber noch
ertragen. Wie geht es
James? «

Ihr Mann humpelte
noch, nachdem er sich
in der Hauptstadt eine
Verletzung durch einen
Pfeil zugezogen hatte.
Anscheinend heilte
Marcs Göttin die
Kranken doch nicht
immer ganz
vollständig. Genevieve

runzelte die Stirn. »Es geht ihm gut, das solltet Ihr doch wissen. Er begleitet Cyhan auf einem Patrouillenritt.«

Das überraschte mich nun doch. Ich war so sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, dass ich nicht weiter auf ihn geachtet hatte. Und so war mir

auch entgangen, dass er sich an den Patrouillen beteiligte. Da ich den Mann kannte, hätte ich es mir eigentlich aber auch denken können. James konnte nie lange still sitzen. »Die Feinde kommen jetzt hierher. Wenn sie eintreffen und mit der Belagerung beginnen, bringe ich die Zivilisten nach

Lancaster. Ihr müsst James mitnehmen, wenn Ihr zurückkehrt.«

»Der störrische Mann ist noch nie einer Schlacht ausgewichen«, lachte sie. »Ihr werdet ihn gewiss nicht dazu bewegen können, sich herauszuhalten.«

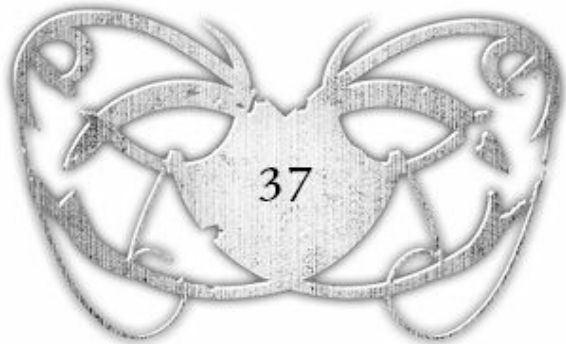
»In Lancaster bewacht eine kleine Abteilung die Burg.

Jemand muss sie
beseitigen, ehe die
Bewohner
zurückkehren können.
Ich hoffe doch, er wird
dies übernehmen«,
erwiderte ich lächelnd.

»Dann aber bald,
Neffe. Diese Leute
können nicht mehr
lange auf diese Weise
hier hausen, ehe sie

krank werden.«

Ich überlegte. »Ich hoffe, es wird heute Abend schon geschehen. Ich möchte niemanden nach Lancaster schicken, solange ich nicht sicher bin, dass Vendraccus all seine Kräfte hier gegen uns einsetzt.«



Am späten Nachmittag
mussten sich fünf
unserer Patrouillen in
die Burg Cameron
zurückziehen. Der

Feind hatte uns erreicht und verschanzte sich für eine möglicherweise längere Belagerung. Ich spielte mit dem Gedanken, Männer auszuschicken, um sie beim Aufbau des Lagers zu stören, doch Cyhan überzeugte mich, dass dies eine schlechte Idee sei. Sie

hatten mindestens
fünftausend
kampffähige Männer,
von denen ein großer
Teil jederzeit
bereitstand, um unsere
Ausfälle
zurückzuschlagen.

Die Zahl der Gegner
war groß genug, um
uns zu ängstigen. Sie
waren uns fast in
einem Verhältnis von

zehn zu eins überlegen.
Die größten Sorgen
bereiteten mir
allerdings die
Belagerungswaffen. Im
Hintergrund konnte ich
eine ganze Reihe von
Geräten entdecken.
Manche der Maschinen
hatte ich in Büchern
gesehen, doch nie hätte
ich gedacht, dass sie

eines Tages gegen mich gerichtet werden würden. Es gab kleine Onager und Ballisten, die auf Radsätze montiert waren und von Pferden gezogen wurden. Die Onager waren recht einfach gebaut, lediglich ein Wurfarm und ein kleiner Eimer, in den man verschiedene

Geschosse wie Steine oder Brandsätze legen konnte. Die Ballisten waren im Grunde riesige Armbrüste und wurden mit Bolzen geladen, die an große Speere erinnerten.

Weitaus erschreckender war die hohe Konstruktion, die ganz hinten stand. Wenn ich mich nicht

irrte, entstand dort gerade eine riesige Blide. Diese Waffe besaß einen viel größeren Wurfarm mit einer Schlinge, in die man das Geschoss legte. An dem kurzen Ende in der Nähe der Achse befand sich ein schweres Gegengewicht. Dieses

Gerät konnte man
nicht so leicht
bewegen, deshalb
hatten sie die
Einzelteile
herangeschafft und
bauten es jetzt
zusammen, während
wir zusahen. Die Größe
ließ vermuten, dass
man damit Geschosse,
die mehrere Hundert
Pfund schwer waren,

über Hunderte von Schritten schleudern konnte. Sobald die Reichweite richtig eingestellt war, konnten unsere Mauern einem solchen Angriff keinesfalls standhalten.

Dorian und Mark waren bei mir auf dem Wall und beobachteten die Fortschritte der

Feinde. »Ich fühle mich ein bisschen nackt«, gab Marc zu.

Dorian lachte. »Das sieht sehr danach aus, als würden wir bald mit hässlichen Belagerungswaffen beschossen werden. Kannst du nicht etwas gegen diese Dinger tun, Mort?«

»Nicht solange sie so weit entfernt sind. Wie weit können sie schießen?«, fragte ich.

Dorian überlegte.

»Die Ballisten und die Blide könnten bis zu fünfhundert Schritt schaffen. Sogar noch weiter, wenn es denen, die sie bedienen, nichts ausmacht, öfter mal zu verfehlen. Die Onager

müssten bis auf
höchstens dreihundert
Schritt
herankommen.«

Diese Einschätzung
gefiel mir überhaupt
nicht. Seit Penny und
ich die Bindung
vollzogen hatten,
konnte ich meine
zerstörerische Magie
nur noch in einem

Umkreis von knapp
fünfhundert Schritt
wirken. Die Onager
waren vermutlich kein
Problem, aber ich
glaubte nicht, dass ich
fähig war, auf diese
Entfernung die Blide
auszuschalten. Also
musste ich meine Pläne
ändern. »Wann werden
sie angreifen?«, fragte
ich.

Dorian antwortete,
ohne nachzudenken.

»Morgen«, sagte er.

»Bist du sicher?«

»Wenn sie erst
einmal ihre Stellung
befestigt und die
Belagerungswaffen
aufgebaut haben,
rücken sie nicht weiter
vor. Außerdem müssen
sie befürchten, dass der
König Entsatztruppen

schickt. Deshalb dürfen sie keine Zeit verschwenden. Wäre ich ihr Kommandant, ich würde so bald wie möglich beginnen. Das dürfte morgen früh zu Beginn der Dämmerung sein.« Es war deutlich zu hören, dass sich mein Freund seiner Sache sicher

war.

»Marc ... bringst du heute Nacht die Frauen und Kinder nach Lancaster zurück? Du weißt doch noch, wie man die Kreise benutzt, oder?«

Er seufzte. »Das hast du mich schon ein Dutzend Mal gefragt. Ja, ich kann mich ganz gut erinnern, und

selbst wenn nicht,
meine Göttin könnte
mir das notwendige
Wissen schenken.
Schließlich nutze ich ja
ihre Macht. Aber
warum ich?«

»Es erfordert viele
Sprünge hin und her«,
sagte ich. »Ich will an
dem Abend, bevor der
Angriff beginnt, meine
Kräfte möglichst

schonen. Übrigens, ich werde deinen Vater mit einer kleinen Truppe losschicken, um die Abteilung der Belagerer zu erledigen, die sie vor eurer Burg zurückgelassen hatten. Deine Mutter verlangt, dass du ihn nicht wieder mit hierher bringst.«

»Ich fürchte, das wird er überhaupt nicht mögen.« Marc lachte.

»Du hast mir eine wirklich unangenehme Aufgabe zugeteilt.«

Ich schnitt eine Grimasse. »Hier gibt es überhaupt keine angenehmen Aufgaben«, erwiderte ich verbittert.

In dieser Nacht verlief alles so reibungslos, wie ich es mir erhofft hatte. Marc brachte seinen Vater und eine Gruppe von etwa fünfzig Männern nach Lancaster. Ich begleitete sie nicht, aber sie waren anscheinend auch allein ohne große Schwierigkeiten fähig,

die feindlichen Späher auszuschalten. Zwar wurden fünf Männer dabei verletzt, doch Marcs Göttin hatte sie schon wieder geheilt, bevor die Schlacht richtig vorbei war.

Danach versperrten sie die Tore, und Marc beförderte die Frauen und Kinder, so schnell

es möglich war. Es war anstrengend für ihn, obwohl ihm seine Göttin die nötige Kraft gab. Später erklärte er mir, dass die Energie seiner Herrin zwar grenzenlos sei, die Grenzen dessen, was er selbst tun konnte, jedoch durch seinen Körper gesetzt wurden. Je mehr von ihrer Kraft

er durch sich hindurchleitete, desto höher wurde der Preis, den er in Form von Müdigkeit und Erschöpfung zahlen musste. Ich prägte mir dieses Detail ein, weil es mir später nützlich sein konnte. Immerhin hatte ich bereits mit zwei Heiligen des Mal'Goroth zu tun

gehabt, und es mochten noch mehr kommen.

Penny und ich zogen uns früh zurück. Wir waren beide nicht müde, aber je mehr Zeit wir uns ließen, wenn wir so taten, als wollten wir schlafen, desto besser wurden die Aussichten, dass es uns tatsächlich gelang.

Wir schlummerten
unruhig, fanden aber
immerhin fünf oder
sechs Stunden Ruhe.
Ich war sicher, am
kommenden Tag alle
meine Kräfte zu
brauchen.

Als die Dämmerung
kam, waren wir schon
seit mehreren Stunden

auf den Beinen.

Zusammen mit Penny beobachtete ich, wie im Osten die Sonne aufging. Wir standen auf der Außenmauer und versuchten, die Vorkehrungen der Feinde zu erkennen, deren Stellung sich langsam aus der Dunkelheit herauschälte. Die

meisten unserer
Krieger standen hinter
der Holzpalisade, die
noch einmal hundert
Schritt vor der
Außenmauer errichtet
worden war. Wir hatten
die Absicht, den Feind
dort so lange wie
möglich aufzuhalten,
ehe wir uns hinter die
besser zu
verteidigenden

Steinmauern
zurückzogen. Das war
wenigstens die Version,
die ich ihnen mitgeteilt
hatte. Was ich
allerdings wirklich
vorhatte, wusste
bislang noch niemand.

Penny riss die
Augen weit auf, als wir
das umliegende Land
besser sehen konnten.

Ihr Blick wanderte hin
und her, von unserem
Erddall bis zu den
feindlichen Linien und
den
Belagerungsmaschinen
dahinter. Sie stieß
sogar ein fast
unhörbares Keuchen
aus. Ich drehte mich
nach ihr um, aber sie
kehrte mir den Rücken
zu, um ihre Miene zu

verbergen.

»Heute wird es geschehen, nicht wahr?«, fragte ich ruhig. Eine innere Stimme hatte mir verraten, warum sie so reagierte.

Sie antwortete nicht sofort, sondern wandte mir weiter den Rücken zu und schlang die Arme um sich. Ich

bedrängte sie nicht,
sondern wartete, bis sie
von selbst zu sprechen
begann. Nach einer
ganzen Weile drehte sie
sich wieder um. »Ja«,
antwortete sie nur. Ihre
Augen waren feucht.

»Woher weißt du
das?«

»Seit wir heute
Morgen hierheraus

gekommen sind, habe ich das Gefühl, diese ganze Szene schon einmal gesehen zu haben.« Sie deutete auf das feindliche Lager.

»Es sieht fast genauso aus wie in meiner Vision. Es kann ... es sind ... höchstens noch ein paar Stunden, bis ...« Ihre Stimme brach, sie konnte nichts

mehr sagen. Sanft zog ich sie an mich. Sie bebte, als ich sie hielt, schmiegte sich an meine Schulter und weinte leise.

Bei alledem blieb ich seltsam ruhig. Die Ereignisse der vergangenen Wochen hatten ein wildes Durcheinander von Gefühlen ausgelöst,

aber jetzt fühlte ich
mich wie betäubt. Mir
blieb nichts mehr zu
tun, als das zu Ende zu
bringen, was ich
begonnen hatte.
Schließlich hörte sie zu
weinen auf, und ich
hielt sie auf
Armeslänge vor mir
fest und blickte ihr
ernst in die Augen.

»Wenn es heute
geschehen soll, dann
muss ich dir mehrere
Dinge sagen. Es gibt
Verschiedenes, was du
für mich vollenden
sollst«, begann ich
langsam.

Sie kniff die Augen
zusammen. »Du hast
schon wieder
Geheimnisse.«

»Nur ein

paar ... nichts
Schlimmes, aber du
musst meine Rolle
übernehmen, sollte ich
sterben, bevor der
richtige Augenblick
gekommen ist.«

»Worum geht es
denn?«, fragte sie.

»Jetzt noch nicht.
Erst müssen wir noch
etwas anderes
erledigen.«

»Wir müssen das noch nicht tun«, protestierte sie. »Es sind immer noch ein paar Stunden Zeit.«

»Doch, wir müssen es sogar sofort tun. Ich weiß nicht, was von jetzt an geschehen wird. Vielleicht haben wir später, wenn das Chaos herrscht, keine

Gelegenheit mehr. Wir tun es jetzt gleich, und dann sage ich dir, was du wissen mußt«, erklärte ich fest.

»Du hütest deine Geheimnisse wie einen Tauschgegenstand für einen Handel«, sagte sie scharf.

Das traf zwar zu, und es hätte keinen Grund gegeben, sie

nicht in meine letzten Pläne einzuweihen, es sei denn, ich wollte sicherstellen, dass sie am Ende auch tatsächlich mitwirkte. »Nicht absichtlich«, log ich, »aber da der Zeitpunkt jetzt gekommen ist, bin ich froh, dass ich es getan habe.«

»Manchmal bist du

ein richtiger
Dreckskerl«,
antwortete sie
liebenswert. »Na gut,
wie gehen wir jetzt
vor?«

Als Cyhan sie
eingewiesen hatte,
hatte ich auf einen ganz
bestimmten Teil der
Bindungszeremonie
besonders genau

geachtet. »Zuerst nimmst du dein Schwert. Wir halten es zwischen uns. Dann bittest du mich einfach förmlich und ernst, dich freizugeben. Du musst es aber ganz ernst meinen. Ich antworte ebenso förmlich, und dann lassen wir einander los ... hier drinnen.«

Ich deutete auf meine Brust. Als ich auf mein Herz zeigte, schossen ihr die Tränen in die Augen.

»Einverstanden.«

Mit hängendem Kopf zog sie das Schwert und hielt es quer vor mir auf den Handflächen. Als ich meine Hände auf ihre gelegt hatte, sagte sie: »Ich,

Penelope Illeniel,
breche nun meinen Eid
und bitte dich, mich
aus dieser
gemeinsamen Bindung
zu entlassen.« Ihre
Haare waren vorn
herabgefallen, sodass
ich ihr Gesicht nicht
sehen konnte.

Allerdings entstanden
auf dem Stein zwischen

ihren Füßen kleine
feuchte Flecken.

Ich holte tief Luft
und antwortete ihr.

»Ich, Mordecai
Ardeth'Illeaniel, entlasse
dich aus unserer
Bindung.« Ich legte
meine Kraft hinter die
Worte und spürte
innerlich, wie sich
unsere Geister
trennten. Ein Teil von

mir, der mir gar nicht
bewusst gewesen war,
hatte zu ihr gehört und
verließ mich nun. Mir
blieb das Gefühl einer
furchtbaren inneren
Leere, und zum ersten
Mal seit Monaten war
ich wieder ganz ich
selbst und vollkommen
allein. Das Schwert, das
wir hielten, glühte
einen Moment heller,

und dann zerbarst es
wie sprödes Glas.

Wir blieben noch
eine Minute
schweigend stehen,
keiner von uns wagte
zu sprechen. Beide
wussten wir, dass die
Distanz zwischen uns
erheblich größer
geworden war als die
paar Handbreit, die uns

körperlich trennten.
Schließlich brach ich
das Schweigen. »Wie
fühlst du dich?«, fragte
ich.

»Viel schwächer«,
erklärte sie wehmütig.
»Ich hatte vergessen,
wie es ist,
ganz ... normal zu sein.
Und du?«

»Ich fühle mich
leer. Wie ein Mann, der

in einem Haus lebt, das für ihn allein zu groß geworden ist«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Sie sah mich ernst an, suchte meinen Blick. Trotz der gerade vollzogenen Trennung erkannte ich immer noch ihre unglaubliche seelische Stärke. Jedes Mal, wenn ich sie

ansah, war es so, als hätte ich mich noch einmal neu in sie verliebt. »Deine Augen sind wieder blau«, meinte sie wehmütig.

»Ich glaube, du siehst mit deinen alten braunen Augen viel besser aus«, erwiderte ich.

Sie wechselte das

Thema. »Und welche Geheimnisse hast du mir jetzt zu offenbaren?«

Ich öffnete die schwere Ledertasche, die ich am Gürtel trug. Darin befand sich der Edelstein, den ich bei der Erschaffung unserer Bindung benutzt hatte. Er glühte nicht mehr. Ich ließ

den Stein in Ruhe und holte zwei Tuchbeutel hervor, die ich mit Tinte markiert hatte.

»In diesem Beutel sind die Steine, die den Damm sprengen«, sagte ich. »Wenn der richtige Augenblick gekommen ist, zerstörst du sie. Ich hatte gehofft, die Feinde zuerst in das Tal

zurückzutreiben, aber
du musst dies nun
selbst beurteilen, da ich
nicht mehr da sein
werde.«

»Und der zweite
Beutel?«, fragte sie.

»Den halte ich
vorerst noch fest, aber
wenn ich sterbe, bevor
ich ihn einsetzen kann,
musst du ihn schnell

an dich nehmen. Er enthält die Zünder für die Bomben da draußen.« Ich deutete auf den Boden vor uns zwischen der Außenmauer und der Palisade.

»Aber das ist doch schon innerhalb unserer Linien, oder?« Sie war sichtlich verwirrt.

»Die Palisade ist nur eine Falle. Ich hatte kein Eisen, aber ich habe die Männer vor und hinter der Palisade große Steine vergraben lassen. Den Grund habe ich ihnen aber nicht genannt. Von unserem Erdwall aus sind sie auf einer Fläche verteilt, die etwa hundert Schritte weit

ist. Die nächsten liegen
rund sechzig Meter vor
der Mauer. Ich
befürchtete unsere
eigenen Wälle zu
zerstören, wenn ich sie
näher gelegt hätte.«

Sie schüttelte den
Kopf. »Das verstehe ich
immer noch nicht.
Warum hast du sie
nicht weiter draußen

vergraben? «

»Uns war das Eisen ausgegangen. Die Steine sind viel größer und schwerer. Ich hatte einfach nicht genug Zeit, um die Männer überall Löcher graben und Steine hineinwerfen zu lassen. Je weiter draußen man so etwas baut, desto mehr Raum muss man

abdecken. Der einzige Punkt, wo sicher mit dem Feind zu rechnen war, ist die unmittelbare Umgebung.« Ich deutete nach unten und vor uns.

»Aber warum dann überhaupt die Mühe, eine Palisade zu errichten?«

»Das ist ein Teil der

Täuschung. Die Feinde werden keinen Frontalangriff unternehmen, solange unsere Mauern noch intakt sind. Der Erdwall vermittelt ihnen den Eindruck, dass wir es mit der Verteidigung der Burg ernst meinen. Sobald sie dort durchbrechen, werden

sie natürlich direkt angreifen. Falls sie aber warten, bis sie das Tor oder eine Mauer zerstört haben, müssen wir sie aufhalten, bis ihre gesamte Truppe nachgerückt ist«, erklärte ich eindringlich.

»Warum?«, fragte sie.

»Ich habe die

Absicht, unsere
Trumpfkarte erst dann
auszuspielen, wenn sie
alle ihre Krieger nach
vorn geworfen haben.
Wir müssen warten, bis
der größte Teil der
Angreifer direkt vor
den Mauern steht,
sonst verschenken wir
unseren einzigen
Vorteil. Wenn sie die
Außenmauer schon

vorher zerstören,
müssen wir die
Stellung halten, bis sie
alle Männer in den
Kampf schicken.«

»Du solltest mir den
Beutel jetzt schon
geben«, schlug sie vor.

»Ich hätte gern
noch die Gelegenheit,
ihnen ins Gesicht zu
spucken und sie selbst

in die Hölle zu schicken. Wenn ich schon sterben muss, dann mit einem großen Knall.« Ich lächelte böse. »Du kannst sie mir ja dann aus den kalten, toten Händen nehmen, falls ich sie bis dahin nicht selbst eingesetzt habe.«

»Ich wünschte wirklich, du würdest

nicht so sprechen«,
beklagte sie sich.

Mir dagegen war so
leicht ums Herz wie
seit Monaten nicht
mehr. Trotz der Leere
hatte ich das Gefühl,
mir sei eine große Last
von den Schultern
genommen worden.

»Worüber soll ich denn
sonst scherzen, wenn
nicht über meinen

bevorstehenden Tod?
Wäre es dir lieber, ich
liefe wie ein Trauerkloß
herum?«

Sie lachte ein wenig,
bis die Tränen wieder
strömten und sie mich
umarmte. Ich bekam
Schuldgefühle. Es war
tatsächlich einfacher,
derjenige zu sein, der
sterben musste. Meine

Reise war fast vorbei,
aber sie hatte noch
einen langen, einsamen
Weg vor sich ... ohne
mich. Zum ersten Mal,
seit Marc mich auf die
Idee gebracht hatte, sie
in Bezug auf ihren
Zustand anzulügen,
bekam ich ein
schlechtes Gewissen.
Ich hoffte, sie konnte
es mir eines Tages

verzeihen, wenn die
Wahrheit ans Licht
kam.

Die Bombardierung
begann, sobald die
Sonne über den
Horizont gestiegen war.
Da ich jetzt von der
Bindung befreit war,
spürte ich wieder
zahlreiche Dinge, die

weiter entfernt waren.
Als sie die ersten Steine
auf uns schleuderten,
erfasste ich die
Geschosse lange bevor
sie uns erreichten.
Einer Laune folgend
sprach ich ein Wort
und machte eine
Handbewegung, um
einen der großen
Brocken aus dem
Himmel zu wischen,

ehe er bei uns
einschlug. Ich staunte,
wie klar meine Sinne
waren. Nachdem ich
monatelang halb blind
gewesen war, fiel es
mir leichter denn je,
meine Kräfte
einzusetzen.

»Hast du das
gesehen?« Marc
knuffte mich in die
Seite. »Einer der Steine

ist gerade zur Seite weggeflogen. Warst du das? «

Ich lächelte. »Mal sehen, wie es ihnen gefällt, wenn ich jetzt die Samthandschuhe ausziehe«, erwiderte ich etwas selbstgefällig.

»Deine Augen sind wieder blau. Bedeutet es das, was ich

glaube?«, fragte er.

»Deine Idee hat wundervoll funktioniert. Ganz egal, was sonst geschieht, dafür bin ich dir in jedem Fall dankbar«, sagte ich.

»Das dachte ich mir schon«, antwortete er.

»Hat sie dir mitgeteilt, was ich ihr gesagt habe?«

»Ja, und ich bin dir dankbar. Es muss dir schwergefallen sein, es auszusprechen.«

Er runzelte die Stirn. »Es hat mich gar nichts gekostet.

Herzlichen Glückwunsch jedenfalls.«

Es kam mir seltsam vor, dass er mich am Tag meines Todes

beglückwünschte, aber ich tat es als einen seiner erstaunlichen Scherze ab. »Versprich mir nur, dass du dich um sie kümmern wirst, damit es ihr gut geht, wenn ich fort bin.«

Er machte eine ernste Miene. »Darum musst du nicht erst bitten, Mort. Dorian

und ich werden alles für sie tun, was wir können. Das weißt du doch.«

Wieder kamen Steine geflogen, prallten gegen die Palisade und hüpfen dahinter über den Boden. Bisher war zwar keiner unserer Männer getroffen wurden, aber unser Glück würde

gewiss nicht ewig
halten. Die feindlichen
Truppen rückten jetzt
vor und hatten sich
schon bis auf
zweihundert Schritt
genähert. Hinter ihnen
folgten die Onager, mit
denen sie die Palisade
leichter treffen
konnten. Einige
unserer Bogenschützen
schossen, obwohl wir

ihnen befohlen hatten,
mit den Pfeilen
sparsam umzugehen.
Die meisten Schüsse
trafen zu kurz, und
wenn nicht, dann
verfehlten sie die Ziele.

Ich hob den Stab,
lenkte mit einem Wort
die Energie hindurch
und traf mit einer
Feuerlanze einen

Onager. Er ging sofort
in Flammen auf.

Nacheinander zerstörte
ich auch die anderen,
bis keiner mehr übrig
war. Ich spielte mit
dem Gedanken, die
Männer auf dem
Schlachtfeld auf die
gleiche Weise
anzugreifen, hielt mich
jedoch zurück, weil es
mich erschöpft haben

würde, ehe ich ihre Zahl merklich vermindert hätte. Ich dachte an den letzten Beutel an meinem Gürtel, von dem ich Penny noch nichts erzählt hatte, verwarf die Idee aber sofort wieder. So weit waren wir noch nicht.

Sobald die Onager zerstört waren, zogen

sich die Feinde bis auf vierhundert Schritt zurück. Auch auf diese Entfernung konnte ich sie noch erreichen, es schien mir jedoch ratsam, ihnen dies noch nicht zu offenbaren. Dann warteten beide Seiten erst einmal ab. Ich hatte gehofft, sie

könnten sich zu einem
voreiligen Sturm auf
unsere Stellung
entschließen, doch sie
schienen damit
zufrieden zu sein,
einfach abzuwarten,
während die Blide ihre
Arbeit tat. In der
Zwischenzeit geschah
nichts weiter als ein
gelegentlicher Schuss
aus einer Balliste. Jene,

die sie bedienten,
waren unangenehm
treffsicher. Sobald sie
die Entfernung richtig
eingeschätzt hatten,
suchten sie sich die
Ziele sorgfältig aus. Aus
fünfhundert Schritt
Entfernung verfehlten
sie ebenso oft, wie sie
trafen, aber wenn sie
eben doch trafen, dann
war das Ergebnis

grauenhaft. Mehrere unserer Männer wurden gepfählt, ehe die anderen überhaupt begriffen, dass sie sich nicht blicken lassen durften.

So entstand ein tödliches Patt, das alle paar Minuten von dem Dröhnen der Blide unterbrochen wurde.

Jedes Mal, wenn sie sie
drüben auslösten, flog
ein mehrere Hundert
Pfund schwerer
Felsblock in unsere
Richtung. Die ersten
Schüsse lagen zu kurz,
doch sie stellten die
Maschine systematisch
nach, bis die Steine die
Außenmauer trafen.

Dorian fand mich,
als ich die gleichmäßige

Zerstörung der Mauer vom Boden aus und innerhalb unserer Palisade beobachtete. »Kannst du denn nichts gegen diese verdammte Maschine tun?«, fragte er.

»Sie ist zu weit entfernt«, antwortete ich ruhig. »Ich könnte die Steine ablenken, aber das würde gar

nicht meinem Ziel entsprechen.«

»Sollen sie etwa die Mauer zerstören?«, fragte er ungläubig.

»Ganz genau. Einen Großangriff werden sie erst befehlen, wenn es einen offenen Zugang gibt«, erwiderte ich.

Misstrauisch beäugte er mich. »Was

hast du vor? «

»Etwas Großes«,
antwortete ich. »Sorg
dafür, dass sich die
Männer rasch
zurückziehen, nachdem
sie an der Palisade zum
Schein etwas
Widerstand geleistet
haben.

Außerdem ... gibt es
eine Möglichkeit, die
Angreifer daran zu

hindern, durch die Bresche einzudringen, nachdem sie einen Teil der Mauer eingerissen haben?«

Er grunzte. »Schon, aber dabei würden viele Leute sterben. Ich habe schon Anweisung gegeben, dass hinter dem Bereich, den die höllische Maschine bearbeitet, eine

provisorische Barrikade errichtet wird.«

Wieder traf ein riesiger Brocken die Mauer. Steinsplitter flogen in alle Richtungen. »Wenn sie dann endlich angreifen, sollen die Bogenschützen so lange schießen, bis die Gegner den Erdwall

fast erreicht haben.
Sobald sie auf fünfzig
Schritt oder so heran
sind, sollen sie zum Tor
rennen«, wies ich ihn
an.

»Die Palisade kann
aber länger halten«,
wandte er ein. »Wir
sollten sie teuer dafür
bezahlen lassen. Sobald
wir einmal drinnen
sind, können wir die

Lücke in der Mauer
nicht länger als für ein
paar Stunden sperren.«

Ernst sah ich ihn an.
»Wäre es verdächtig,
wenn wir früher zum
Tor rennen?« Ich
wollte so viele
Menschen wie möglich
retten, aber nun
musste ich meinen
Plan wohl erst noch
überdenken.

»Verdächtig?«,
fragte er. »Aber
natürlich!« Wenn wir
einfach so unsere
äußere
Verteidigungslinie
aufgeben und sie zum
Durchbruch vorstoßen
lassen, dann sieht das
seltsam aus. Wäre ich
der gegnerische
Kommandant, so

würde ich entweder
annehmen, dass hier
ein Narr das
Kommando führt, oder
mit einer Falle
rechnen.«

Ich holte tief Luft.

»Na gut. Dann pack es
so an, wie du es für
richtig hältst. Sorg aber
dafür, dass so viele
Menschen wie möglich
überleben.« Mir gefiel

nicht, dass die Männer
auf dem Grund sterben
sollten, den ich
ohnehin nicht halten
wollte.

Dorian warf mir
einen seltsamen Blick
zu. »Was genau hast du
mir jetzt
verschwiegen?«

»Vertrau mir«,
erwiderte ich lächelnd.

»O nein! Auf gar

keinen Fall. Das hast du schon viel zu oft gesagt. Wenn ich diese Burg verteidigen soll, dann muss ich auch wissen, was du planst.« Dorian stemmte die Hände in die Hüften und zeigte sich ausgesprochen störrisch.

»Wir müssen so

viele Gegner wie
möglich direkt vor der
Mauer haben. Ich
glaube, ich kann die
meisten von ihnen
ausschalten, wenn sie
mit voller Kraft
angreifen«, erwiderte
ich.

»Wie denn?«

»So ähnlich wie auf
der Straße«, antwortete
ich.

»Willst du mir damit sagen, dass meine Männer auf deinen Bomben herumlaufen?«, schrie er.

Ich versuchte, ihn zu beruhigen. »Ja. Aber sprich leise. Wenn du die Männer verschreckst, sind wir erledigt.«

Auf einmal schloss

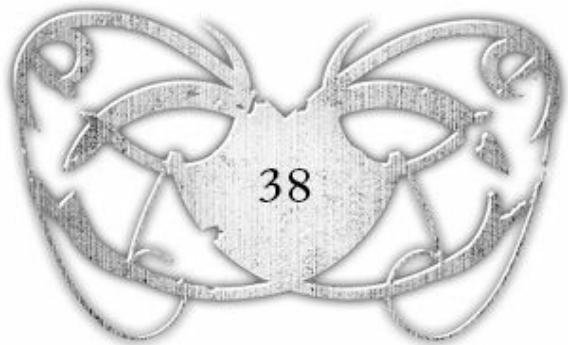
er den Mund, da ihm bewusst wurde, wie laut er gesprochen hatte. Erheblich leiser fuhr er schließlich fort: »Ich gehe jetzt da raus, Mort. Wenn da etwas in die Luft fliegen soll, dann will ich bei ihnen sein. Hast du das verstanden?«

Ich nickte. »Sorg

nur dafür, dass es auch echt aussieht. Davon hängt alles ab, Dorian. Wenn sie nicht darauf hereinfallen, haben wir verloren. Ich habe keine anderen Tricks mehr im Ärmel.«

»Keine Sorge. Es wird so wirklich erscheinen, dass du glauben musst, wir sterben da draußen.

Das Blut, das fließt,
wird nicht nur ihres
sein.« Damit drehte er
sich um und
verschwand.



Langsam verstrich der
Morgen. Die Blide hatte
in der Nähe des
Zwingers den oberen
Teil der Außenmauer

zu Schutt zerlegt. Was noch stand, lehnte sich nach innen und sah aus, als würden ein oder zwei gute Treffer ausreichen, um alles zusammenbrechen zu lassen. Normalerweise hätten wir versucht, die Steine von innen abzustützen, aber nun ignorierten wir den Schaden. Je eher die

Mauer
zusammenbrach, desto
besser.

Die Männer hinter
der Palisade wurden
immer nervöser. Sie
spürten, dass der
Ansturm kommen
würde, sobald die
Mauer durchbrochen
war. Dorian und Cyhan
liefen ständig zwischen
ihnen hin und her und

taten alles, um ihr Selbstvertrauen zu stärken.

Penny folgte mir wie ein Schatten und entfernte sich nie weiter als zehn Schritte. *Allmählich erinnert sie mich an einen Geier*, dachte ich wenig freundlich. Ich konnte ihr kaum noch

in die Augen sehen.
Jeder wissende Blick
entlockte ihr neue
Tränen.

Die größten Sorgen
machte ich mir, weil es
die ganze Zeit über
keinen einzigen
magischen Angriff der
Gegner gab. Ich hatte
bereits zwei von
Mal'gorothes Heiligen
getroffen und musste

annehmen, dass es noch mehr gab. Immer wieder suchte ich mit dem geistigen Auge die Reihen der Feinde nach der dunklen Aura ab, an der ich sie hätte erkennen können. Doch ich fand absolut nichts. Selbst mit ihren begrenzten Fähigkeiten hätten sie einige unserer Männer

ausschalten können,
wenn sie es nur
ernsthaft versucht
hätten. Aber das war
bisher nicht geschehen.
Dies beunruhigte mich,
weil es nur bedeuten
konnte, dass der Feind
etwas im Schilde
führte.

Über uns sauste
wieder ein großer Stein

hinweg. Er traf
punktgenau den
unteren Teil des
geschwächten Bereichs
in der Außenmauer.
Eine Sekunde lang
geschah gar nichts,
dann brach die Wand
nach innen zusammen.
Damit hatte sich eine
Bresche geöffnet, die
mehr als sieben Schritt
breit war, und ein

Schutthaufen war alles, was die Feinde davon abhielt, in die Burg einzudringen. »Das müsste es dann sein«, sagte ich zu mir.

Penny zupfte mich am Ärmel. »Wag dich ja nicht zu weit vor.«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht«, antwortete ich.

»Glaubst du, das

könnte mich retten?«

»Sei einfach vorsichtig. Vielleicht habe ich mich geirrt, vielleicht ...« Vor Angst riss sie die Augen weit auf.

»Ich werde mich bemühen, aber ich habe gelernt, deinen Visionen zu vertrauen. Was geschehen muss,

wird eben geschehen«, antwortete ich ihr.

Die Männer an der Palisade riefen etwas. Die Feinde hatten mit dem Vorstoß begonnen. Ich ließ Penny stehen und ging zu ihnen hinüber. Gemeinsam beobachteten wir den Ansturm der Krieger aus Gododdin. »Hört auf zu schießen,

verdammt!«, schrie Dorian. Einige Männer hatten bereits mehrere Pfeile vergeudet.

»Wartet, bis ich den Befehl gebe!«

Die Fußsoldaten rannten über das Schlachtfeld auf uns zu und näherten sich rasch. Die Anspannung der Männer in meiner Umgebung war fast

unerträglich. Alle hatten längst schon die Pfeile auf die Sehnen gelegt und warteten nur noch auf den Befehl. Nach einer scheinbar endlos langen Zeit gab ihn Dorian endlich. »Feuer frei!«

Fünfhundert Männer richteten sich

auf und ließen die Pfeile fliegen. Die Feinde waren nur noch hundert Schritt entfernt, und die Stahlspitzen der Geschosse waren tödlich. Wer stürzte und noch lebte, wurde von den Kameraden totgetrampelt. Wieder flogen die Pfeile, und nach wie vor stürzten

die Gegner, aber die
Männer aus Gododdin
rückten weiter vor. Auf
fünfzig Schritt
Entfernung verfehlten
nur noch wenige Pfeile
ihre Ziele, und wir
hörten die Schreie der
GeFallenen. Unbeirrt
stürmten sie weiter
und erreichten nach
einer letzten Salve
endlich die Palisade.

Sie mussten zuerst bergab in den Graben laufen, wobei viele stolperten und Mühe hatten, sich wieder aufzurichten. Unsere Pfeile trafen immer noch mit tödlicher Wirkung. Wenige Augenblicke später kletterten die Ersten empor, um an den

zugespitzten Pfählen
auf dem Erdwall
vorbeizukommen und
uns zu erreichen. Nun
schossen auch wieder
die feindlichen
Ballisten und jagten die
grausamen langen
Bolzen in unsere
Reihen.

Schon stürmten die
Angreifer mit aller
Macht gegen die

niedrige Palisade und kippten sie stellenweise allein durch ihr Körpergewicht um. Unterdessen hatten die Verteidiger von Washbrook zu den Speeren gegriffen und erstachen diejenigen, die an dem Wall vorbei eindringen wollten. Am Ende war es jedoch vergebens. Verzweifelte

Kämpfe brachen an
verschiedenen Stellen
aus, als die dünne
Barrikade
zusammenbrach und
die Feinde
hereinströmten.

»Rückzug! In die
Burg!«, überbrüllte
Dorian die
Kampfgeräusche.

Ich hob den Stab

und deckte die Feinde
in der Nähe mit
Feuerlanzen ein. So
räumte ich in der
unmittelbaren
Umgebung einen
Bereich von acht
Schritten frei. Dann
sprang ich auf den
Erdball und
überblickte das
Schlachtfeld, griff in die
Tasche und zog eine

Handvoll kleiner Eisenkugeln hervor. Sie waren nicht größer als das letzte Daumenglied eines Mannes. Mit einem Wort und einem Pusten schickte ich sie los, damit sie verschiedene Stellen an der Außenseite der halb zertrümmerten Palisade trafen. Sobald sie ihre Ziele erreicht

hatten, sprach ich
wieder und gab die
Energie frei, die in
ihnen aufgestaut war.
Als die Kugeln
explodierten,
entstanden kleine
Feuerbälle, die jeden
im Umkreis von drei
Schritten töteten.
Hoffentlich gewannen
unsere Soldaten

dadurch genug Zeit für
den Rückzug.

Ringsherum
schlugen Pfeile ein,
einige trafen auch
meinen Schild,
richteten jedoch keinen
Schaden an. Es gab
nicht viel, was sie tun
konnten, um mich
aufzuhalten. Ein böses
Lachen stieg in mir
empor, als ich die

Feinde zu Dutzenden
tötete. Ich bemerkte
kaum das purpurne
Glühen, als die
Heiligen in den Reihen
der Feinde eingriffen.

Penelope Illeniel
beobachtete die
Krieger, die in ihre
Richtung strömten, als
die Wehranlage in

Trümmer ging. Sie hatte nur Augen für einen einzelnen Mann, der wie ein Irrer auf einem Erdhügel stand und Feuer und Tod aussandte, um die Feinde zu begrüßen. *Du Idiot!*, dachte sie. *Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich bedeckt halten.* Sie wollte schon zu ihm rennen und ihn

herabziehen, als
blitzartig eine neue
Vision über sie kam.

Wie gebannt stand
sie da und konnte sich
nicht bewegen,
während ihre Gabe ihr
die Zukunft zeigte. Das
Bild entsprach dem
vorherigen, doch nun
erkannte sie einen
neuen Weg und eine
Entscheidungsmöglichk

wo vorher nichts als
das unausweichliche
Schicksal gedroht hatte.
Es war ein Weg, der zu
einem ganz anderen
Abschluss führen
würde. Ohne jedes
Zögern entschied sie
sich, blinzelte, nahm
die Szene in sich auf
und rannte auf
Mordecai zu. *Ich muss*

mich beeilen!, dachte sie. Jemand legte ihr eine Hand auf den Arm und hielt sie fest.

»Du läufst in die falsche Richtung!«, schrie Cyhan sie an. Sein Griff war unglaublich stark, zumal sie jetzt nicht mehr über die Kräfte der Bindung verfügte. Sie schüttelte den

Kopf. »Nein! Ich muss ihm etwas sagen! Lass mich los!« Sie wehrte sich gegen den Griff des großen Mannes. Dabei erwiderte sie seinen Blick, und als er sie ansah, war ihm das Entsetzen deutlich anzumerken.

»Deine Augen!«, sagte er. »Was hast du getan?«

»Was ich tun musste!«, schrie sie ihn an. Mit einem Ruck entzog sie sich und wich zurück, um zu Mordecai zu eilen.

Cyhan hatte schon das Schwert gezogen, in seinen Augen lag ein gefährlicher Glanz.

»Du hast deinen Eid gebrochen, Mädchen.«

Er machte einen Schritt auf sie zu und schlug mit dem Schwert nach ihrem Kopf.

Penelopes alte Waffe war zerstört, aber sie hatte eine neue Klinge und wehrte seinen Hieb ab.

Natürlich besaß sie nicht mehr die Kraft und Geschwindigkeit, die ihr die Bindung

verliehen hatte, doch alles, was sie über den Schwertkampf hatte lernen können, wusste sie noch. »Was tust du da?«, fragte sie.

»Was du selbst hättest tun sollen«, antwortete Cyhan tonlos. Wieder schlug er zu und fegte ihre eilig aufgebaute Abwehr beinahe

vollständig weg. Ehe sie
sich wieder fangen
konnte, trat er
blitzschnell zu und
brachte sie aus dem
Gleichgewicht. Dann
sprang er an ihr vorbei
und rannte auf den
ahnungslosen
Mordecai zu, der ihr
den Rücken zukehrte.

Mit der Kraft der

Verzweiflung streckte sich Penny und erwischte Cyhan am Fußgelenk. Er stolperte und stürzte. Im gleichen Moment zog sie sich hoch und versetzte ihm einen Tritt in die Nieren. Der Veteran keuchte und wand sich, um einen schlecht gezielten Schlag auf ihr Kinn

loszulassen. Wie eine Irre warf sie sich auf ihn und kämpfte mit aller Kraft, die sie noch besaß.

Sekunden später war der Kampf vorbei. Der große Krieger packte sie an den Haaren und drosch ihr eine Faust in den Bauch. Sie krümmte sich vor Schmerzen, als

die Luft aus ihren Lungen entwich. Während sie noch um Atem rang, richtete er sich wieder auf und spuckte aus. »Ich dachte, du wärst klüger.« Er wollte noch einmal zuschlagen, hielt aber abrupt inne, als er hinter sich eine Stimme hörte.

»Auf wessen Seite stehst du?«, fragte Dorian. Kalte Wut sprach aus seinen Worten.

»Aus dem Weg, Thornbear. Euer Magier hat die Grenze überschritten«, warnte ihn Cyhan. Flammen loderten empor, eine Explosion in der Nähe untermalte seine

Worte.

Cyhan schlug sofort zu, als Dorians Augen abirrten. Das Schwert kam herum und sollte den jüngeren Mann treffen, ehe dieser sich überhaupt verteidigen konnte. Doch der erfahrene Krieger hatte nicht mit der Wendigkeit seines

Gegners gerechnet.
Dorian wich zur Seite
aus und brachte die
eigene Klinge ins Spiel.
Der Stahl blitzte, als die
beiden Männer
erbittert kämpften.

Penny richtete sich
auf und wollte zu
Mordecai
hinüberlaufen. Dabei
behielt sie das tödliche
Schauspiel in der

Umgebung genau im Auge. Für den ungeübten Beobachter mochten die beiden Krieger einander ebenbürtig sein. Cyhan verfügte über eine große Geschicklichkeit und Anmut, die er sich durch lebenslanges Üben erworben hatte. Dorian besaß eine natürliche Begabung,

dazu seine Jugend und
sein Tempo und
machte damit
anscheinend wett, was
ihm an Erfahrung
fehlte. Penny wusste es
jedoch besser. Dank
ihrer eigenen
Ausbildung konnte sie
den Verlauf des
Zweikampfs genau
einschätzen. Dorian

war kurz davor zu verlieren. Bei jedem Schlagabtausch verlor er ein wenig mehr das Gleichgewicht und hatte schon Mühe, das Schwert rechtzeitig zu heben, um Cyhans Klinge abzufangen.

Die beiden Männer hatten zusammen trainiert, doch nun zeigten ihre Mienen

jeweils tödliche
Entschlossenheit. Dies
war kein Übungskampf.
Schweigen breitete sich
auf dem Schlachtfeld
aus, während sie
kämpften, als hätte der
ganze Krieg aus
Achtung vor ihrem
persönlichen Zwist
innegehalten. Dann
aber erkannte Penny,
was tatsächlich

geschehen war. Die Explosionen hatten aufgehört. Sie blickte hoch und konnte erkennen, dass sich Mordecai nicht mehr bewegte. Der ganze Körper war angespannt, als kämpfte er gegen eine gewaltige Kraft an, während er – für den Feind deutlich sichtbar

– auf dem Wall stand.
Mit einem Aufschrei
rannte sie los und
versuchte, ihn zu
erreichen, ehe es zu
spät war.

Inzwischen geriet
Dorian immer weiter
ins Hintertreffen. Der
Mann, gegen den er
kämpfte, war
geschickter als jeder
andere, dem er je

begegnet war. Und trotz seiner Bemühungen musste er damit rechnen, dass ihn Cyhans Klinge früher oder später traf. Noch ein Schlagabtausch, und die Funken flogen, als die Klinge des älteren Mannes an Dorians Arm entlangglitt und das Kettenhemd traf, das

Mordecai für ihn
verzaubert hatte. In
diesem Augenblick
erkannte Dorian, was
er zu tun hatte.

*Hoffentlich liegst du
mit dieser Rüstung
richtig, Mort*, dachte er
bei sich. Dorian
rutschte aus und verlor
fast das Gleichgewicht.
Seine linke Flanke war

nun völlig ungeschützt.
Rascher, als das Auge
folgen konnte, traf
Cyhans Klinge die
Gegend von Dorian's
Magen. Die Wucht des
Stoßes war groß genug,
um jede Rüstung zu
durchbohren, doch der
Zauber hielt auch jetzt
noch. Dorian spürte
lediglich einen Stoß, als
hätte er einen

Fausthieb
abbekommen. Aber
darauf war er
vorbereitet. Er packte
die Schwertspitze mit
der gepanzerten Hand
und ließ das eigene
Schwert auf die
gefangene Klinge
niedersausen. Der
verzauberte Stahl glitt
müheles hindurch, und
der ältere Krieger hatte

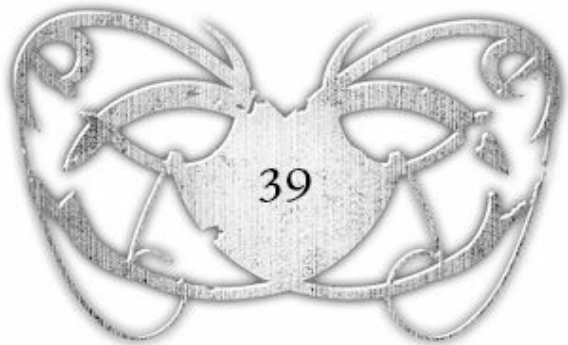
nur noch einen kleinen Stummel seiner Waffe in der Hand.

Überrascht verzog Cyhan das Gesicht. In diesem Moment schlug Dorian schon wieder zu. Hätte er getroffen, so hätte er dem Mann den Kopf abgehackt. Der erfahrene Krieger sprang jedoch beizeiten

zurück, sodass es bei einer tiefen Schnittwunde quer über die Wange und die Nase blieb. Er knirschte vor Schmerzen mit den Zähnen und sah sich fieberhaft nach einer Waffe um, als Dorian erneut vorstieß. Den schweren Pfosten, der ihn von hinten traf, sah Cyhan nicht einmal.

Lautlos brach er zusammen.

Marcus ließ den Balken fallen, den er aus der umgestürzten Palisade genommen hatte, und lächelte Dorian an. »Das war ich ihm schuldig.« Das Lächeln verging ihm jedoch, als er sah, was gerade auf dem Erdwall geschah.



Meine Aufmerksamkeit verlagerte sich, sobald ich bemerkte, dass ich nicht der einzige mit Magie begabte Kämpfer

auf dem Schlachtfeld
war. Dunkle, violette
Auren umgaben nicht
weniger als fünf
Männer und breiteten
sich zwischen den
vorrückenden Soldaten
aus. Der nächste
Heilige war höchstens
fünfzig Schritte von mir
entfernt. Ehe ich
reagieren konnte,
schossen aus

verschiedenen
Richtungen
amethystfarbene
Strahlen herbei und
hüllten mich ein.

Hinter mir hörte ich
Kampfgeräusche, hatte
aber keine Zeit, mich
darum zu kümmern.
Die lavendelfarbenen
Strahlen wanderten
über meinen Schild
und drückten ihn mit

großer Kraft
zusammen. Einzeln
wären die Heiligen kein
Problem gewesen, denn
sie waren nicht
sonderlich stark.
Zusammen konnten sie
jedoch mehr Kraft
aufbieten, als ich
abzuwehren
vermochte. Der
Schweiß stand mir auf

der Stirn, als ich
versuchte, trotz der
dunklen Energien
meine Abschirmung zu
halten.

In der Ferne hörte
ich einen Singsang und
ein dumpfes Pochen,
das an ein riesiges Herz
erinnerte. Ich spürte
sofort, dass es das Herz
der Erde war.
Verzweifelt rief ich es

an: *Hilf mir!* Sofort
entstand unter meinen
Füßen eine große Kraft,
die mich durchflutete.
Mit einem Jubelschrei
zertrümmerte ich die
Kraftlinien, die mich
festhielten. Ich fühlte
mehr, als dass ich sah,
wie ein mächtiger
Ballistapfeil vorbeiflog.
Er hatte mich
höchstens um eine

Handbreit verfehlt, als
ich gelähmt dort stand
und meine eigene
Schlacht ums
Überleben kämpfte.

Ich hob den Stab
und zielte auf den
nächsten Heiligen. Die
Flammen schossen auf
ihn zu. Dies war keine
scharf gebündelte
Linie, sondern ein

weiter Flammenkegel,
der den Heiligen
einäscherte – und
ebenso alles andere in
einem Umkreis von
zehn Schritt. Die
Machtfülle überkam
mich wie ein Rausch,
und so wandte ich mich
dem zweiten Heiligen
zu, um auch ihn zu
verbrennen. Die
anderen drei

verdoppelten ihre Anstrengungen, waren jedoch nicht stark genug, um mich aufzuhalten. Ich richtete die Kraft meines Stabes neu aus und verbrannte auch sie einen nach dem anderen mit einem gebündelten Lichtstrahl.

Ehe ich den

nächsten Schritt tun
konnte, traf mich
jedoch etwas Hartes,
und ich stürzte
rückwärts den
Erdhügel hinunter.
Penny richtete sich dort
auf, wo ich gerade noch
gestanden hatte. Sie
war es gewesen, die
mich gestoßen hatte.
Jetzt rief sie mir etwas

zu, das ich nicht verstehen konnte. Als sie einen Schritt auf mich zu machte, traf sie der Ballistenbolzen von hinten.

Die Zeit stand still, als die Spitze des riesigen Pfeils vorne aus ihrer Brust herausplatzte. Das Blut spritzte hervor, Penny stolperte und stürzte

mit schockiertem, vor
Schmerz verzerrtem
Gesicht. Ich hatte den
Mund zu einem
wortlosen, stummen
Schrei geöffnet und
rannte sofort zu ihr. Als
ein wirrer Haufen lag
sie da, der dicke
Holzschaft hatte sich in
den Boden gebohrt,
und sie rutschte daran
entlang nach unten.

Mit einer Kraft, über die ich selbst staunte, zog ich sie hoch und riss die Speerspitze aus dem Boden. Ihr Herz schlug noch, aber das Blut strömte als ein roter Schwall aus der Wunde. Aus irgendeinem Grund war sie sogar noch bei Bewusstsein und

suchte meinen Blick,
während die Lippen
lautlos hauchten: »Es
tut mir leid.« Ein
zweiter mächtiger
Bolzen raste vorbei, als
ich sie ungeschickt hob
und zur Burg rannte.

Dorian und Marc
liefen neben mir und
schleppten den
offenbar bewusstlosen
Cyhan mit. Die Feinde

schwärmten jetzt
überall durch unsere
unzulänglichen
Verteidigungsanlagen
und drangen in die
Burg vor. Die Pfeile der
Verteidiger auf den
Mauern töteten einige
derjenigen, die uns
abfangen wollten.
Überall drohte der Tod,
doch ich hatte keine
Zeit für irgendetwas

anderes. Ich verlangte
meinen Beinen alles ab
und brachte Penny so
schnell ich konnte
durch das Burgtor in
Sicherheit.

Eine Ewigkeit
später, in Wirklichkeit
waren es nur
Sekunden, rannten wir
durch den steinernen
Torbogen. In der Burg

nahmen gerade die
Bewaffneten
Aufstellung und hoben
die Speere, um die
Eindringlinge so lange
abzuhalten, bis alle
unsere Leute drinnen
angelangt waren.
Gleich darauf schlossen
sich die schweren
Türen, und dahinter
rasselte mit großem
Getöse das Fallgatter

herunter. Ich wagte es nicht weiterzulaufen und legte Penny zu Boden, um mich zu konzentrieren und ihre Verletzung zu untersuchen.

Der innere Schaden war entsetzlich. Die Wirbelsäule war halb durchtrennt, ein großes Blutgefäß im Bauch blutete stark. Irgendwie

hatte der Bolzen ihr Herz verfehlt, aber ein Lungenflügel war kollabiert und der andere verletzt. Als Erstes versiegelte ich das Blutgefäß, um den Blutverlust einzudämmen, aber das konnte nur eine vorübergehende Maßnahme sein. Die

Organe, die es versorgte, würden bald versagen, wenn ich nicht rasch den normalen Blutkreislauf wieder in Gang brachte.

Marc stand neben mir. Voller Hoffnung sah ich ihn an. Mein Vater war in seiner Abwesenheit gestorben, aber vielleicht konnte er in der jetzigen Lage

Penny retten. »Bitte hilf ihr«, flehte ich ihn an. Er nickte, kehrte den Blick nach innen und bat seine Lady um Hilfe für Penny.

Die kalte Stimme, die einen Augenblick später aus seiner Kehle drang, erschreckte mich bis ins Mark. »Du hast uns verraten, Magier. Deine Bindung

ist gebrochen.«

Entsetzt starrte ich ihn an. »Dafür hat sie keine Zeit mehr.

Bitte ... du musst sie retten!«

»Sie stirbt an deiner Stelle. Das ist die gerechte Strafe für die Eidbrüchigen.

Eigentlich solltest du ebenfalls tot sein.«

Millicenths Stimme
war ohne jedes
Mitgefühl. Marcs
Miene konnte ich
jedoch entnehmen,
dass er sich innerlich
gegen sie sträubte.

»Verdammt sollst
du sein, Millicenth!
Wenn du ihr nicht
hilfst, dann werde ich
dafür sorgen, dass du
und deinesgleichen

durch meine eigene Hand sterben!«, rief ich. Es mochte zwar eine leere Drohung sein, doch zu vernünftigen Erwägungen war ich ohnehin nicht mehr fähig.

»Du hast dich für dein Schicksal entschieden«, antwortete sie. »Wir

können nur hoffen,
dass du den Tod
findest, ehe dich
Mal'goth in Besitz
nimmt.« Marc schnitt
gequälte Grimassen,
während er sich gegen
den Willen der Göttin
sträubte. Angespannte
Sekunden vergingen,
bis ich eher fühlte als
sah, dass sie ihn

verließ. Er sackte neben mir auf die Knie und sah sich verzweifelt um.

»Sie hat uns verlassen«, stöhnte er hoffnungslos.

Ich achtete nicht weiter auf ihn, sondern konzentrierte mich wieder auf Penelope. Wie bei meinem Vater stand ich vor einer

unlösbarer Aufgabe.
Der Schaft musste
herausgezogen werden,
gleichzeitig sollte ich
aber auch ihr Blutgefäß
und die beschädigten
Organe reparieren. Das
konnte ich nicht von
außen tun. Ich wandte
mich an Dorian.

»Schneide die Spitze
des Schafts ab.« Ich
deutete auf die breite

Stahlklinge des
Ballistenbolzens.

Er zog das Schwert
und durchschlug den
Schaft mit einem
einzigem Hieb. »Was
hast du vor?«, fragte er.

»Etwas Dummes,
und wenn es nicht
klappt, werden wir
beide sterben. Zähl bis
dreißig. Dann ziehst du

den Schaft heraus.« Ich wandte mich an Marc. »Halte sie für mich. Ich muss loslassen.« Er nickte und umarmte sie, während ich sie freigab. »Leg sie neben mich, damit ich ihr Gesicht sehen kann«, fügte ich hinzu. Er gehorchte, und Dorian hockte sich hinter sie, die Hände auf den

dicken Bolzen gelegt.
Als ich neben ihr lag,
konnte ich ihr in das
bleiche Gesicht blicken
und die letzte
Anweisung geben.
»Zähl jetzt, Dorian.«
Ich fügte noch einige
lycianische Worte
hinzu, und dann
verschwand die Welt,
während mein
Bewusstsein den

Körper verließ und spiralförmig in den Leib der sterbenden Frau eindrang, die ich liebte.

Die Schmerzen überwältigten mich beinahe, sobald ich die Signale wahrnahm, die von Pennys zerfetzter Wirbelsäule ausgingen. Fast brachten mich die

Qualen aus dem
Gleichgewicht. Es war
schwer, einen ruhigen
Ort in ihr zu finden.
Das Herz schlug
mühsam und stockend
und hielt den
Blutstrom in Gang, so
gut es noch möglich
war. Zuerst blockierte
ich die Schmerzen, die
von den zerfransten
Nerven und der

beschädigten

Wirbelsäule ausgingen,
was auch mir selbst die
Arbeit erleichterte.

Dann konzentrierte ich
mich auf den hölzernen
Schaft, der durch ihren
Körper ging. Er hatte
sogar die Leber
durchbohrt, und der
stählerne Kopf hatte
das Blutgefäß zerrissen,
das sie versorgte.

Außerdem war eine Lunge geöffnet, und mehrere andere innere Organe schienen ebenfalls beschädigt.

Die Arterie hatte ich bereits verschlossen, damit Penny nicht verblutete, doch ich musste die Verbindung bald wiederherstellen. Das konnte ich aber

nicht tun, solange der Bolzen noch in ihrem Körper steckte.

Während ich wartete, drängte ich das Blut aus den verletzten Lungen und flickte die große Schnittwunde. Dann spürte ich den Zug, als der Holzschaft herausglitt. Neue Schmerzen schossen durch ihren Körper,

beinahe wäre auch ich ohnmächtig geworden. Wenn ich jetzt die Kontrolle verlor, konnten wir beide sterben.

Ich nahm meine ganze Willenskraft zusammen, ignorierte die Schmerzen und verschloss die Wunde, die zurückblieb, nachdem der Bolzen

verschwunden war. Die
Behandlung der Leber
war recht einfach, nur
die große Arterie
machte mir
Schwierigkeiten. Sobald
ich die beiden
verletzten Teile
zusammengefügt hatte,
schoss das Blut hervor.
Die Panik untergrub
meine Zuversicht, doch

ich ließ nicht locker, bis das Blutgefäß wieder in Ordnung war.

Danach kümmerte ich mich um die zahlreichen weniger gefährlichen Verletzungen im Bauch und heilte kleinere Blutgefäße und die inneren Organe. Erstaunlicherweise war ihr Unterleib völlig

unversehrt geblieben.
Als ich mich
konzentrierte, erschrak
ich, denn ich spürte
einen zweiten
Herzschlag. Sie war
schwanger. Meine
vorsätzliche Lüge war
unvermutet zu einer
Wahrheit geworden.

Das Leben in ihr
war zwar winzig, aber
stark. Ich spürte etwas,

das Furcht ähnelte. Mit dem Geist berührte ich es und bemühte mich, es zu beruhigen. *Du bist sicher, dein Vater ist hier*, dachte ich. Das ungeborene Kind schien zu antworten. Gefühle, die ich nie in mir vermutet hätte, durchströmten mich, und ich beschloss, alles

nur Menschenmögliche
zu tun, um sie beide zu
retten.

Die einzige Aufgabe,
die jetzt noch blieb, war
zugleich die
schwierigste. Wenn
Penny jemals wieder so
leben sollte wie früher,
musste ich ihr
Rückgrat in Ordnung
bringen. Die
unzähligen fein

verästelten Nerven
stellten mich jedoch
vor unlösbare
Schwierigkeiten.

Langsam sortierte ich
die losen Enden und
versuchte, die
passenden
Gegenstücke zu finden.
Doch es waren einfach
zu viele. Die Furcht
lähmte mich. Diesen
Schaden konnte ich

nicht beheben.

Ich hielt inne und konzentrierte mich auf ihr Herz, das wieder ruhiger schlug. Als ich lauschte, hörte ich tief unter uns den dumpferen Herzschlag der Erde. Es war ein tiefer, urtümlicher Laut, der gewiss schon existiert hatte, ehe

irgendeiner von uns
geboren worden war.
Ich tastete mit dem
Geist danach und rief
ihn abermals an: *Bitte
hilf mir, ich kann dies
nicht heilen.* Doch auch
wenn mich die Erde
hörte, sie antwortete
nicht. Es war dumm
gewesen anzunehmen,
etwas so Fremdartiges
könnte bei der Heilung

eines Menschenwesens
mitwirken.

Ich höre dich,
Mordecai, antwortete
die Stimme auf einmal.
Es war die Stimme der
Steinfrau, auch wenn
ich sie nicht mit
meinen Augen sah.

Jetzt kenne ich
deinen Namen, gab ich
im Geiste zurück. *Du*
bist Moira Centyr

gewesen.

Ja!, antwortete sie triumphierend. Ich hatte nicht gehofft, mich noch einmal an den Namen erinnern zu dürfen.

Kannst du mir helfen? Ich weiß nicht, wie ich dies in Ordnung bringen soll.

Nein. Du musst es

*selbst tun, aber ich
kann dir den Weg
zeigen. Entspanne
deinen Geist. Dein
Bewusstsein kann
etwas so Kompliziertes
nicht heilen, du musst
es fühlen. Schick dein
Gefühl durch ihren
Körper, und du wirst
erkennen, wohin die
Nerven führen müssen.
Benutze das Gefühl, um*

*alles wieder so
einzurichten, wie es
vorher war. Das
Denken stört nur deine
Bemühungen.*

Ich folgte der
Anleitung und tastete
mich durch die Kanäle
in Penelopes
Wirbelsäule. Sobald ich
mich entspannte,
wallte etwas in mir
empor, und die Gefühle

strömten wieder von ihren Füßen bis zum Gehirn. Eine Ewigkeit verging, während ich neben ihr lag, im Licht badete und mich durch alle Nerven in ihrem Körper tastete. Dabei fand ich mehr Schäden, als ich anfangs bemerkt hatte, viele Dinge, die mir vorher entgangen

waren. Auch dies
brachte ich in Ordnung.

Endlich war ich
fertig und ruhte
erschöpft in ihrem
Körper. Meine Sinne
hatten sich verdunkelt,
und ich konnte nichts
mehr spüren, was sich
außerhalb ihres
Körpers befand. Mein
Bewusstsein irrte ab,
ich wollte nichts mehr

als mich entspannen
und schlafen. Auf
einmal zog ein kühler
Wind meinen Geist
fort ... er rief mich zu
einem anderen Ort.

Hör auf!, rief Moira
in meinen Gedanken.
*Du musst sie verlassen,
du bist schon viel zu
lange in ihrem Körper
gewesen.*

Ich bin müde. Ich

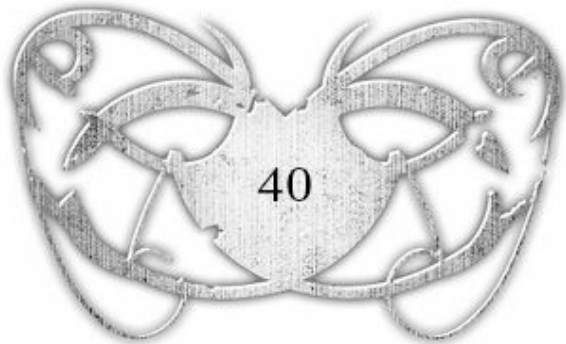
*weiß nicht, wie ich
meinen Körper finden
kann. Lass mich
einfach schlafen,
antwortete ich.*

*Benutze ihre Augen,
weck sie auf!*

Grollend gehorchte
ich und schickte Reize
in Penelopes Gehirn,
um sie aus der
Ohnmacht zu wecken.

Zuerst war sie verwirrt,
als sie mich in sich
spürte. Sobald sie aber
die Augen öffnete,
konnten wir meinen
erschlafften Körper
neben ihr sehen. Einen
Moment lang hielten
wir das liebevolle
Gefühl fest, und dann
warf ich mich hinüber
und suchte meinen
eigenen Körper. Die

Dunkelheit umfing
mich. Ich wurde
ohnmächtig, ohne
überhaupt zu wissen,
ob ich den richtigen Ort
gefunden hatte oder
nicht.



Allmählich wachte ich auf. Als ich die Augen öffnete, erkannte ich, dass ich mich in meinem eigenen Bett

befand. Penny lag wach
neben mir und sah
mich an. Einige
Minuten lang sprachen
wir nicht und waren
einfach damit
zufrieden, dass der
andere noch lebte.

»Ich habe dich
gefühlte«, sagte sie leise.
»Ich lag im Sterben,
aber du wolltest mich
nicht gehen lassen.«

Ein Kloß entstand in meiner Kehle. »Das konnte ich nicht.«

»Du wärest fast zusammen mit mir gestorben«, meinte sie.

»Besser das als die Alternative«, antwortete ich.

»Übrigens bist du wirklich schwanger.«

»Das hast du mir doch schon gesagt.« Sie

machte ein verwirrtes Gesicht. »Geht es dem Baby gut?«

»Ja, es geht ihm gut«, bestätigte ich lächelnd.

Wie immer war Penny rasch von Begriff. »Du hast mich vorher angelogen, was? Du hast gar nicht gewusst, ob ich

wirklich schwanger
bin.«

Ich seufzte. »Ja,
aber es hat doch
funktioniert, oder?«

»Manchmal bist du
wirklich ein
Dreckskerl.« Sie küsste
mich, um ihre
Einschätzung zu
begründen.

Ich zog mich kurz
zurück. »Du solltest

mir dankbar sein.«

»Ich glaube, wir sind jetzt quitt«, erwiderte sie. »Zuerst habe ich dich gerettet.«

»Nein, das meinte ich nicht. Ich habe bei deiner Heilung einige Verbesserungen vorgenommen«, erklärte ich grinsend.

»Was denn?«

»Fühlen sich deine

Brüste nicht etwas anders an?«

Da richtete sie sich plötzlich auf und hob die Hände. Der Anblick, als sie aufgeregt ihre Brüste betastete, war köstlich. »Was hast du getan?«, fragte sie drohend.

»Na ja, ich dachte schon immer, sie

könnten eine Spur
größer sein, also habe
ich etwas
nachgeholfen«, log ich.
Ihr schockiertes
Gesicht war
unbezahlbar. Sofort zog
sie das Kettenhemd aus
und wand sich, um sich
aus dem schweren
Metall und dem
gefütterten Hemd zu
befreien, das sie

darunter trug.

Manchmal glückten
meine Scherze viel
besser als erwartet.

»Sie sehen doch so
aus wie immer! Was
spielst du da für ein
Spielchen?«, fragte sie,
sobald sie sich entblößt
hatte.

Ich konnte nicht
mehr an mich halten
und platzte lauthals

heraus. »Immer mit der Ruhe. Ich habe gar nichts verändert. Sie waren vollkommen, wie sie waren«, versicherte ich ihr.

»Warum sagst du dann so was?«, fragte sie. Mein Blick wanderte über ihre Schultern und ihre wundervollen

Rundungen. Ohne Kettenhemd und das mit Blut getränkte Hemd machte sie einen wesentlich attraktiveren Eindruck. Mein Blick verriet ihr alles, was sie wissen musste. »Du bist unglaublich!« Sie hob das Kettenhemd auf und warf es mir ins Gesicht.

»Au!« Ich schob das blutige Bündel weg und verließ stolpernd das Bett. »Jetzt übertreibst du aber!«

Doch sie dachte längst an etwas anderes. »Was glaubst du, wie lange wir schon hier oben liegen?«, fragte sie unvermittelt.

»Ich weiß nicht einmal, wie wir

hergekommen sind.
Wahrscheinlich haben
uns die Männer
hochgetragen.« Ich trat
ans Fenster. Ein Blick
hinaus sollte die
meisten unserer Fragen
besser beantworten als
jede Spekulation.

Abrupt holte mich
die Wirklichkeit ein. Da
draußen kämpften

Männer ums
Überleben. Wie eine
große Woge, die gegen
einen Fels anbrandet,
stürmte das Heer aus
Gododdin in die Burg
hinein. Die meisten
feindlichen Krieger
drängten sich vor der
Außenmauer und
wollten an den
Verteidigern vorbei
durch die Bresche

eindringen. Ich konzentrierte mich auf das Gedränge auf dem Schutthaufen, wo der Kampf besonders heftig tobte.

Das Sonnenlicht schimmerte auf Dorians silberner Rüstung. Wie ein Löwe zwischen Lämmern machte er jeden nieder, der in seine Nähe kam.

Das Schwert trennte
Köpfe und Gliedmaßen
so leicht ab, wie eine
Sichel die Grashalme
schneidet. Unter den
Gefallenen neben ihm
glaubte ich Marcs
auffällig gefärbten
Übermantel zu
erkennen. Falls er es
tatsächlich war, dann
bewegte er sich nicht

mehr.

Penny stand schon neben mir und zog sich gerade wieder die ramponierte blutige Rüstung an. Stolz hob sie den Kopf, doch ich konnte erkennen, wie ihre Arme und Beine zitterten, als sie sich mühsam ankleidete. »Du gehst da nicht mehr raus«, sagte ich.

»Deine Verletzungen sind noch nicht ausgeheilt. Es wird Wochen dauern, bis du wieder ganz bei Kräften bist.«

Enttäuscht zog sie das Kettenhemd an, musste sich schließlich aber vor Schwäche auf den Diwan setzen. Innerlich zuckte ich zusammen. Das Blut

auf ihrer Rüstung
beschmutzte das
Möbelstück. Sie
bemerkte meinen Blick
und funkelte mich an.
»Sag jetzt kein Wort«,
warnte sie mich.

Ich holte den Beutel
mit den Glasperlen
hervor, die mit der
Falle rings um die Burg
verbunden waren. Wir

durften nicht länger
zögern. Der Hammer
meines Vaters lag in
der Schmiede, und hier
im Zimmer hatte ich
nichts Passendes zur
Hand. Deshalb
konzentrierte ich
meine Willenskraft und
formte mit einem Wort
einen festen harten
Schild um den kleinen
Beutel. Mit

zusammengebissenen
Zähnen zerquetschte
ich das Glas im Innern.
Dann bebte der Boden
unter unseren Füßen.

Draußen vor den
Mauern von Cameron
explodierte die Erde.
Dreck und Steine
flogen Hunderte
Schritte weit durch die
Luft, überall brachen
Brände aus. Tausende

kamen im
Handumdrehen zu
Tode, einige
verbrannten zu
Schlacke, während
andere, die weiter von
den Explosionsherden
entfernt waren, mit
gebrochenen,
zermalmten
Gliedermaßen durch die
Luft geschleudert

wurden. Dorian und die anderen Kämpfer in der Bresche wurden zurückgeworfen und gingen stolpernd zu Boden, ebenso wie die Männer, gegen die sie gekämpft hatten.

Ich trat zur Tür.

Penny rief mir nach:
»Warte, ich komme mit.« Sie stand auf, doch ich konnte schon

sehen, wie sie schwankte.

»Nein, du kommst nicht mit.« Ich kehrte zu ihr zurück und hob sie hoch. Mit der Rüstung war sie fast zu schwer für mich, aber ich schaffte es schließlich doch und trug sie zum Bett. Sie sträubte sich und wollte aufstehen, doch

ich stieß sie sanft
zurück und griff nach
dem verzauberten
Anhänger an ihrem
Hals. Ein Ruck, und die
Kette zerriss. »*Shibal*«,
sagte ich und ließ
Penny schlafend
zurück.

Als ich die Treppe
hinuntersprang, wäre
ich vor Müdigkeit

beinahe gestürzt und
griff mit dem Geist
hinaus, um abermals
die Erde anzurufen.
Dort draußen spürte
ich eine Macht, die
über alles hinausging,
was ich mir je
vorzustellen vermocht
hatte. Ein kleiner Teil
von ihr ging auf mich
über, stärkte meinen
Körper und schenkte

mir neue
Lebensenergie. Ich war
ziemlich sicher, dass
die Wirkung nicht
lange anhalten werde,
aber ich hatte keine
Zeit, mich richtig
auszurufen.

Unten im Hof
erholten sich die
Männer noch von dem
Schreck. Ich erinnerte
mich an Dorians

Ansprache – und vor
allem an den einen
Ausdruck, der
möglicherweise noch
mehr Menschen getötet
hatte als das Wort
»sollte«. »Jetzt ist der
Augenblick gekommen!
Lasst uns diesen
Hundesöhnen zeigen,
aus welchem Holz die
Männer Lothions

geschnitzt sind!«, rief ich. »Für Lothion!«

»Für Lothion!«, wiederholten sie.

»Für Cameron!«, schrie ich.

Sie griffen den Ruf auf und wiederholten ihn immer wieder, bis ich ihre Herzen im Takt mit meinem schlagen spürte. Ich öffnete den Mund und schrie aus

Leibeskräften:
»Angriff!« Wie ein
großes Raubtier
rannten wir los und
legten eilig den Raum
zwischen uns und dem
Feind zurück.

Zuerst versuchte
einer der gegnerischen
Hauptleute noch, die
Truppen zu formieren.
Er stellte sich in den
Steigbügeln auf und

bemühte sich, eine
Aufstellung für seine
Leute zu finden, die
unseren Angriff
abfangen sollte. »*Lyet
Bierek!*«, rief ich im
Rennen. Über seinem
Kopf flammte ein Licht
auf, dann ertönte ein
lauter Knall, und sein
Pferd stieg hoch und
warf ihn ab. Die

Männer in seiner Nähe
waren geblendet und
rannten verwirrt
umher. Binnen
Sekunden brach die
Kampfmoral völlig
zusammen, und das
Heer von Gododdin war
besiegt.

Von diesem Punkt
an verwandelte sich der
Angriff in eine
ausgedehnte Jagd.

Weder wir noch die
Männer, die wir
verfolgten, konnten
lange Zeit laufen. Bald
schritten wir nur noch
hinter ihnen her.

Einige stolperten und
stürzten, und
diejenigen, die wir
fingen, starben schnell.
Wer in den Reihen der
Verteidiger keine Kraft
mehr hatte, blieb

einfach stehen und
ruhte sich aus oder
folgte später nach.
Stunden vergingen, bis
wir das Lager an der
Talstraße erreichten.
Der verstreute Überrest
von Gododdins Heer
vereinigte sich mit den
Verletzten, die sie dort
zurückgelassen hatten.
Ich litt unter

starken
Schuldgefühlen, als ich
den letzten Beutel mit
Steinen hervorholte.
Der Sieg war unser,
aber wir mussten ganz
sichergehen. Wenn die
Feinde, die irgendwie
überlebt hatten, am
folgenden Tag doch
noch einmal einen
Angriff auf die Beine
stellten, waren wir

verloren. Ich knirschte mit den Zähnen und unterdrückte mein Mitgefühl. Hier gab es keinen Raum für Gnade. Ein Wort und eine kurze Willensanstrengung, und ich zerquetschte den Beutel in meiner Hand.

Der Boden erbebte, die Männer sanken auf

die Knie. Später sollte ich erfahren, dass die Erschütterung sogar noch in der Hauptstadt Albamarl zu spüren gewesen war. Am Ende des Tals, dort, wo mein Vater den Damm errichtet hatte, stieg eine gewaltige Wolke aus Rauch und Wasserdampf auf.

Felsen und große
Eisbrocken flogen
meilenweit. Einer
landete sogar in
Lancaster im Burghof
und zerschmetterte
einen Karren.

Sekunden später
erreichte uns auch der
Lärm, der aus dieser
Entfernung nur als ein
dumpfes Grollen zu
hören war.

Schon wenige
Minuten später kam
auch das Wasser, ein
breiter, tosender Strom,
der die Feinde und die
Verwundeten aus dem
improvisierten Lager
spülte. Die Männer
schrien vor Angst, als
das Wasser sie
erreichte, und viele
starben in dem
Augenblick, als die

Woge sie gegen Felsen
und Bäume warf. Die
anderen ertranken, ehe
der Wasserspiegel
wieder sank. Eine
Stunde später war nur
noch ein
Durcheinander von
Treibgut zu sehen. Die
toten Menschen und
Pferde waren vom
Eingang des Tals bis

zum westlichen Ende
verstreut.

Noch nie zuvor in
der ganzen Geschichte
waren an einem Tag so
viele Menschen
gestorben, und ich war
der
Hauptverantwortliche.



Epilog

Ein voller Monat war
seit unserem Sieg
vergangen, und noch
immer fanden wir
Leichen. Es waren so

viele, dass wir die
meisten liegen ließen,
wo sie waren. Wir
hatten nicht genügend
Arbeitskräfte, um all
die Toten
einzusammeln,
geschweige denn, sie zu
begraben. Am Ende
begnügten wir uns
damit, uns um
diejenigen zu
kümmern, die in der

Nähe von Washbrook lagen. Wir schichteten sie übereinander und äscherten sie ein. Der Geruch hielt sich noch tagelang. Wer es erlebt hatte, würde den üblen Gestank vermutlich sein Lebtag nicht mehr vergessen.

Trotz der großen Zahl von Leichen, die wir verbrannt hatten,

und der anderen, die wir verstreut im Tal fanden, war ich sicher, dass eine ansehnliche Anzahl nie entdeckt werden würde. Wir konnten ganz gewiss keine genaue Zählung vornehmen, doch es schien so, als seien sehr viele Tote verschwunden. Ich

hoffte, dass sie bis zum
Formbysumpf
geschwemmt worden
waren, hatte aber ein
ungutes Gefühl.

Außerdem hatten in der
letzten Zeit einige
Patrouillen Männer
beobachtet, die nachts
die Gegend unsicher
machten. Daher holten
wir nach wie vor die
Leute über Nacht in die

Burg. Der Krieg war zwar vorbei, aber es gab immer noch vieles, das wir fürchten mussten. Zu meinen wichtigsten Vorhaben gehörte es nun, die Palisade zu reparieren und einen größeren und dauerhaften Wall rings um Washbrook zu errichten.

Dorian wurde

lebendig und
unversehrt im Burghof
gefunden. Die
Explosionswelle vor der
Burg hatte ihn gegen
einen Stein
geschleudert, neben
dem er besinnungslos
liegen geblieben war.
Er war gar nicht sehr
erbaut darüber, dass er
unseren letzten Angriff

versäumt hatte.

Marcus wurde zwischen den toten Verteidigern der Mauer entdeckt. Er war zwar schwer verletzt, aber bei Bewusstsein. Ein Schwert hatte sein Bein durchbohrt, in der Schulter steckte ein Pfeil. Später heilte ich seine Wunden, doch von diesem Tag an

klagte er immer wieder
über Schmerzen im
Bein. Ich war sicher,
gut gearbeitet zu
haben, und hegte den
Verdacht, dass er nur
jammerte, um mich zu
ärgern. Nachdem seine
Göttin uns verlassen
hatte, veränderte sich
auch sein Verhalten. Er
war jetzt düsterer,
lachte nicht mehr so oft

und blieb häufig still.
Ich machte mir Sorgen,
dass er sich nie wieder
richtig erholen werde.

Mehr als einhundert
unserer Männer waren
bei der Verteidigung
der Mauerbresche
gefallen. Männer aus
Lancaster und
Washbrook. Männer,
die mein Land erst seit

Kurzem als ihre
Heimat betrachtet
hatten. Wenigstens
hatten ihre
Angehörigen überlebt.
Mit der Zeit würde
unsere Gemeinschaft
aufblühen und
gedeihen.

Cyhan wurde in eine
Zelle in Lancaster
gesperrt, da ich auf
Cameron immer noch

keine Möglichkeit hatte, Gefangene festzuhalten. Seine Gemütsverfassung stimmte alle traurig, die ihn achteten und als einen zuverlässigen Gefährten schätzen gelernt hatten. Ich hegte immer noch die Hoffnung, wir könnten ihn freilassen, aber bisher hatte ich noch

nicht die Zeit gefunden,
mich um ihn zu
kümmern. Letzten
Endes wollte ich ihm
einen Platz bei uns
oder die Möglichkeit
anbieten, nach
Albamarl
zurückzukehren.

Vom König waren
keine Botschaften
gekommen, doch seine

Späher waren in der Nähe von Lancaster gesichtet worden. Deshalb hatte ich angenommen, er wisse über den Ausgang unserer Schlacht Bescheid. Ich hatte keine Ahnung, was ich in Zukunft von ihm erwarten konnte, war aber sicher, dass es nichts Angenehmes

sein würde.

An einem warmen
Frühlingstag besuchten
Penny und ich wieder
einmal die Burg
Lancaster. James und
Genevieve begrüßten
uns in der
Eingangshalle. Ich
verzichtete auf jede
Förmlichkeit, umarmte

sie beide, trat einen Schritt zurück und erklärte mit gespielter Ernst: »Ihr erinnert Euch ja sicher an Penelope. Erlaubt mir, sie Euch noch einmal vorzustellen, jetzt allerdings als meine Frau und Gräfin di'Cameron. Penelope Illeniel, hiermit stelle ich dir Durchlaucht

James und
Durchlaucht Genevieve
vor, den Herzog und die
Herzogin von
Lancaster.«

Anschließend verneigte
ich mich und hielt ihre
Hand hoch, damit
James sie nehmen
konnte.

James lachte, denn
sie hatten beide längst
erfahren, dass wir

schon vor einem Monat
geheiratet hatten.

»Mordecai, ich hoffe,
Ihr wisst auch, wie man
eine Dame behandelt.«
Er beugte sich vor und
küsste Pennys Hand.

»Nun necke ihn
nicht so, James«, schalt
Genevieve ihn.

»Manche Dinge muss
man wirklich auf die

richtige Art tun.« Sie nahm Penelopes Hand und sah sie lange an, dann umarmte sie sie. »Ich habe gehört, dass Ihr ein Kind erwartet«, sagte sie, als sie sich wieder voneinander lösten.

Penny lächelte schüchtern. »Das hat man mir gesagt, und mein Körper scheint

der gleichen Meinung zu sein.« Unwillkürlich legte sie die Hand auf den Bauch, der endlich eine kleine Wölbung aufwies.

»Habt Ihr Euch schon überlegt, wie Ihr das Kinderzimmer einrichten wollt?«, fragte Genevieve mit großem Interesse. Natürlich hatte Penny

bereits mit mir darüber
gesprochen. Diese
Faszination konnte ich
nicht verstehen. Ich
selbst hatte zu dieser
Angelegenheit ganz
einfach überhaupt
keine Ideen. Meiner
Ansicht nach sollte
alles ausreichen, was
besser als eine mit
Stroh gefüllte Kiste

war. Diese
Einschätzung behielt
ich freilich tunlichst für
mich.

Die beiden redeten
angeregt über die
verschiedenen
Möglichkeiten, sodass
ich mit James allein
zurückblieb. »Dieses
Thema ist anscheinend
niemals ausgeschöpft«,
bemerkte er, als sie

außer Hörweite waren.

»Wirklich?« Die Einsichten des erfahrenen Vaters waren sicherlich wertvoll für mich.

»Bei jedem unserer drei Kinder hat Ginny das Kinderzimmer neu dekoriert«, weihte er mich ein.

»Warum hat sie es nach dem ersten Kind

nicht einfach so
gelassen, wie es war?«,
fragte ich.

»Das werde ich nie
begreifen«, kicherte er.
»Eins kann ich Euch
sagen, es ist besser,
nicht zu widersprechen.
Wenn sie das Zimmer
bei Eurem zweiten
Kind neu einrichten
will, dann lächelt bloß

und nickt dazu. Die Frage, warum sich ihr Geschmack geändert hat, wird Euch nichts als Ärger bescheren.«

Ich schüttelte den Kopf. Die Geheimnisse der Frauen waren unergründlich, aber ich beschloss, mich an seinen Rat zu halten. »Das werde ich tun«, versprach ich.

»Im Grunde ist es sowieso egal«, erklärte er.

»Warum?«, fragte ich.

»Ihr werdet mühelos einen anderen Weg finden, sie gegen Euch aufzubringen. Ich habe ja gesehen, wie Ihr miteinander zankt. Dazu habt Ihr eine echte Begabung, und

die sollte man pflegen«, grinste er.

Ich stimmte in sein Lachen ein. Danach redeten wir noch über verschiedene Dinge, um die wir uns kümmern mussten. Die Lebensmittel waren ein großes Problem. Die Flutwelle hatte einen Teil der

Frühjahrsaussaat
beschädigt, und die
Ernte, die wir noch
einbringen konnten,
würde kaum
ausreichen, um unsere
Einwohner bis zur
nächsten Ernte zu
ernähren. Ich dachte
aber noch an etwas
anderes und brachte es
nach einer Weile auch
zur Sprache.

»Erinnert Ihr Euch an den Tag, als mein Vater starb?«, fragte ich ihn.

Er wurde ernst.

»Natürlich. Schließlich wäre ich nicht hier, wenn mich die starken Arme Eures Vaters nicht in Sicherheit gebracht hätten.«

»Kurz vor seinem Tod erwähnte er den

Lüster, den er für Euch angefertigt hat«, sagte ich.

»Ich erinnere mich. Ich hätte schon längst daran denken sollen. Lasst uns gehen und ihn ansehen. Die Halle müsste im Augenblick ohnehin verlassen sein. Also lieber jetzt als später, wenn sie das

Abendessen
vorbereiten. Ihr wollt
Euch sicher ungestört
dort umsehen.« Sein
Blick war voller
Mitgefühl.

Zusammen gingen
wir hinaus. Wieder
dachte ich daran, wie
wichtig mir die
Freundschaft des
Herzogs war. »Euer
Vater ist sehr gut zu

mir gewesen«, sagte er unterwegs. »Er hatte viele verborgene Fähigkeiten.«

Ich nickte und wusste nicht recht, was ich dazu sagen sollte.

»Die meisten Menschen haben es nie bemerkt, weil er nicht viel geredet hat, aber mir ist es schon beim ersten Mal aufgefallen,

als er für mich arbeiten sollte«, fuhr er fort.

»Worum ging es denn?«

James kicherte. »An einem unserer Wagen war eine Achse gebrochen. Sie war einen Monat zuvor auf einer Fahrt nach Arundel schon einmal entzweigegangen. Ich

hatte sie dort von dem Schmied reparieren lassen, aber es hielt nicht lange. Euer Vater wusste dazu einige recht drastische Dinge zu sagen.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Schlampige Arbeit hatte er noch nie ausstehen können.
»Wahrscheinlich hat er

sich geweigert, die Achse abermals zu schweißen.«

James' Augen blitzten. »Richtig. Er sagte, ich brauchte eine neu geschmiedete Achse, und die alte sollte einfach auf den Abfallhaufen geworfen werden. Ich wollte sie lieber noch einmal flicken lassen, aber er

wollte nichts davon wissen. Zuerst dachte ich, er wolle mich nur dazu bringen, mehr zu bezahlen, also stritt ich mit ihm. Wisst Ihr, was er mir darauf sagte? «

Ich hatte gute Vorstellungen davon, wie die Antwort ausgefallen sein mochte, wollte ihm

aber nicht die
Geschichte verderben.
»Nein, Sir«, antwortete
ich.

»Er sagte, wenn ich
eine beschissene Arbeit
haben wollte, dann
sollte ich mir dafür
jemand anders suchen.
Dabei hätte er fast
Feuer gespien.«

Ich musste lachen.

»Was habt Ihr

daraufhin getan? «

»Ich ließ die Achse zu einem anderen Schmied bringen. Damals war ich recht wütend auf Euren Vater. Ihr müsst verstehen, dass ich als junger Herzog nicht daran gewöhnt war, dass jemand so mit mir sprach. Ich spielte sogar ernsthaft mit

dem Gedanken, ihn für seine Aufsässigkeit bestrafen zu lassen, beherrschte mich aber. Zwei Monate später brach die Achse erneut.« Er hielt kurz inne, als wir durch die Tür der großen Halle traten.

Der gusseiserne Leuchter hing mitten

über der Haupttafel.
»Was habt Ihr dann
getan?«, drängte ich
meinen Gastgeber.

»Ich schluckte den
Stolz hinunter und
brachte das Ding
wieder zu ihm. Er
verlor kein Wort
darüber, aber seine
Augen verrieten mir,
was er über meine
Dummheit dachte. Als

er fertig war, bezahlte ich ihm das Doppelte von dem, was er verlangte. Danach habe ich nie wieder einen anderen Schmied beschäftigt.« Er lächelte, als die Erinnerungen kamen.

»Diese Geschichte kannte ich noch nicht, aber was Ihr sagt, sieht ihm wirklich ähnlich«,

stimmte ich zu. Als ich
nach oben blickte,
verstand ich, warum
mich mein Vater auf
den Lüster
aufmerksam gemacht
hatte.

Die meisten
Menschen denken
nicht an Kunst, wenn
sie es mit
Eisenarbeiten zu tun

haben, und Royce war tatsächlich nie ein Künstler gewesen, oder jedenfalls nicht im engeren Sinne. Er hatte einfach nur sehr gute Arbeit geleistet. Der Lüster war sogar recht einfach konstruiert. Lange, elegant geschwungene Speichen gingen vom Mittelpunkt aus und

trugen einen Ring für
die Lampen. Ich kannte
seine Arbeitsweise gut
genug, um zu wissen,
wo sich die
Schweißnähte
befanden, doch mit
dem bloßen Auge
konnte man sie nicht
erkennen. Er hatte das
Metall geschmirgelt
und nachbearbeitet, bis
alle Unebenheiten an

den Nahtstellen
verschwunden waren.

Für ein
ungeschultes Auge
mochte dies einfach ein
schöner Leuchter sein,
aber ich konnte
erkennen, wie
gewissenhaft Royce
gearbeitet hatte. Das
Ergebnis war in jeder
Hinsicht vollkommen.

Lange starrte ich das Stück an, bis es mir vor den Augen verschwamm und ich die Tränen wegwischen musste.

Er hatte ihn nicht für mich oder für sonst jemanden hervorgebracht. Wie alles andere hatte er auch dieses Stück ausschließlich aus der

Freude am Erschaffen
selbst geschmiedet.
Seine Botschaft war
mir sofort klar. Wieder
hörte ich die Worte, die
er mir so oft gesagt
hatte: *Wenn es eine
Sache wert ist, getan zu
werden, dann ist sie es
auch wert, richtig getan
zu werden.*

Mein Vater hatte
nicht immer Erfolg

gehabt, denn er war ebenso unvollkommen gewesen, wie ich es war, aber er hatte es wenigstens immer und überall versucht. Ich konnte nur hoffen, seinem Vorbild gerecht zu werden.



Nachwort

An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass mein eigener Vater gestorben ist, als ich mit der Arbeit an

diesem Buch begann.
Sein Tod hatte großen
Einfluss auf die
Stimmung der
Erzählung. Vieles von
dem, was ich über
Royce Eldridge schrieb,
beruht auf den
Erinnerungen an ihn
und auf den Dingen,
die er mir in meiner
eigenen Kindheit
erzählte. Natürlich

musste ich
Anpassungen
vornehmen, aber dem
Geiste nach entspricht
es ihm durchaus. Sein
letzter Auftritt in dem
Buch und der Epilog
wurden unmittelbar
durch meine eigenen
Erfahrungen während
seiner letzten Tage
angeregt. Ich kann nur
hoffen, dass es ihm

gefallen hätte.